



DIE DICHTER
des deutschen Volkes.

—•••—
ALBUM
des
Gediegensten und Ausgezeichnetsten
aus
den Werken deutscher Dichter.

—•••—
II.

—•••—
BERLIN.
Verlag von A. Hofmann & Comp
1848.

Titelruch von J. Waeger in Berlin.

2

Volksthümliche Dichter.

Claudius, Schubart, Hebel, Gröbel u. s. w.



ein gleich die Kämpfe und Siege des großen Friedrich, in der Mitte des verfloffenen Jahrhunderts fast ausschließlich die Augen des ganzen Europa auf sich zogen, so war die Bewegung, welche sie hervorriefen, mochte dieselbe in politischer Beziehung auch von der höchsten Bedeutung sein, doch keine so nationale und volksthümliche gewesen, als daß sie irgend wie auf Dichter und Dichtkunst einen bedeutendern Einfluß geübt hätte. Zwar dichtete Gleim damals die preussischen Kriegelieder eines Grenadiers, und Kamler, Peter H. und Andere blieben nicht hinter ihm zurück, aber alle diese Lieder könnte man eher als Gelegenheitsgedichte bezeichnen, die weit entfernt waren, aus dem frischen, gesunden Mark der Nationalität zu entspringen. Bei vielen, wir können sagen bei den meisten Dichtern jener Periode, war es nicht ein Drang von innen heraus, an welchem sich ihre Muse begeisterte, sondern eine Art von Manie, die deutsche Sprache nach fremdartigen Mustern und Formen zu zu dreheln, und wenn man Klopstock den deutschen Homer nannte, wollte man auch einen deutschen Horaz, Theokrit, Anakreon, u. s. w. haben, und wirklich wurde auch Gleim von der kraßsüßelnden Kritik der damaligen Zeit als der deutsche Tyrtäus bezeichnet, nachdem man ihm schon früher mit Anakreon verglichen, obwohl er von dem Einen so entfernt war, als von dem Andern. So sehen wir denn auch die deutsche Muse der damaligen Zeit, wie eine arme Komödiantin umherlaufen, oder wie die hölzerne Gliederpuppe in dem Atelier eines Malers, bald mit diesem, bald mit jenem bunten Kappen beklebt, um sich dem verdorrnen Geschmack des Dichters und des Publikums anzupassen.

Bürger und diejenigen Dichter, welche unter dem Namen der Göttinger vorzugsweise gekannt sind, (man vergleiche jenen Abschnitt unseres Werkes) gewannen zunächst die Ueberzeugung, wie dieses Künsteln der Form aller wahren Poesie den Untergang drohle, und sie machten sich mit Eifer und Feuer darüber her, diesen Krebschaden zu kuriren. Zunächst fanden sie in den vaterländischen Ideen, welche Klopstock angeregt hatte, ihre unermesslichste Basis, aber während dieser große Dichter sich, von der zerrissenen Gegenwart ab der Vergangenheit zuwendete, und bei den Hünengräbern versunkener Heldengeschlechter weilt, hatte dagegen Herder es begriffen, daß zur Erstarkung eines Nationalgefühls das begeisterte Zurückschauen in die Vergangenheit nicht ausreichte, sondern daß es der Beruf des Dichters sei, für die Gegenwart und deren Besserwerden zu sorgen. — Diesem entschiedenen Streben nach volksthümlichen Gehalt, der sich bei Herder recht klar und lebensfrisch findet, schlossen sich also die Jünger des Hainbundes an, und da ihnen vor Allem daran lag, der Idee das Uebergewicht über die Form zu geben, so vernachlässigten sie dieselbe größtentheils mit einer Art von Absichtlichkeit, die ihnen von ihren Widersachern zum heftigsten Vorwurf gemacht wurde. (J. S. Erd. v. Schiller in seinem Aufsatz über Bürger's Gedichte.) Dennoch war es grade Bürger, der selbst eingestehet, wie mächtig Herders Einfluß auf ihn gewirkt. In einem Briefe an seinen Freund Boje sagt er unter Andern: „O, welche Wonne, als ich fand, daß ein Mann, wie Herder, eben das von der Lyrik des Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel schon längst davon gedacht und empfunden hatte.“ —

I. Band. XI. Heft.

Die Bestrebungen des Göttinger Dichterbundes blieben indessen trotz aller Anfeindungen, welche sie Anfangs zu erdulden hatten, nicht ohne den bedeutendsten Erfolg, denn aus ihm heraus bildete sich die deutsche Volkspoesie in ächt nationaler Kraft und Fülle, üppig hervorblühend aus dem Boden des erwachenden Volksbewußtseins.

Einer der deutschen Volksdichter, die jener früheren Periode angehören, und der besonders mit H. Voss viel Aehnlichkeit in der Auffassung hat, ist Matthias Claudius. Geb. den 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein, lebte er erst als Privatmann zu Wandsbeck, wurde dann Revisor der schleswig-holsteinischen Bank zu Altona und starb den 12. Jan. 1815 zu Wandsbeck. Indessen findet sich auch noch in seinen Gedichten unverkennbar ein gekünsteltes Streben nach möglichster Einfachheit der Form, und ein ängstliches Vermeiden jedes äußerlichen Schmuckes. — Aber in allen seinen Gedichten finden wir eine innige Empfindung, gesunden Verstand und gemüthliche Laune. Das bekannte Rheinweintied ist ein echtes Volkslied geworden und noch viele andere Gedichte von ihm leben noch heut im Munde des Volkes. — Seine gesammelten Schriften erschienen unter dem Titel: „Sämmtliche Werke des wandsbecker Sotens“, wie er sich von seinem Lieblingsaufenthalte zu Wandsbeck nannte; — außerdem haben wir von ihm mehrere Uebersetzungen wie: Teraffon's Selhos, Ramsay's Reisen des Cyrus u. a. m., die indessen weniger wichtig sind.

Gleichzeitig mit Claudius müssen wir hier den fast ganz vergessenen Overbeck nennen (geb. 1755 zu Lübeck, gest. eben daselbst als Senator 1821). Wir haben seine zwar etwas sentimentalen, aber dabei recht harmonisch klingenden, lieblichen Gedichte gewiß alle in Anthologien jener Zeit gefunden und gern gelesen, und das schöne Lied „Das waren mir selige Tage“ ein Musterwerk rhytmischer Vollendung, klingt aus den schönen Träumen unserer Kindheit wie fernes Rauschen des Windes in der Waldeinsamkeit zu uns herauf.

Kräftiger dagegen und sich mit seiner Muse nicht in der schönen duftigen Natur ergehend, sondern unter den Menschen, die dieselbe als Sklaven bewohnten, trat Schubart auf? Schon Bürger hatte vor ihm Aehnliches laut werden lassen, z. B. „der Bauer an seinen Durchlauchtigsten Tyrannen“; Stollberg in seiner Ode an den Kronprinzen von Dänemark; Müller, „der Todesengel am Bette eines Tyrannen“ hatten die gleiche Tendenz im Auge gehabt, als sich Schubart mit gewaltiger Kraft ebenfalls erhob.

Gewiß würde dieser Dichter, in welchem sich die glänzendsten Eigenschaften vereinten, und dessen Lieder um so mehr Eingang in's Volk fanden, da er selbst Componist war, den bedeutendsten Einfluß auf seine Zeit ausgeübt haben, wenn nicht sein eigenes Leben selbst so zerrissen und niedergedrückt gewesen wäre. Er war am 26. März 1739 zu Obersantheim in der ehemaligen Grafschaft Limburg geboren, wo sein Vater Schullehrer und Pfarrvicar war. Er besuchte das Lyceum zu Nördlingen und die Schule zum heiligen Geist in Nürnberg, studirte dann in Jena Theologie, worauf er später Schullehrer in Geislingen wurde und sich dort verheirathete. Wegen der Verfälschung eines satyrischen Liedes und einer Parodie auf die Litanei wurde er seines Amtes entsetzt, und kam nach vielen Schicksalen nach Augsburg, wo er seine deutsche Chronik herausgab. Sein Hang zur Satyre, dem er auch hier frei den Sichel schiefen ließ, machte ihm viele Feinde und endlich sah er sich genöthigt, die Stadt zu verlassen und ging nach Ulm, wo er seine Chronik fortsetzte. Auf Veranlassung der Kaiserin Maria Theresia, welche er in diesem Blatte angegriffen hatte, wurde er durch die Verräthererei eines Schammlen in's Württembergische Gebiet gelockt, von der dortigen Behörde auf landesherrlichen Befehl arretirt und auf die Festung Asperg gebracht, wo der Unglückliche zehn Jahre lang, ohne Urtheil und Verhör als Gefangener blieb. Endlich, im März 1787 befreit und zum Hof- und Theaterdichter in Stuttgart ernannt, starb er schon vier Jahre später (10. October 1791.) in Folge seines langen Aufenthalles im Kerker.

Schubart's Gedichte, unter denen wir besonders das „Kaplied, die Fürstengruft, die Linde, der Gefangene, das Müllerherz“ (vergl. unten) hervorheben, sind zu den schönsten Erzeugnissen deutscher Poesie zu rechnen und werden jederzeit das Eigenthum des Volkes bleiben.

Siemlich verwandt mit ihm in seinen unglücklichen Schicksalen geistiger Beziehung ist Johann Gottfried Seume, dessen Namen wir ebenfalls hier nennen wollen, obwohl seinen eigentlichen Gedichten nach, er nicht in diese Kategorie gehört.

Das Bestreben, eine populäre Poesie zu schaffen, mußte indessen bald noch einen Schritt weiter führen, nämlich zur Bearbeitung der Dialekte, welche seit der Reformation und der Ausbildung des Hochdeutschen als alleinige Schriftsprache fast gänzlich in den Hintergrund

zurückgedrängt worden waren. Unbestreitbar hat Heine. Vos hier wieder das Verdienst, der Poesie diese neue Bahn gebrochen zu haben, denn alle jene kleineren Gedichte, welche vor ihm in dieser oder jener Mundart geschrieben sein mögen, sind doch ganz ohne alle poetische Bedeutung. Er selbst sagt, gleichsam um das Ungewöhnliche, Fremde zu entschuldigen, in einer Anmerkung zu seinen plattdeutschen Idyllen: „Sei dergleichen Sittengewälden niedersächsischer Landente schien der Gebrauch ihrer Muttersprache desto zulässiger, da viele Ausdrücke den Sitten so völlig gemäß sind, daß sie das Hochdeutsche nur geschwächt und in fremdem Tone wiedergeben vermag.“ Ferner sagt er eben daselbst mit besonderem Bezug auf die Idylle: „der Winterabend.“ In dieser und der zehnten Idylle habe ich versucht, die reiche und wohlklingende Sassenprache nach den Regeln, wie sie bis zu unsern Aeltern vor Gericht, auf der Kanzel und im gebildeten Umgang gehört und in geistlichen und weltlichen Büchern gelesen ward, richtig und mit Auswahl zu behandeln. Man erwarte also kein verwahrlostes Plattdeutsch, aus dem niedrigen Leben aufgerafft, noch weniger ein Plattdeutsch der besonderen Mundarten in Holstein, in Mecklenburg, in Westphalen, oder wo sonst unsere Sprache in eigenhümliche Sprechung ausartele. Denn wer würde dem Hochdeutschen verfallen, für Luthers altmeisnische, aber von allen geistvollen Deutschen fortgebildete Sprache die Mundart des heutigen Meisens oder eine andere, und diese noch mit den Sprachfehlern der Unwissenheit zu schreiben? Mein Wunsch war, mit Vermeidung zu alter Worte und Fügungen, einen schüchternen Nachhall der sassischen Buchsprache zu wagen, die von allen Niederdeutschen zum öffentlichen Vortrage gebraucht wurde, und neben der Hochdeutschen, als sanfteren Schwester fortkublihen verdient hätte.

Wie nur also Vos die sogenannte plattdeutsche Mundart, behandelte Johann Martin Usteri den schweizerischen Dialekt. — Dieser geniale Dichter wurde im Jahre 1763 zu Zürich geboren, wo er theils in dortigen Schulen, theils im Hause seines Vaters, eines angesehenen Kaufmanns, seine Bildung empfing, die er späterhin auf seinen Reisen durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich vervollkommnete. Nach seiner Rückkehr trat er in das Geschäft seines Vaters ein, welches er bis zum Jahre 1804 forsführte, wo er dasselbe niederlegte, um sich ungeflöt den Künsten und Wissenschaften, so wie auch den öffentlichen Geschäften zu widmen. Er wurde später Mitglied der Regierung und starb am 29. Juli 1827. — Seine Dichtungen, selbst die hochdeutschen, haben die allgemeinste Anerkennung gefunden; das schöne Lied „Freut Euch des Lebens ic.“ ist im Munde Aller; aber dennoch stehen seine Arbeiten in schweizerischem Dialekt weit über jene. (M. vergl. die unten angeführten).

Die größte Vollkommenheit in dieser Gattung der Poesie erreichte indessen vor allen andern der berühmte Johann Peter Hebel, der neben der gemüthlichen Gefühlsanschauung Usteri's eine ungläubliche Fülle dichterischer Auffassungskraft besitzt, die ihn weit über Jenen erheben.

Hebel wurde am 11. Mai 1760 in Baden geboren, studirte Theologie und wurde Professor und Consistorialrath zu Karlsruhe. Im Jahre 1819 zum protestantischen Prälaten ernannt, trat er als solcher in die badische Ständeversammlung und starb am 22. September 1826.

Sellen hat ein Dichter von seinen Zeitgenossen eine so ungetrübte Anerkennung gefunden als Hebel. — „Sein Talent; sagt Göthe von ihm; neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohen Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Dasein, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen plegen und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst hinaufzuheben. Auf der andern Seite neigt er sich zum sittlich Didactischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personification zu Hülfe und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Wenn antike oder andere, durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter, das sogenannte Leblose durch allegorische Figuren beleben, Nymphen, Dryaden ic. an die Stelle der Felsen, Quellen und Bäume setzen, so verwandelt dieser Dichter dagegen diese Naturgegenstände zu Landeuten und verbäuert, auf die naivste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man dem doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eines auszumachen scheint. Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterheit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwähigkeit, Darstellungsgabe und neckische Sprechweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt,

auszuführen. Wenden wir von der Erde unsere Augen an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter den Fensterladen; der Mond, ihr Mann kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sei, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf, als die Mutter, um sein Liebchen zu besuchen. Hat der Dichter auf Erden seine Liebsteute vorzustellen, so weiß er überall etwas Abenteuerliches drein zu mischen. Sehr gern verweilt er bei Gewerbe und häuslicher Beschäftigung, Jahres- und Tageszeiten zu schildern, gelingt ihm ganz besonders. Hier kommt ihm zu Gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenheiten der Zustände zu fassen und zu schildern. In gleicher Stufe führt er uns zu Pflanzen und Thieren. Andere Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unstlichen ab zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben Jenseits, mit Ernst, ja melancholisch aus. — Allen diesen innern Eigenschaften nun kam die behagliche, naive Sprache sehr zu Statten, aus der sich Hebel einen Styl bildete, der zu diesem Zweck vor unsrer Luthersprache große Vorzüge hat.

Dieses idealtirende Princip, durch welches Hebel so hoch über alle anderen Volksdichter steht, schloß auch dem wackeren Gröbel, der überall die Lebensverhältnisse, in denen sich seine Dichtungen bewegen, nur von der rein menschlichen Seite auffaßt, und Alles, was er schildert, nur als das Produkt des gesellschaftlichen, hausbackenen Lebens darzustellen gewohnt ist. Nichts desto weniger kann man auch diesem Dichter die Anerkennung seines seltenen und glücklichen Talentes nicht versagen. Zunächst zeichnen sich alle seine Gedichte durch eine glückliche Wahl des Stoffes aus, den er dann wieder eben so glücklich zu bearbeiten weiß, während der der Sache selbst vollkommen angepasste Ausdruck eine seltene gemüthliche Behaglichkeit bei dem Leser hervorbringt. Johann Conrad Gröbel war übrigens am 3. Juli 1736 zu Nürnberg geboren und trieb dort das Gewerbe seines Vaters, welcher Flaschner war. Er starb den 8. März 1809. — Außer ihm ist unter den neueren Dichtern, die sich einer besondern Mundart bedienen, hier noch Gornemann zu erwähnen, dessen reiches und schönes Talent die vollständigste Anerkennung gefunden hat. — Auch Langbeins, des viel gelesenen wollen wir hier gedenken, obgleich derselbe weit hinter den beiden letztgenannten Dichtern zurücksteht und seine Lieder auch nur in hochdeutscher Sprache geschrieben sind. Es ist indessen viel Aehnlichkeit zwischen ihm und Gröbel, indem auch er eine sehr glückliche Erfindung des Stoffes besaß; aber in der Ausführung ist ein unbestreitbares Haschen nach Effect sichtbar, wodurch er oft grade langweilig und ermüdend wird. — Auch grenzt das komische Princip in seinen Gedichten nahe an Trivialität. — Langbein war im Jahre 1751 zu Kadeberg bei Dresden geboren und studirte zu Leipzig die Rechte. — Nachdem er längere Zeit in Dresden Advokat und Kanzlist des geheimen Archivs gewesen, ging er im Jahre 1800 nach Berlin, wo er das Amt eines Censors bekleidete und ebendasselbst 1838 starb.

Die nachfolgenden Gedichte entlehnen wir aus den Sammlungen der betreffenden Dichter.



Matthias Claudius.

Rheinweiniied.



Bekränzt mit Laub den lieben vollen
Becher,

Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europa, Ihr Herren Becher,
Ist solch ein Wein nicht mehr.

Er kommt nicht her aus Hungarn, noch
aus Polen,

Noch wo man franzmann'sch spricht;
Da mag Sankt Veit, der Ritter, Wein sich holen,
Wir holen ihn da nicht.

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle;
Wie wär' er sonst so gut!
Wie wär' er sonst so edel, wäre stille,
Und doch voll Kraft und Muth!

Er wächst nicht überall im deutschen Reiche;
Und viele Berge, hört,
Sind, wie die weilsand Creter, faule Bänche,
Und nicht der Stelle werth.

Thüringens Berge, zum Exempel, bringen
Gewächs, sieht aus, wie Wein;
Ist's aber nicht. Man kann dabei nicht singen,
Dabei nicht fröhlich sein.

Im Erzgebirge dürst Ihr auch nicht suchen,
Wenn Ihr Wein finden wollt,
Das bringt nur Silbererz und Koboldkuden,
Und Etwas Laufegeld.

Der Blocksberg ist der lange Herr Philister,
Er macht nur Wind, wie der;
Drum tanzen auch der Kuckuk und sein Küster
Auf ihm die Kreuz und Quert.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben
Gefegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

So trinkt ihn denn, und laßt uns aller Wege
Uns freun und fröhlich sein!
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!

Die Sternscherin.



Ich sehe oft um Mitternacht,
Wenn ich mein Werk gethan,
Und Niemand mehr im Hause wacht,
Die Stern' am Himmel an.

Sie gehn da, hin und her zerstreut,
Als Lämmer auf der Flur;
In Rudeln auch, und aufgereiht,
Wie Perlen an der Schnur;

Und funkeln alle weit und breit,
 Und funkeln rein und schön;
 Ich seh' die große Herrlichkeit,
 Und kann mich satt nicht sehn.

Dann saget unter'm Himmelszelt
 Mein Herz mir in der Brust;
 „Es gibt was Bessers in der Welt,
 Als all' ihr Schmerz und Lust.“

Ich werf' mich auf mein Lager hin,
 Und liege lange wach,
 Und suche es in meinem Sinn,
 Und sehne mich darnach.

Christian Adolf Overbeck.

Fischerlied.

Wer gleicht uns freudigen

Fischern im Kahn?
 Wir wissen die schmeidigen
 Fische zu fahn.
 Wir sitzen und schweben
 Geflügelten Lauf;
 Wir tanzen und heben
 Die Füße nicht auf.

Bald hauchen uns säumende
 Lüftchen ins Ohr;
 Bald heben uns schäumende
 Wogen empor.
 Dann brüllt's an den Klippen
 Und Felsen hinan;
 Dann schüttern die Rippen
 Den taumelnden Kahn.

Doch laßt nur des saufenden
 Sturm's unser Muth
 Und erntet der brausenden
 Tiefe Tribut.


Wir freuen uns des Meeres,
 So wild es auch scheint,
 Und traun ihm, als wär' es
 Mit Planken umzäunt.

Wir fahren mit sinkendem
 Vollmond hinaus,
 Und kehren mit blinkendem
 Kahne nach Haus.
 Uns geben die Netze,
 Früh Morgens gestellt,
 Lebendige Schätze
 Und Abends süßen Guld.

Wohl bergen uns schützende
 Hütten die Nacht,
 Bis wieder das bligende
 Sternchen erwacht.
 So geht es, und nimmer,
 Geh's anders, als gut,
 Ein Fischer hat immer
 Gar fröhlichen Muth.

Christian Friedrich Daniel Schubart.

Der Gefangene.

efangner Mann, ein armer Mann!
Durd's schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an,
Und wein' und seufze bitter.

Die Sonne, sonst so hell und rund,
Schaut trüb' auf mich herunter;
Und kömmt' die braune Abendstund',
So geht sie blutig unter.

Mir ist der Mond so gelb, so bleich,
Er wallt im Wittwenschleier;
Die Sterne mir — sind Fackeln gleich
Bei einer Todtenfeier.

Mag sehen nicht die Blümlein blühen,
Nicht fühlen Lenzeswehen;
Ach! lieber sah' ich Rosmarin
Im Duft der Gräber stehen.

Bergebens wiegt der Abendhauch
Für mich die goldnen Aehren;
Mächt' nur in meinem Felsenband
Die Stürme brausen hören.

Was hilft mir Thau und Sonnenschein
Im Busen einer Rose?
Denn Nichts ist mein; ach Nichts ist mein
Im Muttererdschoße.

Kann nimmer an der Gattin Brust,
Nicht an der Kinder Wangen
Mit Gattenwonne, Vaterlust
In Himmelsthänen hängen.

Gefangner Mann, ein armer Mann!
Fern von den Lieben allen,
Muß ich des Lebens Dornenbahn
In Schauernächten wallen.

Es gähnt mich an die Einsamkeit,
Ich wälze mich auf Kesseln;
Und selbst mein Beten wird entweiht
Dem Klirren meiner Fesseln.

Mich drängt der hohen Freiheit Ruf;
Ich fühl's, daß Gott nur Sklaven
Und Teufel für die Ketten schuf,
Um sie damit zu strafen.

Was hab' ich, Brüder, Euch gethan?
Kommt doch und seht mich Armen!
Gefangner Mann, ein armer Mann!
Ach, habt mit mir Erbarmen!

Das Mutterherz.

Mutterherz, o Mutterherz!

Ach! wer senkte diese Regung,
Diese stuhende Bewegung,
Diese Wonne, diesen Schmerz
Süß und schauernd in Dich!

Gott, der Herzenbilder,
Sprach zur rothen Fluth
In den Afern: Wüder
Fließe, still und gut!

Und da strömten Flammen
Alle himmelwärts
In der Brust zusammen —
Und es ward ein Mutterherz.

Mutterherz, o Mutterherz!
Diese liebevolle Regung,
Diese stuhende Bewegung,
Diese Wonne, diesen Schmerz
Senkte Gott, nur Gott in Dich!

Kaplied.

Auf, auf! Ihr Brüder, und seid stark,

Der Abschiedstag ist da!
Schwer liegt er auf der Seele, schwer!
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.

Ein dichter Kreis von Lieben steht,
Ihr Brüder, um uns her;
Uns knüpft so manches theure Band
An unser deutsches Vaterland,
Drum fällt der Abschied schwer.

Dem bieten graue Eltern noch
Zum letztenmal die Hand;
Den kosen Bruder, Schwester, Freund;
Und Alles schweigt, und Alles weint,
Tobbläß von uns gewandt.

Und, wie ein Geist, schlingt um den Hals
Das Liebchen sich herum:
Willst mich verlassen, liebes Herz,
Auf ewig? — und der bittere Schmerz
Mach't's arme Liebchen stumm.

Ist hart — drum wiehle Du, Tambour,
Den Generalmarsch drein!
Der Abschied macht uns sonst zu weich,
Wir weinten, kleinen Kindern gleich —
Es muß geschieden sein.

Lebt wohl, Ihr Freunde! Sehn wir uns
Vielleicht zum letztenmal;
So denk, nicht für die kurze Zeit,
Freundschaft ist für die Ewigkeit,
Und Gott ist überall.

An Deutschlands Grenze fällen wir
Mit Erde unsre Hand,
Und küssen sie — das sei der Dank
Für Deine Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!

Wenn dann die Meereswoge sich
An unserm Schiffe bricht,
So segeln wir gelassen fort;
Denn Gott ist hier, und Gott ist dort,
Und der verläßt uns nicht!

Und ha! wenn sich der Tafelberg
Aus blauen Dästen hebt;
So strecken wir empor die Hand,
Und jauchzen: Land! Ihr Brüder, Land!
Daß unser Schiff erbebt.

Und wenn Soldat und Offizier
Gesund ans Ufer springt,
Dann jubeln wir: Ihr Brüder, ha!
Nun sind wir ja in Afrika.
Und Alles dankt und singt.

Wir leben drauf in fernem Land
Als Deutsche brav und gut,
Und sagen soll man weit und breit,
Die Deutschen sind doch brave Leut',
Sie haben Geist und Muth.

Und trinken auf dem Hoffnungskay
Wir seinen Götterwein;
So denken wir, von Sehnsucht weich,
Ihr fernem Freunde, dann an Euch;
Und Thränen fließen drein.

Die Fürstengruft.

Da liegen sie, die stolzen Fürstentrümmer,
Ehmals die Höhen ihrer Welt!
Da liegen sie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blassen Tags erhellt.

Die alten Särge leuchten in der dunklen
Verwesungsgruft, wie faules Holz;
Wie matt die großen Silberschilde funkeln,
Der Fürsten letzter Stolz!

Entsetzen packt den Wanderer hier am Haare,
Geußt Schauer über seine Haut,
Wo Gütlichkeit, gelehnt an eine Bahre,
Aus hohlen Augen schaut.

Wie fürchterlich ist hier des Nachhalls Stimme!
Ein Zehentritt hört seine Ruh'.
Kein Wetter Gottes spricht mit lauterm Grimme:
O Mensch, wie klein bist Du!

Denn ach! hier liegt der edle Fürst, der gute,
Zum Völkervergen einigt gesandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthen
Im Jern zusammenband.

An ihren Urnen weinen Marmorgeister;
Doch kalte Thränen nur von Stein,
Und lachend grub, vielleicht ein welscher Meister,
Sie einigt dem Marmor ein.

Da liegen Schädel mit verloschnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht,
Der Menschheit Schrecken! — Denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.

Nun ist die Hand herabgefaukt zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weissen, der am Thron zu laut gesprochen,
In harte Fesseln schlug.

Zum Todtenbein ist nun die Brust geworden,
Einst eingehüllt in Goldgewand,
Daran ein Stern und ein entweihter Orden,
Wie zween Kometen, stand.

Vertrocknet und verschrumpft sind die Kanäle,
D' in gelbes Blut, wie Feuer, floß,
Das schäumend Gift der Unschuld in die Seele,
Wie in den Körper goß.

Spricht, Höflinge, mit Ehrfurcht auf der Lippe,
Nun Schmeichelein in's taube Ohr! —
Veräuchert das durchlauchtige Gerippe
Mit Weihrauch, wie zuvor!

Er sieht nicht auf, Euch Beifall zuzulächeln,
Und wiehert keine Boten mehr,
Damit geschminkte Josen ihn besächeln,
Schamlos und geil, wie er.

Sie liegen nun, den eisern Schlaf zu schlafen,
Die Menschengesellen, unbetrourt,
Im Felsengrab, verächtlicher, als Sklaven,
In Kerker eingemauert.

Sie, die im ehernen Busen niemals fühlten
Die Schrecken der Religion,
Und gottgeschaffne, bessere Menschen hielten
Für Vieh, bestimmt zur Frohn;

Die das Gewissen, jenen mächt'gen Kläger,
Der alle Schulden nieder schreibt,
Durch Trommelschlag, durch welsche Trillerjäger
Und Jagdlärm übertäubt;

Die Hunde nur und Pferd' und fremde Diener
Mit Gnade lohten, und Genie
Und Weisheit darben ließen; denn das Zürnen
Der Geister schreckte sie;

Die liegen nun in dieser Schauergrötte,
Mit Staub und Würmern zugebedt.
So stumm! so ruhmlos! noch von keinem Gotte
In's Leben aufgewekt.

Weckt sie nur nicht mit Euren hangen Redzen,
Ihr Scharen, die sie arm gemacht,
Verscheucht die Raben, daß von ihrem Krächzen
Kein Wüthrich hier erwacht!

Hier klatsche nicht des armenLandmannsPeitsche,
Die Nachts das Wild vom Acker scheucht!
An diesem Gitter weile nicht der Deutsche,
Der sich vorüberkreucht!

Hier heule nicht der bleiche Waisenknabe,
Dem ein Tyrann den Vater nahm!
Nie fluche hier der Krüppel an dem Stabe
Bom fremden Solde lahm.

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menschlicher, erweckt sie nicht!
Ha! früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht;

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn sie im Grimm der Richter weckt,
Und ihre Gräul zu einem Berge häufen,
Der flammend sie bedeckt.

Ihr aber, bessere Fürsten, schlummert süße
Im Nachtgewölbe dieser Gruft!
Schon wandelt Euer Geist im Paradiese,
Gehüllt in Blüthenduft.

Saudzt nur entgegen jenem großen Tage,
Der aller Fürsten Thaten wiegt,
Wie Sternklang tönt Euch des Richters Wage
Drauf Eure „Jugend liegt.

Ah, unterm Lispeln Eurer frohen Brüder —
Ihr habt sie satt und froh gemacht —
Wird Eure volle Schale sinken nieder,
Wenn Ihr zum Lohn erwacht.

Wie wird's Euch sein, wenn Ihr vom Sonnenthrone
Des Richters Stimme wandeln hört:
„Ihr Brüder nehmt auf ewig hin die Krone,
Ihr seid zu herrschen werth!“

Johann Martin Usteri.

Rundgesang.

Chor. Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose,
Oh' sie verblüht!
So mancher schafft sich Sorg' und Müh,
Sucht Dornen auf, und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das ihm am Wege blüht.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Wenn scheu die Schöpfung sich verhüllt,
Und lauter Donner ob uns brüllt,
So scheint am Abend nach dem Sturm
Die Sonne, ach! so schön!

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Wer Neid und Mißgunst sorgsam flieht,
Genügsamkeit im Gärtchen zieht,
Dem schießt sie bald zum Bäumchen auf,
Das goldne Früchte bringt.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Wer Medlichkeit und Treue übt,
Und gern dem ärmern Bruder giebt,
Da siedelt sich Zufriedenheit
So gerne bei ihm an.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Und wenn der Pfad sich fürchtbar engt,
Und Mißgeschick uns plagt und drängt,

So reicht die holde Freundschaft stets
Dem Redlichen die Hand.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Sie trocknet ihm die Thränen ab,
Und streut ihm Blumen bis in's Grab;
Sie wandelt Nacht in Dämmerung,
Und Dämmerung in Licht.

Chor. Freut Euch des Lebens, u. s. w.
Sie ist des Lebens schönstes Band,
Schlagt, Brüder, traulich Hand in Hand,
So wallt man froh, so wallt man leicht
In's bessere Vaterland.

Chor. Freut Euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Oh' sie verblüht!

So wird's choh.

Das Mütterli geht mit dem Meitschli in
Mert,
Es chaufft em es Güütschli, es chaufft em es Pfert,
Und Güggele und Huchndli, und Schäfli vo Bley,
Und Blättli und Täppli vo Holz und vo Bley.

Und wenn's i feuf Jahre denn wider wird gah,
So laht's denn, i wette, die Güggele stah!
Es lieest denn e gar e schönes Döcketli uus,
Und macht ehm es Nöckli und püglet es uus.

Und wenn's nach feuf Jahre denn wider wird
gah,
So laht's denn, so mein i, au d' Döcketli stah:
Es chrömlet denn Bendel, und Spizli und Schuh,
Und schielet den artige Herrlene zu.

Und gah't's nah feuf Jahre denn wider in Mert,
Denn chaufft's wider Güütschli und Wäge und Pfert,
Und Blättli und Täppli vo Holz und vo Bley,
Und bringt si sym eigene Meitscheli hey.

Johann Peter Hebel.

Die Mutter am Christabend.

Sie schläft, er schläft. Do lit er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
by Lieb und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnt's m'im Ghind im Schlof!

Verwachmer nit, verwachmer nit!
Di Muetter goht mit stillem Tritt,
sie goht mit zartem Muetterfinn,
Und holt e Baum im Ghämmerli d'inn!

Was henki Der denn dra?
 Ne schöne Lebduche-Ma,
 ne Giggeli, ne Mummeli
 und Blüemli wiis und roth und gel,
 vom allerfinste Zuckermehl.

's isch gnueg, Du Muetterherz!
 Viel Sües macht numme Schmerz.
 Gib's sparsam, wie der liebi Gott,
 nit all' Tag helfet er Zuckerbrot.

Sez Rümmechrüßli ger,
 die allerschönste, woni ha,
 's isch nummen au bei Nöseli dra.
 Wer het sie schöner, wer?

's isch woher, es isch e Pracht,
 was so en Depfel lacht;
 und isch der Zuckerbeck e Ma,
 se mach er so ein, wenn er cha.
 Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani eht no meh?
 Ne Hazenetli wiis und roth,
 und das eis do de schöne.
 D Ghind vor bittere Thräne
 biwahr Di Gott, biwahr Di Gott!

Und was isch meh do inn?
 ne Büechli, Ghind, 's isch au no Di.
 I leg Der schöne Helgeli dri,
 und schöni Gebetti sin selber drin.

Setz chönnti, trau, geh;
 es fehlt nit meh zum Gute —
 Pos' tuusig, no ne Ruthe!
 Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut Di nit,
 's cha sy, sie haut Der 's Büdeli wund;
 doch witt nit anderfi, sen isch's Der gsund;
 's muß nit sy, wenn D' nit witt.

Und willsch's nit anderfi ha,
 in Gottis Name seig es drum!
 Doch Muetterlieb isch zart und frumm,
 sie windet rothe Wendeli dri,
 und macht e Letschli dra.

Setz wär er usstassiert,
 und wie ne Raibaum ziert,
 und wenn bis früeh der Tag verwacht,
 het 's Bienechtshindli Alles gmacht.

De nimmsch's und danksch mer's nit;
 Drum weisch nit, wer Ders git.
 Doch machts Der numme ne frohe Muth,
 uad schmeckts der numme, sen isch's scho gut.

Bym Muesi, der Wächter rüest
 scho Delfi! Wie doch d'Bit verrinnt,
 und wie me si vertieft,
 wenn 's Herz an näumis Nahrung findt!

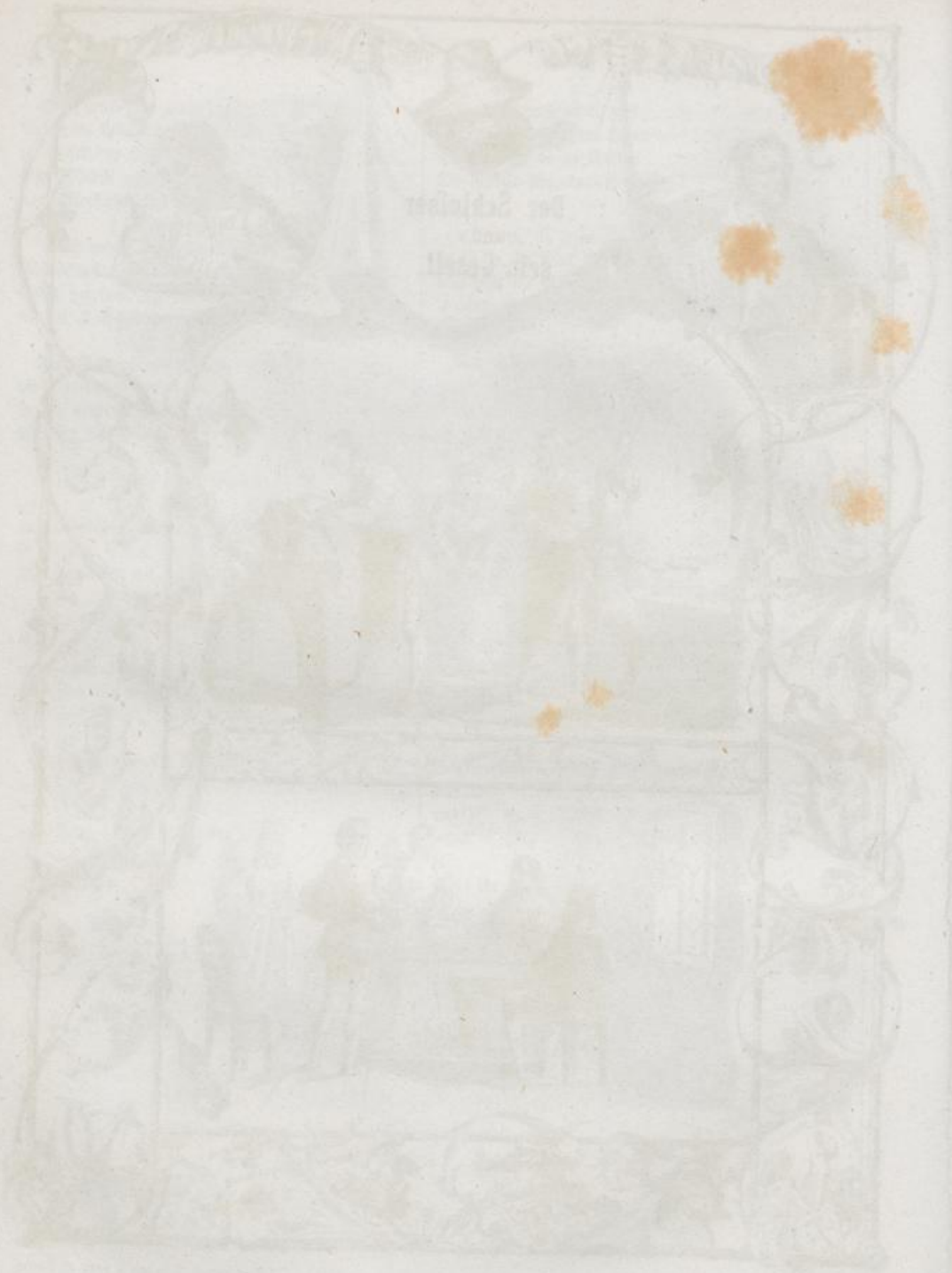
Sez, bhütü Gott der Her!
 En anderi Cheri mehr!
 Der heilig Christ isch hinecht cho,
 het Ghindes Fleisch und Blut ag'no;
 Wärsch au so brav, wie er!

von K. Gröbel.



gez. u. radirt v. F. Dittner.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.



Johann Konrad Gröbel.

Der Schlosser und sein Gesell.



Schlosser haut an G'sell'n g'hat,
Der haut su langsam g'feilt,
Und wenn er z'Mittog g'ess'n haut,
Dau ober haut er g'eilt.
Der eiserst in der Schüssel drin,
Der leht ah wieder draus,
Es is kah Mensch su fleißi g'west
Ban Tisch in ganz'n Haus.

Deiz haut a mau der Master g'sagt:
„G'sell! dös versteih ih nith,
Es ist doch su mei Lebta g'west,
Und weil ih dent, die Nied:
Su woi mer ärbet, ist mer ah;
Ba Dir geihts nith a su,
Su langsam haut neh kanner g'feilt,
Und ist su g'schwind, woi Du.“

„Ja! sagt der G'sell: dös waß ih scho,
Haut All's sein gent'n Grund:
Des G'sell'n wörd halt goar nith lang,
Die Arbeit verzih Stund.
Wenn aner möißt den ganz'n Log
In an Stück ess'n fort,
Thäts af die Leht su langsam geih,
Als woi ban Feil'n dort.“

Die Krebse.

Es haut amaul an Advokat
An Herrn af'n Land
An G'fall'n theu, doch nith umsunt,
Dös is scho su bekannt.
Denn ummasunt, dau is der Laud,
A jeder bitt ums täglih Braud;
Der ah trakte kläglich zamm,
An andern trakt mers hamm.

Und woi der Herr scho zohlt haut g'hat,
So fällt's'n eiserst eih,
Er wörd noch für ddi G'fälligheit
A weng wos schuldi sey.
„Deiz mach ih'n noh a klans Präsent,
An Sock vuhl Krebs, nau hauts an End';
Ddi schiel ih morg'n neih,
Nau wörd er z'fried'n sei.“

Und morg'n mouß a fu der Knöcht
Gleich fröh nei in die Stedt;
Dau stänma sei die Krebs niht oh,
Für döia wär scho Schob.
Denn in der Sunna halt'ns niht,
Und bringt mers taud, was thout mer mit?
Su ober, gähnts scho g'scheit,
Su haut der Herr a Freud.

Uy Wöter, döes senn graußt Krebs,
Dau wäg'n fünf a Pfund.
An Sparges haut er drin derjou,
Döi Woar is döia g'sund.
„Dau, Hanns! haut gleich an Bröif derjou,
Und wou er wehnt, des wäst scho, wou;
Sog ner, i kumm bald neih,
Nau keih'r ih selber eih.

Deiz nehmt der Knöcht den Sock vuhl Krebs,
Wörfts af'm Wog'n naf;
Führt fröh, vur Toge, und schläfft derjou,
Der Sock gähnt ober af.
Und wöi er hi kummt für des Haus,
Deiz senn die Krebs scho alli raus;
Dau wörds öiz sabar sey!
Er trock'n Bröif halt neih.

Gleich nehmt der Herr in Bröif in d'Hand;
Und wöi er'n löf'n theut,
Dau spizt er scho des Maul a weng,
Es schmeckt'n öiz scho gout,

Und sagt: „Hanns! es senn Krebs dauinn!“
„Wos ih niht für a Simp'l bin;
No, Herr! öiz bin ih frau,
Weil ner die Krebs senn dau.“

Deiz ober sög'ns alli zwöi
A weil annander oh; —
Was kaner, wos er seg'n soll;
Der Hanns will scho derveh.
„No, Hanns! wou senn die Krebs öiz denn?“
„Er sagt jo, daß dauinna senn;“
„Ja wou denn?“ „No daninn.“
„Dau is jo kaner d'rin.

„Ja Dunner, Herr! wos sagt Er denn.
Die Krebs döi senn dauinn;
Dau wäst der Teuf'l, wou ih öiz
Döi Dinger alli senn.
Ih hob scho Alles drüber g'seucht,
Und af'm ganz'n Wog'n g'seucht,
Es is halt kauer d'raf,
Dau steig Er selber naf.“

Wos ober döia weiter neh
Mitnander hob'n g'macht,
Döes haut mer mir halt freilih niht
Su gründlich eb'n g'sagt;
Doch hoff ih, es wörd g'scheha sey:
Wen könnt denn fu wos fall'n eih?
Und wenne niht wauer wär,
Ih schreibets scho niht her.



gez. u. radirt v. F. Dittner.

Verlag von A. Hofmann & Comp in Berlin.

August Friedrich Ernst Langbein.

Das getaufte Kupplein.



Der Krieg, der dreißig Jahre
lang
Die blutige Geißel raslos schwang,
Zog endlich, wie jeder Sturm, vorbei;
Doch Deutschland glich einer Wüstenei.
Verödet hatten Schwert und Brand
Die Städtlein und das platte Land.
Die Kirchen waren zu Ställen geworden,
Die Pfarren geslohn vor den wilden Herden.
Da sprach ein Reichsfürst, ein frommer Herr,
Zu seinem treuen Hosprediger:
„Herr Doktor, wir wollen den Ansfug steuern,
Die Kirchenordnung löblich erneuern;
Durchreisest deshalb mein ganzes Reich,
Und machst, was krumm ist, wieder gleich!“

Der Gottesmann begab sich sofort,
Kraft dieses Auftrags, von Ort zu Ort,
Und fand denn unter andern leider
In einem Städtchen einen Schneider,
Der, ohne Gelahrtheit und Beruf,
Sich eigenmächtig zum Pfarren schuf.
Er stand des Sonntags an heiliger Stelle
Und predigte tapfer von Himmel und Hölle;
Er mehrte durch Tausen der Christen Zahl,
Sas Beichte, vertheilte das Abendmahl,
Und nähte Herzen voll Liebesflammen
Auf ewig am Altare zusammen.
Das alles, meint' er, sei recht gethan;
Doch heftig fuhr ihn der Doktor an:

„Hat Euch die Sonne das Hirn verbrannt?
Was mischt Ihr Euch in den geistlichen Stand?
Greift wieder nach Scheer' und Bügeleisen,
Sonst will ich den Weg aus der Kirch Euch weisen!“

Den Meister wurmte dieser Sturz,
Und er entschloß sich geschwind und kurz,
Um nicht der Pfarre verlustig zu gehn,
Sich landesfürstlichen Schus zu erschn.
Der Leichtfuß lief nach der Residenz,
Gelangte bei Hofe zur Audienz,
Und hub gar bitterlich an zu klagen,
Das man ihn wolle vom Amte jagen.

Man rief den Doktor, der Fürst begann:
„Was habt Ihr gegen diesen Mann?
Er klagt, Ihr wolltet Euch an ihm reiben,
Und ihn mit Schimpf von der Pfarre treiben.“

Der Doktor sprach: „Das heischt meine Pflicht;
Denn nur ein Pfuscher ist dieser Wicht,
Und in der heiligen Bibel steht:
Erniebrigt werde, wer selbst sich erhöht! —
Ja, starrt mich nur an, Ihr windiger Schneider!
Ihr macht vielleicht erträgliche Kleider,
Doch eine Predigt ist in der That
Ein anderes Werk als eine Naht!
Und sind denn Menschen Guredgleichen
Geübt in kirchlichen Gebräuchen?“

Wie taufet Ihr zum Beispiel ein Kind?
Laßt uns doch sehn, wie Ihr das beginnt!“

„Ich nehm's darin wohl mit Euch auf!“
Erwiderte spöttisch der Meister drauf,
„Bedenket aber hochgelehrt,
Daß zu der Tauf ein Kind gehört.“


„Hier!“ — rief der Doktor, und warf frisch
Sein sammetenes Käpplein auf den Tisch:
„Für einen Pfarrer von Eurem Schlag
Ein solcher Täufling wohl gelten mag.“

„Gut!“ sagte der Schalk: „Vor allen Dingen
Laßt aber nun auch Wasser bringen!“

Und als ein Napf voll vor ihm stand,
Schöpf' er daraus mit hehler Hand,
Und während er zum Ueberfluß
Dem Käpplein spendete Guß auf Guß,
Sprach er dazu höchst feierlich:
„Bespredigers Käpplein, ich taufe dich,
Daß du sollst Käpplein heißen und bleiben,
Bis Alter und Motten dich zerhäuben.“ —

Da lachte der Fürst und zog gemach
Den Gottesgelahrten beiseit und sprach:
„Laßt ihn zufrieden! Er ist kein Narr,
Und wohl geschickter als mancher Pfarr.“

Die Spende.

 In Weiziger, der alles nahm,
Was ihm umsonst zu Händen kam,
Ließ Eis in seine Grube fahren;
Doch da nie Gäste bei ihm waren,
Verbraucht' er von dem Eis kein Loth.
Allein beim nächsten Frost gebot
Er dennoch wieder: „Kaspar, geh
Und hole frisches Eis vom See!“

„Eis holen?“ — fiel der Hausknecht ein:
„Das wird wohl nicht vernünftig sein.
Die Grub' ist noch vom alten voll;
Sagt, was ich damit machen soll?“

Der Herr sann schweigend auf Bescheid,
Es that ihm um den Vorrath leid;
Doch fühlt er schnell sein Herz erwarmen,
Und gütig sprach er: „Gib's den Armen!“

Dichter der Gegenwart.

Platen, Kopisch, Geibel.



ine mit Friedrich Rückert ganz verwandte Erscheinung in der Dichtkunst der Gegenwart, bietet der vielgekannte, vielgelesene Platen dar, und ob schon man durchaus nicht etwa die Behauptung aufstellen kann, daß sich Einer durch oder mit dem Andern gebildet hätte, so findet doch großen Theils das, was wir über jenen Dichter im Allgemeinen sagten, auch auf diesen seine besondere Anwendung. — Unbestreitbar besaß Platen ein recht tüchtiges Talent für die Poesie, und vereinigte daselbe mit einem kräftigen, durchweg gebildeten Geist, aber die polemische Richtung, welche er gleich bei seinem ersten Auftreten einschlug und bei welcher er bis zum letzten Federstrich beharrte, zehrte seine besten Kräfte auf und ließ ihn wenig oder nichts von dem vollenden, wozu ihn sein Genie befähigt hatte. Schlimmer aber war noch, daß er auch in dieser Polemik von einem starrsinnigen Egoismus geleitet wurde, der nur überall sich selbst sah, überall seine Ansicht als unumstößliches Gesetz aufstellte, und ihn z. B. in seinem romantischen Oedipus, auf welches Werk er selbst den meisten Werth legt, zu den unhaltbarsten Urtheilen veranlaßt, indem er nur das was in ihm liegt und aus ihm hervorgeht, als das Wahre und Richtige bezeichnet. Mag der Leser selbst urtheilen wenn wir hier das Sonnet Platens, welches er seine Grabschrift genannt hat, anführen.

„Ich war ein Dichter und empfand die Schläge
Der bösen Zeit, in welcher ich entsprossen
Doch schon als Jüngling hab' ich Ruhm genossen
Und auf die Sprache drückt ich mein Gepräge.

Der Kunst zu lernen war ich nie zu träge,
Drum hab' ich neue Bahnen aufgeschlossen,
In Reim und Rhythmus meinen Geist ergossen
Die dauernd sind, wofern ich recht erwäge.

Gefänge formt ich aus verschiedenen Stoffen,
Lustspiele sind wie Märchen mir gelungen
In einem Styl, den keiner übertroffen:

Der ich der Ode zweiten Preis errungen,
Und im Sonnen des Lebens Schmerz und Hoffen
Und diesen Vers für meine Grust gesungen.

Sollte man bei dem Durchlesen dieser Verse sie nicht für einen bloßen Scherz, für eine Ironie halten? — Und doch sind sie aus Platen's vollständigster Ueberzeugung hervorgegangen

wie Jeder wissen wird, der sich mit den Arbeiten dieses Dichters selbst nur oberflächlich vertraut gemacht hat. — Die Nachzügler der Romantiker, (und selbst auch Eichendorff trifft theilweis dieser Vorwurf,) hatten allerdings zu jener Zeit mit Hintenansehung der Form den Glauben geltend zu machen gesucht, daß die wahre Poesie nur in dem Ideellen, außerhalb der Natur und der Wirklichkeit gesucht werden müsse, so daß die Schicksalstragödie mit ihrem Erfolge als die höchste Polen; der Poesie angesehen wurde; hiergegen zog nun Platen zunächst zu Felde. Man mag es ihm auch allerdings als ein Verdienst anrechnen, daß er gegen jene falschen Ansichten gekämpft und dazu beigetragen, das Publikum aus seiner Geschmackslosigkeit aufzureißen, die Art und Weise aber, wie er dies that, ist eine durchaus verwerfliche und sich eben wieder in seiner adligen Arroganz begründende. So sagt er z. B. von Raupach, der bei allen Vorwürfen, die man ihm macht, doch ein entschieden hohes Talent für die dramatische Poesie bekundet hat, das ihn gewiß befähigte, etwas Ungewöhnliches zu erreichen, wenn er seine Muse nicht zum Theater-Regisseur gemacht hätte, die folgenden entwürdigenden Verse:

„Das Tüchlein Raupel erst begann zu singen
Das jest als Raupach trägt so hoch die Nase,
Es suchte sich zu Trunkenheit zu zwingen
Durch Schillers zehnmahl abgebrühte Phrase. 1c.

Daß nun aber die Angegriffenen ebenfalls nicht gerade säuberlich mit dem Herrn Grafen von Platen umgingen, ist wohl leicht zu denken, und als er seine Gaselen im Jahre 1821 herausgab, eine Arbeit zu welche er wohl durch das Studium von Goethe's westfälischen Doman veranlaßt wurde, hatte er ebenfalls manche billere Pille zu schlucken, wie z. B.:

„Von den Früchten, die sie aus das Gartenhaus von Schiras stehlen
Essen sie zu viel, die Armen, und vomiren dann Gaselen.

und noch vieles Andere, von welchem wir indessen nur das ruhigere, leidenschaftslose Urtheil Göthe's über den Dichter hervorheben: „Im Grafen Platen,“ sagt dieser, „finden sich alle Haupterfordernisse eines guten Poeten; Einbildungskraft, Erfindung, Geist, Productivität besitzt er im hohen Grade; auch findet sich bei ihm eine vollkommen technische Ausbildung und im Studium Ernst wie bei wenigen Anderen; allein ihn hindert seine unselige polemische Richtung; daß er in der großen Umgebung von Rom und Neapel (Platen befand sich damals in Italien) die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen kann, ist einem so hohen Talente gar nicht zu verzeihen. Der romanische Oedipus trägt Spuren, daß, was das Technische anbetrifft, gerade Platen der Mann war, die beste deutsche Tragödie zu schreiben; allein nachdem er im gedachten Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch im Ernst eine Tragödie machen! — Und dann was nie genug bedacht wird, solche Händel verwirren das Gemüth, die Bilder unsrer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen allen freien Productionen ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zu Grunde gegangen und Platen hat Urfache, zur Ehre der deutschen Literatur von einer so unerseulichen Bahn für immer abzulenken.“

Aber Platen achtele diese Winke und Warnungen wenig oder gar nicht, und erst in seinen letzten Lebensjahren siegte sein Talent über jenes irrige Streben. Auch in seinem Herzen fand der Ruf der Völker nach Freiheit ein Echo, und eine Reihfolge schöner begeisternder Lieder entquoll seiner Brust, hatte er doch einen tiefen klaren Blick in das Leben der Völker gethan und erkannt, daß die Freiheit allein das Grundprincip des bürgerlichen so wie des geistigen Lebens ist. Hier wird er ein ganz Anderer, als er es vorher gewesen, man erkennt ihn nicht mehr wieder. — Die Gedichte dieser Periode zeichnen sich sowohl durch poetischen Gehalt, als auch durch die gelungene Form aus. Die Gefahren, mit welchen Rußlands wachsende Macht das gesammte Europa bedroht, und die ihm bei dem unglücklichen Ende der vorletzten polnischen Bewegung in ihrem ganzen Anfange klar vor der Seele schwebten, begeisterten ihn zu wunderschönen, tiefgefühlten Gedichten, die überall den tiefsten Anklang gefunden. Man vergleiche unten „Kassandra,“ der künftige Held“ 1c. — Leider überraschte ihn der Tod mitten in diesen Anstrengungen, sich einen dauernden Namen unter Deutschlands Dichtern, — als seine früheren Arbeiten ihm bieten konnten — zu erwerben.

Ueber seine Lebensverhältnisse fügen wir noch die folgende kurze Notiz hinzu.

Karl, August, Georg, Max Graf von Platen-Hallermünde wurde am 24. October 1795 zu Ansbach geboren. Seine erste Jugendbildung erhielt er im Cadettencorps zu München und dann in der dortigen Pagenanstalt. Im Jahre 1815 machte er als Officier den Feldzug nach Frankreich mit und widmete sich nach Beendigung desselben den Studien auf den Universitäten Würzburg und Erlangen; später ging er nach Italien, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode lebte, der am 5. December 1835 erfolgte.

Ein vielfähriger Freund Platens, den wir ebenfalls an dieser Stelle erwähnen wollen, ist der Maler und Dichter August Kopisch, der sich gegenwärtig in Berlin befindet, wo er als Professor zur Disposition des Königl. Hofmarschallamtes bestimmt ist. Er wurde am 16. Mai 1799 zu Breslau geboren, wo er das dortige Gymnasium besuchte und dann, sich der Malerei widmend, die Akademie in Prag bezog. Später ging er nach Wien, Dresden und endlich nach Italien, von wo er im Jahre 1828 nach Berlin zurückkehrte. — Seine Gedichte zeichnen sich durch naiven Strophenbau und eine gemüthliche Anschauungsweise aus, der man beim Lesen die Anerkennung nicht versagen kann. — So ist z. B. das Lied „Vater Noah“ ein rechtles Volkslied geworden, und es ist zu bedauern, daß er nicht mehr in dieser Gattung geliefert hat. Auch bei ihm ist, wie bei Platen, vielleicht durch diesen darauf hingeführt, ein Streben nach Vollendung der Form an manchen Stellen deutlich vorwaltend, wie z. B. in seiner Ode an den König Friedrich Wilhelm IV. Dante's göttliche Comödie und eine große Zahl italienischer Volkslieder übersehte er in's Deutsche, eine eben so schwierige als undankbare Arbeit, die er indessen mit vielem Geschick und großer Sprachgewandtheit durchführte. —

Ein anderer Dichter, auf welchen Platens Streben ebenfalls den unverkennbarsten Einfluß geübt hat, ist Emanuel Geibel. — Aber wir wollen all' das Feindselige, was wir über den Lehrer gesagt, gern zurücknehmen um dieses Schülers willen. Geibel hat von Platen mit der glücklichsten Besonnenheit nur das Beste sich angeeignet. Sein echt poetisches Gemüth konnte sich nicht mit dem hohlen Schellengeklingel eines schönen Rhythmus und wohl lautenden Reimes begnügen ohne den Kern des Gedankens. Platen sagt an einer Stelle, ich glaube im Oedipus:

Wer sich zu dichten erkühnt und die Sprache verschmätzt und den Rhythmus
Gleicht dem Plastiker, der Silber gehau'n in die Luft!
Nicht der Gedanke genügt; die Gedanken gehören der Menschheit
Die sie zerstreut und benutzet; aber die Sprache dem Volk!
Der wird wahren am längsten von allen germanischen Dichtern,
Der des germanischen Wort's Weisheit am Besten verstand.

So stellt Platen die Form über Alles und schiebt den Gedanken ganz und gar in den Hintergrund zurück; — aber Geibel erkannte, daß nur in der innigen Vereinigung beider Principien, des Gedankens und der Form eine wahrhafte Meisterschaft erreicht werden könnte. —

Wie sehr übrigens Geibel Platen schätzte geht aus seinem schönen Gedicht: „Platen's Vermächtniß“ hervor, wo er denselben sprechen läßt:

„Ist auch das Saat Korn noch nicht aufgegangen,
Daß ich gestreuet in der Heimath Boden,
Verzagt ihr auch, von Kleinmuth noch befangen,
Des Unkrauts träge Wildniß auszuroden,
Erscheinen wird der Tag, wo mit Verlangen
Den Afsentzug ihr suchet des Rhapsoden,
Der ringend nach der Schönheit goldnen Früchten
Vor eurem Groll nach Süden mußte flüchten.

Die Gedichte Geibel's sind fast sämmtlich lyrischer Natur, und ein tiefes, zartes Empfinden haucht uns aus ihnen entgegen. In ihm ist nichts von der krankhaften Zerrissenheit der Zeit, sondern überall Einklang und Harmonie und in seinem überreichen Herzen schließt er eine ganze Welt von Liebe ein, mit welcher er gern alles Feindselige um sich her versöhnen möchte. — Gelingt ihm das aber nicht, und wird's ihm zu toll und unheimlich im bunten Treiben der Welt, so flüchtet er hinaus in die Waldeinsamkeit, zu der wunderschönen See, die ihm verheißen hat:

„Doch will dein Arm ermüden,
Bei mir dann kehre ein,
Im säuselnden Waldfrieden
Sollst du gekräftigt sein.

Wo aber Geibel mit seiner Muse hinaustritt in das Weltleben, da mahnt auch er, wie Platen, die Stämme Deutschlands, eng aneinander zu halten in starker Einigkeit, wenn nicht das Vaterland dereinst die Geule der Slaven werden solle. Friedrich Barbarossa verweist den ungefügen Jüngling, der ihn um Rath fragt, zum strengen Festhalten an das einmal Erwähnte, und endlich steht er selbst auf, der alle Hüter Deutschlands; der große Morgen bricht an, er tritt gerüstet mit seinen Kittern aus dem Berg und durchzieht unter Schwerdlerblitzen und Harsenklingen das Land.

Und dem alten Kaiser beugen
Sich die Völker allzugleich,
Und auf's Neu' zu Tachen gründer
Er das heil'ge deutsche Reich.

Geboren wurde Geibel zu Lübeck am 18. October 1815; besuchte das dortige Gymnasium, und studirte dann Philologie in Bonn und Berlin. Nachher lebte er längere Zeit (1838—1840) in Griechenland, und seit seiner Rückkehr nach Deutschland hält er sich abwechselnd bald in Berlin, bald in Cassel, Stuttgart oder am Rheine auf. Von ihm erschienen: gemeinschaftlich mit C. Curtius, *Klassische Studien*, übersetzt aus altgriechischen Dichtern, Bonn 1840; — *Gedichte*, Berlin, fünfte Auflage 1846; — *Zeitstimmen*, Lübeck, dritte Auflage 1846; — *Volkslieder und Romane der Spanier*, Berlin 1843. — *König Roderich*, Tragödie, Stuttgart 1844; — *König Sigurd's Grausfahrt*, Berlin 1846.

Die unten angeführten Gedichte Geibel's, so wie die von Platen und Kopisch entlehnen wie aus den betreffenden Sammlungen derselben, welche bei Alex. Duncker in Berlin, und in der Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienen sind.



Karl Aug. Georg Max Graf v. Platen-Hallermünde.

Der Herzogin von Leuchtenberg.



Aufbewahrt hat graue Vorzeit
dieses erfreuliche Wort,
(Wenn je der Schmerz uns des Grefrens
theilhaft erscheint,
Den das Mutterauge dem Sohn
Nachweint, des Hoffnungsvollen zu frühe
beraubt)
Daß stets in der Blüthe dahin sinkt jugendlich,
Wer der Gottheit süßer Liebling.

Hohe Frau! Dir fern umsehen zwei Wittwen den
offenen Sarg,
Trostleeren Blick neigend in sehnsuchtsiefer Noth
Nach dem Bruder, nach dem Gemahl
Hinschauend, durch urplötzlichen Jammer bewegt;
Doch über das nächtliche Schauspiel liebevoll
Wirkt die Dichtkunst ihren Lichtstreif.

Ewig soll Dein Mutterherz dastehn, wie ein
Niegebild,
Hoch auf des schönstimmigen Festlichs Fußgestell.
Aber selig werde genannt,
Wer frühe schon eingeht in das Schattengefild:
Nicht schleppt er die Sorge des krankheitmüden
Leibs
Schritt vor Schritt angstvollem Grab' zu;

Auch der Schönheit, auch der Kraft Abnahme,
des lieblichen Paars,
Nicht kennt er, schaut Nichts in des Jahres tief-
ernstem Tanz,
Als den reigenführenden Lenz.
Nicht durch des Daseins Wechselgeschicke das Herz
Fühlt tief er empört: Es kredenzt selbst Glücklichen
Herben Vermuthsfeld das Schicksal.

Wer erfuhr mehr, denn Du selbst, raschlannigen
Wandel des Tags?
Dir wurde manch freudiger Kranz neidvoll entführt,
Einem Heldensohne vermählt,
Ruhmreich, an Schönheit Krone der irdischen Frau,
Bald seines umfunkelnden Sternbilds Untergang
Sahst Du, bald ihn selbst begrubst Du.

Thronberaubt dann kehrte gen Europa die Tochter
zurück;
Doch goldne Frucht hängt an des Unheils morschem
Ast
Häufig als ein labendes Pfand
Freudvoller Zukunft. Auf dem Gefieder des Siegs
Schwang liebebesetzt sich empor Dein Schwiegersehn,
Der vom Thron warf jenen Bluthund.

Muthbegabt, festwillig, voll ausdauernder Kraft
in des Kampfs
Langwierigkeit, immer voran, wo's galt Gefahr,
Sah die Welt den Herrlichen, ihm
Zuschauend Beifall. Häßliche Nymphy der Syree,
Du sahest allein, um das Aug' neidgelben Ranst,
Kalt, in theilnahmsloser Bosheit;

Denn sich selbst bleibt treu des Sinns ursprüng-
liche Zämmlichkeit;
Lichtisches Nachtenlengeschlecht sieht sonnenkrank
Deine Scheibe, rosiges Tag!
Manch Hirngespinnst anscheidt es und mancherlei
Schulstaubige Dünste. Die Weisheit aber zieht
Ihre Glanzbahn jung und aufrecht.

Ihr, der Selbstsucht Söhne, die krampfhaft in
des zähen Gemüths

Irrwahn, so fest halten der Herrschaft Eisenstab;
 Wißt, ein Fürst, ein Kaiser sogar
 Starb für die Freiheit! Jugendlich, ach! in den
 Kaufsch
 Neidustigen Sieges, an Schönheit Herkules,
 Sanft des Manns kraftvoller Leib hin!

Ja, er starb. Frohlocke nicht, irrsinniger Pöbel!
 Es trug
 Niemals der Lob, her des Triumphs Thürschwelle
 umwand,

Eine honigsüßere Form.
 Einhüllt des Weihrauchs Wolke das Leichengepräng
 Sammt feßlichen ewigen Lorbeers Wohlgeruch:
 Thräne, fleuch, hier steht der Nachruhm

Niesenhaft! Oft sah die Welt duldsam des Gro-
 obererschwertes
 Blitzartig aufzuckenden Glanz. Freiheit indes
 Hand der Helden wenige nur;
 Doch diese schmückt stets reineren Heiligenscheins
 Sanftleuchtende Krone; dem Herrschaftsmächtigen
 Zwängt die Stien' bloß ein Metallreif.

Ewig Heil drum Jedem, der einheimische Fluren
 befreit
 Aus doppeltso schwer drückender Noth: Pfaff sammt
 Tyrann,
 Ankerketten sind's an Gewicht.

Heil Jenem, der ächt ritterlich auf der Gewalt
 Thronstufen erhebend ein schuldlos Mädchen, ihr
 Deines Sohns Hand anvermählt hat,

Hohe Frau! Zwar warf die Hochzeitsfackel betrüg-
 lichen Schein.

Halbdunkler Grustlampe vergleichbar; doch es hat
 Solches uns der Glaube gelehrt,
 Daß stets in undurchdringlicher Mächte Gewölk
 Einhüllt die erleuchtete Vorsicht ihren Pfad,
 Während Blindheit unser Loos ist!

Kein Warum frommt. Ewig bleibt stillschweigend
 und ernst das Gesicht;
 Doch wälzt die Dichtkunst der Beredsamkeiten Flut,
 Strömt Ergebung aus und Geduld;
 Antheil am Schmerz, Antheil an der Freude ge-
 ziemt
 Ihr, welche die Fittige festhält selbst Saturns,
 Ihm des Daseins Spiegel vorhält.

Ueber's Meer fernhin gesandt sei dieses, o nenn'
 es, Gedicht,
 Das auf gebirgsmächtigem Eiland sinnend ich
 Unter'm Hauch des Lenzes erfand,
 Der auch der Sehnsucht mildere jeglichen Schmerz.
 Stets brause jedoch des Gesangs Strom, welcher um
 Wittelsbachs liedfrohe Burg schäumt.

Kassandra.



einem Loos seien Klagen geweiht, Europa!
 Aus dem Unheil schleudert in neues Schreckniß
 Dich ein Gott stets; ewig umsonst erschest Du
 Frieden und Freiheit!

Kaum versank allmählig im trägen Zeitlauf
 Jener Zwingburg südlicher Bau zu Trümmern,
 Wo des Weltherrn Zepter dem Inquisitor
 Schürte den Holzstoß:

Sieh, da keimt schon unter dem Hauch des
 Nordpols

Frischen Unheils wuchernder Saame leis auf:
 Hoch als Giftbaum ragt in die Luft bereits dies
 Nießige Schensal!

Selbst dem Weil fruchtloser Begeisterung trotz
 Dieser Stamm, der Alles erdrückt, und keiner
 Wolke, weh' uns, rettender Blitz zerföhmettert
 Wipfel und Ast ihm!

Ketten drän, wie sie nie geklirrt, der Menschheit
 Bangen Hals zuschnürend, und parricidisch
 Reicht im Wettlauf mächtiger Ungeheur sich
 Frevler an Frevler!

Noch einmal, wie's kündet die alte Fabel,
Ueber'm Haus blutgieriger Tantaliden
Sein Gespann rückwärts mit Entsetzen lenkend,
Schaudert Apollo!

Zwar der Hahn kräht; aber er weckt die Welt nicht!
Selbst des Einhorn's Stachel vielleicht zersplittert:
Ader Deutschlands, doppelter, kreise wachsam,
Schärfe die Klauen Dir!

Der künftige Held.

Rückwärts gewandt blickt oft in der Fabel
Nacht
Der Dichter, späht Heroen sich aus, und forscht
Durch manches Zeitlaufs Thatenwirrwarr
Niederbegierigen Sinns nach Helden:

Ich wähle den mir, welcher bereinst erscheint,
Und will vom Tod nicht wecken Gemoderete:
Den Mann der Zukunft preisend, wandelt
Vor dem Erwarteten mein Gesang her!

Er komme bald uns, welchem des Ewiges
Rathschluß verleihe ruhmwürdiges Näheramt
Gehäufster Unthat, aus den Zähnen
Reiß' er dem Wolfe das Lamm, er komme

Dem Stamm verderblich jener Semiramis
Mit ihrem zahllos wimmelnden Buhlerheer,
Die schon der Vorzeit graues Wort uns
Als babylonische Mehe weissagt!

Er komme, der mit strafendem Geißelschlag
Nach Aften heim stumpsrüdrige Sklaven peitscht,
Sie selbst und ihre längst entnerzten,
Weiblich entzärteten Dschingiskane,

Die nur des Mords noch pflegen, und nicht der
Schlacht,
Des Völkermords! Dir, Siegender, möge dann
Mongolenblut aus jeder Locke
Ueber den faltigen Mantel triefen!

Herrscher und Volk.

Die sehnt ein willkürübender Herrscher sich
Nach Dichterweihrauch, dessen er nicht bedarf:
Er legt aus Schwert kraftvoll die Faust und
Wen er zum Dyrer sich wählt, und wer ihm

Missfällt, und wer Freiheit zu verkünden wagt,
Den trifft der Tod, den decken Sibiriens
Schneefelder zu, der wird geschmiedet,
Lief in der Grotte des Felsenlands,

Titanhast auf eisernen Ross, zu dem
Das Meer emporschlägt. Aber das Meer bedarf,
Dhnmüchtig schmerzvoll, eines Mannes,
Welcher im Lied es empfiehlt der Nachwelt

Als Stoff des Mitleids, welcher erzählt, wie schnell
Zusagen wehn aus fürstlichem Mund, und ach!
Gleichschnell verweht sind, wie man Schwüre
Bricht in der Nähe des Pols und südwärts!

Sind Schwüre nicht (leicht löst sie der Papst) ein
Spiel
Herzloser Bourbons? Nichtigem, falschem Eid,
Ach, tauschte Frankreich, tauschte Spanien,
Tauschte das Land um Messina's Pharus,

Diesseits und jenseits! Einen erblickten wir,
Der seines Zwingherrn blutige Hand geküßt,
Nachdem umsonst sein Volk des Wagens
Stricke zerhaun, den geliebten König

Nicht lassen wollend. Jener entwich, da secht's
Sechs Jahr' um ihn, sechs Jahre, befreit zuletzt
Ihn aus der Haft. Er kommt und liefert
Seine Beschützer dem Blutgerüst aus.

War solches Undanks fähig ein Nero selbst?
Dem, der für ihn sich opferte, mindestens
Dem Strang des Henkers ihn entrückend,
Hätt' er ein rühmliches Grab gegönnt ihm!

Ihr fürchtet Nichts, Tyrannen; allein den Tod
Doch fürchtet Ihr, der kein Diadem verschont:
So möge denn um's Sterbelager
Drängen sich Euch der verhasste Chorus

All Derer, die dumpfbrütende Kerkerluft
Frühzeitig wegrafft; all der Bequälten Geist,
Die auf Galeeren Euch, mit Mördern
Eng aneinander gekoppelt, stuchen;

All derer, die, weit über die Welt verstreut,
Vom Bild der Heimat ihre Gemüther voll,
An fremder Thür ihr Brod erbetteln,
Ja, zu Barbaren verbannt, des Moslems

Milthätigkeit ansehen! — Um Guer Bett
Wird manch Gespenst mit drohendem Finger sehn,
Durch Kettenlärm Euch weckend, oder
Priester und Priesergetbet verschwendend.

An Karl den Zehnten.

Aus Deiner Ahnherrn blühendem Reiche zogst
Umblätend oft auf lässigem Zelter Du,
O zehnter Karl, von Deiner Söhne
Frauen unjammert, der letzte Ritter!

Nicht lehrte Weisheit Dich das erblickne Haar!
Nicht sendet nach weichherzige Seufzer Dir
Frankreich, es weint Dir nicht des Mitleids
Gastliche Thräne der stolze Dritte.

Dein eignes Volk misskennend, und was die Zeit
Umstürzte, kalt aufnöthigend, hieltest Du's
Barbaren gleich, die fern im Südost
Keuchen am Joch und das Joch beklatschen!

Nicht fleust in Frankreichs Adern Kroatenblut!
Freudvoll begrüßt dreifarbig Wimpel schon
Europa, männlich aufgerichtet,
Ja, bis in Afrika jauchzt das Echo!

Nie reiz' es mehr blindwüthender Frevel auf,
Und König Philipp herrsche gerecht und gut!
Viel hängt an ihm! Nie war so heilig
Jrgend ein fürstliches Haupt, wie seins ist.

Längst sind der Zeit blutdürstige Gräuel gesühnt:
Blut floß von jeher, wann die verjüngte Welt
Neukräftig aufwuchs, blutig siegte
Christus und blutig erkämpfte Luther

Wahrheiten. Nicht mehr rufe die Mauern an
Des Bruders, der klagwürdig und edel fiel,
Nicht aber schuldblos, seine Schwachheit
Trägt des Geschehenen schwerste Hälfte.

Uralte Blutschuld lastete lange schon
Auf Capets Haus, seitdem den erlauchten Syros
Ruhmvoller Kaiser einst der schöne
Bruder des heiligen Ludwigs abhieb.

Lern' aus der Welt Jahrbüchern Gerechtigkeit,
Und stich verfühnt! Dein sonstiges Volk, es sei
Vollwerk der Freiheit künftighin uns,
Glänzendes Edelgestein Europas.



Die Iwerge im Haslithal
A. Kopisch.

gez. u. radirt v. F. Habelmann.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin



August Kopisch.

Die Zwergle auf dem Baum.



Donst wimmelte das Haslithal
Von niedlichen Zwerglein überall,
Die halfen im Felde, die halfen im Wald
Und trugen uns Holz ein, wurd' es kalt.
Sagt an ihr Leute was ist geschehn:
Es läßt sich keiner mehr da sehn?!

Was ist geschehn? — Ein böser Streich!
Sie wurden verlacht, — da floh'n sie gleich,
Sie huschten so gern auf den Hornbaum
Und träumten da nickend den Mittagtraum:
Da sagt ein Schelm den Ast entzwei
Wo sie neulich geseßen in einer Reih.

Und nun, den andern Mittag drauf,
Huscht wieder das Zwergleinvolk hinauf,
Sie hatten so fleißig gemäht das Gras,
Es war Jedwedem sein Stirnlein naß!
Und, wie sie sich trocken, so bricht der Ast,
Bersägt wie er war, — von der vielen Last:

Sie purzeln herunter und Alles lacht:
Da haben sie sich davon gemacht!
„O Himmel wie bist du hoch überall,
Wie groß ist die Untreu im Haslithal!“
So riefen sie aus und schriegen sehr:
„Einmal hierher und nimmermehr!“

Der Jäger am Mummelsee.

Der Jäger trifft nicht Hirsch, nicht Reh,
Verdrießlich geht er am Mummelsee. —

„Was sisset am Ufer? — ein Waldmännlein:
Mit Golde spielt es im Abendschein!“

Der Jäger legt an: „du Waldmännlein
Bist heute mein Hirsch, dein Gold ist mein!“

Das Männlein aber taucht unter gut, —
Der Schuß geht über die Mummelseut!

„Ho, ho, du toller Jägermann,
Schieß du auf — was man treffen kann!

Geschenkt hatt' ich dir all das Gold,
Du aber hast's mit Gewalt gewollt!

Drum troll dich mit lediger Tasche nach Haus,
Ihr Hirschelein tanzet, sein Pulver ist aus!“

Da springen ihm Gänselein über das Wein,
Und lachend umflattern ihn Lachtaubelein.

Und Gistern stibßen ihm Brot aus dem Sack,
Mit Schabernack, husch, und mit Gick und mit Gack.

Und flattern zur Liebsten, und singen um's Haus:
„Leer kommt er, leer kommt er, sein Pulver ist aus.“

Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herr dar;
Der roch des Noah's Dyer sein,
Und sprach: „Ich will Dir gnädig sein,
Und, weil Du ein so frommes Haus,
So bitt' Dir selbst die Gnaden aus.“

Fromm Noah sprach: „Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darin ersäufet sind,
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.
Drum möcht' ich armer, alter Mann,
Ein anderweit Getränke ha'n!“ —

Da griff der Herr in's Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß:
Und sprach: „Den sollst du pflügen sehr!“
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und wies ihm Alles so und so,
Der Noah ward ohn Raufen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind,
Pflanz Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut' Keller dann, und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus, zu Gottes Ehr':
Das macht' ihm eben kein' Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersieht
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalsen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind,
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

Markgraf Friedrich.

Auf, Eisenacher! zu Ros, zu Ros!
Heran, Heran, zum Streiten!
Der Markgraf flüchtet vom Wartburg Schloß
Selb' Zwölfe sah ich ihn reiten!
Sie reiten zum Walde im Mondenschein,
Auch hör' ich ein Kind bei ihnen schrei'n:
Sein Töchterlein will er erretten!
Auf! Ritter und Reiter, zu Pferd, zu Pferd!
Abshüttelt den Schlaf, die Jagd ist's werth!
Ihr sahet ihn, drauf will ich wetten!“

„Durch Kindesfärei wie verrathen sind,
O Amme, bring' es zum Schweigen!“ —
„Ach Herr, ihr reitet mir zu geschwind,
Es dürstet, ich kann es nicht säugen!“ —
„Und, dürstet mein Kind, so halten wir an!
Ihr Zwölfe umher, rasch, Mann an Mann!“


Die Eisenacher sie nahen,
Sie reiten heran, wie fausender Wind,
Doch Amme, säuge nur ruhig das Kind!
Wir wollen sie eifern empfangen!“ —

„Galloh ihr Feinde, heran gerannt!
Wir werden dämmen und wehren!
Und kostet es ganz mein Thüringerland,
Soll nichts meine Tochter entbehren!“ —
Da hallen die Schilde, der Kampf wird heiß,
Die Zwölfe stehen, ein Mauerkreis,
Sie stehen und rücken nicht weiter.
Und aus den Zwölfen, ein Mauerthurm,
Ragt Markgraf Friedrich, und wehret dem Sturm
Und wirft von den Rossen die Reiter.

Doch mitten, vom hallenden Kampf umringt,
 Von der Amme in Kengsten gesäug't,
 Ruht lächelnd das Kind und trinkt und trinkt,
 Bis satt es sich wendet und schweiget. —
 „Auf, Markgraf, eile, dein Kind ist satt!“

Auf, laß uns fliehen von dieser Statt!“
 Da wendet der Held sich vom Streite. . . .
 Und als der Vater es sieht gethan,
 Da mäht er dem Töchterlein sichere Bahn
 Und wehret und — jaget ins Weite!

Der kleine Grimoald.

ir, hoher Himmel, sei es,
 Dir, weite Erde, gesagt,
 Und dir, erschlagener Vater,
 In's Grab hinab geklagt:“

„Verrathen hat uns die Mutter —
 Sie wollte Königin sein! . . .
 Nun brechen zu allen Thoren
 Die Hunnen, wie Wasser, herein!“

„O Grimoald, du Kleiner,
 Wir müssen erschlagen dich:
 Es binden dich sonst die Hunnen
 Zu Schimpf elendiglich!“ —

„O Brüder, nicht erschlaget mich,
 Mit eurem kalten Schwert!
 Ich kam mich schon erhalten
 Auf einem guten Pferd!“ —

Sie huben ihn auf den Rappen
 Und nahmen die Braunen sich,
 Sie jagten, daß hinter ihnen
 Strom, Feld und Wald entwich.

„O Grimoald, du Kleiner,
 Nicht jage soweit voran;
 Es ist da vorne Keiner,
 Der dich beschirmen kann!“

„O Grimoald, lieber Bruder,
 Wir sehen dich nicht nicht mehr!
 Und überall sind Feinde
 Verstreut im Wald umher!“ —

Da mußten die Beiden fechten,
 Ihr Schwert gab guten Klang,
 Es fiel, vor Gisulfs Söhnen,
 Der wilde Hunnendrang.

Sie ritten traurig weiter:
 „Wo mag nun Grimoald sein?“ —
 Da kommt er auf weißem Pferde,
 Geflogen im Mondenschein.

„O Grimoald, du Kleiner,
 Ist das dein lichter Geist:
 Du rittest auf schwarzem Rosse,
 Nun ist dein Pferd so weiß?“ —

„O Nemoald und Taso,
 Nicht ist's mein lichter Geist,
 Das Pferd ist von einem Hunnen
 Darum ist es so weiß.“ —

„Den Rappen erschach er und hub dann
 Auf seinen Sattel mich:
 Da zog ich sein Messer und stach ihn
 Und wandte das Rosß und wich.“ —

„Komm Grimoald, o Grimoald,
 Komm küß' uns Kleiner Held,
 Komm, komm du Gisulfs Söhnlein,
 Wir reiten durch die Welt!“

„Wir dreie reiten zusammen,
 Durch Regen und Sonnenschein;
 So wird der Stamm von Gisulf,
 Den Feinden wie Feuer sein!“

Die Meerfei.

(Sicilianische Sage.)



schönes Meer Siciliens,
Wer springt in deine Flut?
Der Hirten schönster kühlet
In Wellen seine Glut.

Das Wellenmädchen schmachtend,
Folgt nach ihm unverwandt:
Er horcht und zieht sie leise,
Nach sich, ans grüne Land.

„Du blaues Meeresauge!“
Nicht satt kann er sich sehn!
Er küßt sie und die Schöne
Läßt alles stumm geschwehn.

„Komm Mädchen, in die Grotte!
Da ruhen wir allein:
Es weiden die Schaf' und Ziegen
Umher am Felsenstein.“

Er steckt ihr an sein Ringlein,
Umschlingt den holden Leib:
Da ward das Wellenmädchen
Des schönsten Hirten Weib. —

Mit Mond und Sternen taucht sie
Allmächtig aus der Flut:
Wo sie auf weichen Bliesen,
Beim schönsten Hirten ruht.

Sie schmückt ihm die Grotte
Mit Muscheln licht und klar,
Mit purpurnen Korallen,
Mit Perlen wunderbar.

„Bünd' an eine grüne Kerze,
Bei Sanct Rosalien's Grab,
Und streif' die Pein der Sünden,
In heil'ger Büßung, ab.“

„O Söhnlein, sprach die Mutter:
Laß von der stummen Braut!
Sie kann zu Gott nicht beten,
Sie schweigt daß einem grant!“

„O Mutter, liebe Mutter,
Ist stumm ihr Purpurmund;
So sagt ihr blaues Auge:
Dich lieb' ich allestund!“

Und eh, in Wonn' und Küßen,
Ein Jahr vergangen war,
Gesah's, daß ihm ein Knäblein
Die Wellenfrau gebar.

„Wer wird das Knäblein taufen?
D nenne du es geschwind!
Und, schweigst du noch, so tödt' ich
Dich Mire und auch das Kind!“

Da öffnet sich der schöne,
So lang verschloß'ne Mund,
Sie seufzt: „So muß ich scheiden!“
Fähret mit dem Kind zu Grund.

„O Sohn, warum so traurig,
Hier auf dem Fels im Meer?“ —
„Ach Mutter, um die Meerfei
Ist mir das Herz so schwer!“

„Ach Söhnlein, laß sie fahren!
Wie bist du trüb' und bleich!
Komm beten zur Madonna:
Denk an das Himmelreich!“



Traumkönig von E. Geibel.

Bez. u. radirt v. F. Habelmann.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Emanuel Geibel.

Traumkönig und sein Lieb.



Süß schlummert das Mädchen im
Kämmerlein
Gebettet auf reinlichem Pfühle,
Die Sommernacht hauchet würzig herein
Mit ihrer erquickenden Kühle.

Am Fenster erblüh'n die Rosen zumal,
Es duften so süß die Linden,
Kaum mag des Mondes gold'ner Strahl
Durch's Laub den Eingang finden.

Doch plötzlich stärker wird der Duft,
Glühwürmchen weben und flimmen,
Es rauschen die Blätter, es klingt die Luft
Von leisen melodischen Stimmen:

„Süß Lieb, süß Lieb, und wiege dich fein
Auf stillen Schlummerwogen;
Traumkönig will dein Liebster sein,
Traumkönig kommt gezogen.“

Da steht der Elf zu Häupten ihr,
Er schüttelt die Locken, die dunkeln,
Daß hell an seiner Krone Zier
Die Gelfeine funkeln.

Dann beugt er sich sanft auf die Holde herab,
Küßt Stirn und Lippen ihr leise,
Und zieht mit goldenem Zauberstab
Umher viel lustige Kreise.

Doch wie er sie weiter und weiter schlingt,
Da wird zum Palaste das Stübchen,
Drin ruh'n, von fürstlichem Glanz umringt,
Traumkönig und sein Liebchen.

Aus purpurnen Polstern bereitet schwillt
Die prächtige Lagerstätte,
Von ferne dämmert die Lampe mild,
Zwei Bagen knieen am Bette.

Und drüber in silbernen Reifen schwingt
Ein Vogel sein farbig Gefieder,
Er schaukelt sich sacht wie im Schlaf und singt
Ein Brautlied schmelzend hernieder.

So ruht Traumkönig beim Liebchen fein
In traulichem Küssen und Rosen,
Bis hell das Lager der Morgenschein
Bekränzt mit leuchtenden Rosen.

Da schwindet der Elf von dannen sacht,
Nings ist der Zauber verflossen,
Und auch das Mädchen, das holde, erwacht,
Von lieblicher Scham übergossen.

Doch als sie aufschlägt die Augen klar,
Von langen Wimpern umsäumet,
Da feuzt sie, da preßt sie das Herz — es war
Da Lieb' und Glück nur geträumet.

An den Grafen von Platen.



Wem auch nur Wen'ge deine Größe ahnen
Von jenem Volk, für das du hast gesungen,
Für das du hast gekämpft und gerungen,
Vorán ihm wandelnd auf der Schönheit Bahnen;

Doch sammelt schon im Schatten dieser Fahnen
Ein Häuflein sich, von edlem Muth durchdrungen,
Und ob dein eigener Feldruf auch verklungen,
Wir schlagen fort die Schlacht für deine Namen.

Wir sind die Schaar, die nie von Schrecken
bleiche,
Die mitten durch des Feind's gefenkte Speere
Den Weg erkämpft für eine Königseiche.

Verpfändet haben wir die eigne Ehre,
Daß keines Vuben Hand mit frechem Streiche
Die Schulter, die den Purpur trug, verfehre.

An die Philologen.



Wie schmerzt es mich, auf also sand'gen
Spuren
Euch immer noch zu sehn, ihr Philologen,
Die ihr erfüllt so manchen lieben Vogen
Mit geistreich ungereimten Conjecturen.

Laßt endlich doch Kritiken und Censuren!
Hieher in's alte Hellas kommt gezogen;
Scht dieses sonnig blauen Meeres Wogen,
Und athmet ein die Lüfte dieser Fluren.

Auf diesen Tempeln, diesen Säulenkränzen
Laßt eure Blicke ruh'n, und auf den frommen
Altären, die von weißem Marmor glänzen.

Und wenn der Mond im Blau heraufge-
schwommen,
Schaut zu dem Volk und seinen Reigentänzen,
So wird ein Hauch der Vorwelt auf euch
kommen.

Wie es geht.



Sie redeten ihr zu: Er liebt dich nicht,
Er spielt mit dir — da neigte sie das Haupt,
Und Thränen perlten ihr vom Angesicht
Wie Thau von Rosen; o, daß sie's geglaubt!
Denn als er kam und zweifelnd fand die Braut,
Ward er voll Trost; nicht trübe wollt' er scheinen,
Er sang und spielte, trank und lachte laut,
Um dann die Nacht hindurch zu weinen.

Wohl pocht' ein guter Engel an ihr Herz:
„Er ist doch treu, gib ihm die Hand, o gib.“
Wohl fühlt' auch er durch Bitterkeit und Schmerz:
„Sie liebt Dich doch, sie ist ja doch dein Lieb.
Ein freundlich Wort nur sprich, ein Wort vernimm,
So ist der Zauber, der euch trennt, gebrochen“ —
Sie gingen — sah'n sich — o, der Stolz ist
schlimm! —
Daß Eine Wort blieb ungesprochen.

Da schieden sie. Und wie im Münsterchor
Berglimmt der Altarlampe rother Glanz —
Erst wird er matt; dann flackert er empor
Noch einmal hell, und dann verlöscht er ganz —
So starb die Lieb' in ihnen, erst beweint,
Dann heiß zurückschneht, und dann — vergessen,
Bis sie zuletzt, es sei ein Wahn, gemeint,
Daß sie sich je dereinst besessen.

Nur manchmal führen sie im Mondenlicht
Vom Kissen auf — von Thränen war es naß,
Und naß von Thränen war noch ihr Gesicht;
Geträumet hatten sie — ich weiß nicht, was.
Dann dachten sie der alten schönen Zeit,
Und an ihr nichtig Zweifelnd, an ihr Scheiden,
Und wie sie nun so weit, so ewig weit.
O Gott, vergieb, vergieb den Beiden!

Scheimniss.



schneller, mein Ross, mit Hast, mit Hast!
Wie säumig dünkt mich dein Zagen,
Zu den Wald, in den Wald meine selige Last,
Mein süßes Geheimniß zu tragen;

Es liegt ein trunkner Abendschein
Rothdämmernd über den Gipfeln,
Es fauchzen und wollen mit fröhlich sein
Die Vögel in allen Wipfeln.

D könnt' ich steigen mit Jubelschall
Wie die Lerch' empor aus den Gründen,
Und droben den rothigen Himmeln all'
Mein Glück, mein Glück verkünden;

Oder ein Sturm mit Flügelgewalt
Zum Meer hinbrausen, dem blauen,
Und dert was im Herzen mir glüht und schallt
Den verschwiegenen Wellen vertrauen!

Es darf mich hören kein menschlich Ohr,
Ich kann wie die Lerche nicht steigen,
Ich kann nicht weh'n wie der Sturm empor,
Und kann's doch nimmer verschweigen.

So wiff' es, du blinkender Mond im Fluß,
So wiff' es, ihr Buchen im Grunde:
Sie ist mein, sie ist mein! Es brennt ihr Kuß
Auf meinem seligen Munde.

Gesicht im Walde.



Ich hatte mich verirrt im tiefsten Wald,
Schwarz war die Nacht, unheimlich troff der Regen,
Der Sturm ging in den Wipfeln wild und kalt.

Da sah ich plötzlich unsern meinen Wegen
Durch's feuchte Laub blutrothe Funken sprüh'n,
Und Hammerschläge dröhnten mir entgegen.

Durch Dornen und durch Buschwerk drang ich
Lahn,
Und bald gewahrt' ich, rings vom Wald umfangen,
In heher Hall' ein Schmiedesfeuer glüh'n.

Drei Riesen waren's, die die Hämmer schwangen,
Verußt, die Augen nur auf's Werk gefehrt,
Dazu sie schauerliche Weisen fangen.

Sie schmiedeten an einem großen Schwert,
Zweischneidig war's, der Griff als Kreuz gestaltet,
Die Spitze nabelscharf und unverfehrt.

Und Einer sang in Tönen fast veraltet,
Doch also tief, wie wenn emporgeschwellt
Der mächt'ge Hauch in dumpfer Orgel waltet:

„Es rühet im Birnbaum, auf dem Walsersfeld
Sich schon der Saft, und seinem Volk zum Heile
Erscheinen wird der langersehnte Held.“

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Das Schwert, das Königsschwert, muß fertig sein,
Und unser Werk hat Eile, Eile, Eile!“

Er schwieg, und singend fiel der Zweite ein,
Mit einer Stimm', als wollt' er aus den Gräften
Mit Erzpossaunenschall die Todten schrei'n:

„Es hat zur Nacht gedonnert in den Klüften
Des alten Bergs, den man Kyffhäuser heißt,
Und einen Adler sah ich in den Lüften.“

Wie Sturmesbrauschen klingt es, wenn er kreißt,
In seinen Fängen trägt er Blizeskeile,
Die Rabenbrut entflieht, es steigt der Geist.

Drum rüstig mit dem Hammer, mit der Feile!
Zur rechten Stunde sei das Werk gethan;
Das Kreuzeschwert hat Eile, Eile, Eile!“

Und tief einfallend hub der Dritte an,
Das scholl, wie unterird'sche Donner grollen,
Wenn sich die Lava rühret im Vulkan:

„Die Zeit ist schwanger; aus den dürrn Schollen
Wird eisern angeh'n eine Kriegerfaat,
Sein rothes Banner wird der Kampf entrollen.“

D'rum schreiten hohe Geister früh und spat
Durch's deutsche Land, und pochen an die Thüren,
Und mahnen laut: der Tag des Schicksals naht!

Viel eitles Blendwerk wird der Feind erküren,
Mit Lächeln locken, dräum mit Blüthgeschloß,
D laffe keiner dann sein Herz verführen!

Denn Füße nur von Thon hat der Kelch,
Und stürzen wird er über kurze Weile,
Im Fall begrabend seiner Knechte Troß.

D'rum rüstig mit dem Hammer, mit der Zelle!
Ihr Bälge blas, ihr Funken sprüht emper!
Das Schwert des Siegs hat Gile, Gile, Gile!“

So fangen sie. Dann schwieg der dumpfe Chor,
In kaltem Schauer bebten meine Glieder,
Doch wagt' ich nicht mich in der Halle Thor.

Zurück in's schwarze Dickicht floh ich wieder,
Und sah verlöschen bald der Flamme Licht,
Nur bang im Haupt noch summten mir die Lieder.

Kaum weiß ich jetzt, war's Traumbild, war's
Gesicht?
Doch mahnt es, daß auch wir das Schwert be-
reiten,
Das Schwert des Geistes, welches nie zerbricht.

Wachet und betet! Schwer sind diese Zeiten.

Einkehr!

Er Staub ist heiß, die Sonne glüht,
Dem langen Wandern bin ich müd';
Sich da, im Schatten der Linden
Muß ich ein Wirthshaus finden!

Gott grüß' dich, schöne Kellnerin,
Du siehst wohl, daß ich müde bin,
D reiche dem durstigen Zecher
Zum Rande voll den Becher!

Dein Wohl, dein Wohl, vielhelde's Kind,
Si, wie dir so roth die Wangen sind,
Und deine Augen wie Kohlen,
Die funkeln schelmisch verstellen.

Dein Wein ist süß, dein Wein ist klar,
Doch blick' ich Dir auf die Lippen gar,
Da dünkt von deinem Munde
Ein Kuß mir noch süßer zur Stunde.

Du sagst nicht: ja, du sagst nicht: nein;
Da muß ich denn schon herzlich sein;
Da hast ihn — gib mir ihn wieder! —
Was schlägst du die Augen nieder?

Ein braver Bursch, 'ne schöne Maid,
Wo die sich treffen allezeit,
Da soll ein Küßchen in Ehren
Ihnen kein Narr verwehren.

Die deutschen Fabeldichter.

Hagedorn. Gellert. Lichtwer. Willamow.
Pfeffel &c.



Das wir leider von so vielen Producten deutscher Litteratur und Kunst überhaupt sagen müssen, daß sie, wenn auch nicht gerade eine unmittelbare Nachbildung des Fremden, doch wenigstens aus fremdländischer Anregung hervorgegangen ist, findet auch theilweis auf die Ausbildung der deutschen äsopischen Fabel seine Anwendung. Wir finden dies Gebiet der Poesie zwar schon sehr früh nach dem Muster der antiken, dem Aesop zugeschriebenen Fabeln in Deutschland angebauet, und die vorzüglichsten Fabeln lieferten Ulrich Boner, ein Predigermönch, der in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte, und nach ihm Sürhard Waldis und Hans Sachs. Später indessen ging diese Dichtungsart ganz verloren, bis endlich Hagedorn zuerst sie wieder zu Ehren brachte. Indessen ist der Einfluß, welchen die französischen Dichter zu jener Zeit auf Deutschland ausübten, und dem auch Gottsched und seine Anhänger und zum Theil auch die Dichter der sächsischen Schule erlagen, bei Hagedorn in allen seinen poetischen Productionen nicht allein bei den Fabeln deutlich hervortreten: indessen müssen wir auch zu seinem Verdienst hinzufügen, daß es gerade ihm vor allen seinen Zeitgenossen am glücklichsten gelang, die Anmuth und Eleganz, die Leichtigkeit und die geistreichen Spielereien der französischen Poesie in die deutsche zu übertragen, während dieselben Versuche der meisten Dichter jener Periode immer nur unbehülliche, schwerfällige Nachahmungen hervorbrachte, welche weit hinter den Originalen zurückblieben.

Es ist indessen an dieser Stelle unseres Werkes nicht Raum genug übrig, uns in einer längeren Abhandlung über die Geschichte und die eigentliche Dichtungsart der Fabel auszusprechen, da die Zahl der deutschen Fabeldichter, die hier genannt werden müssen, nicht gering ist, doch wollen wir wenigstens die scharfsinnige Definition der Fabel, die Lessing von derselben giebt, hier anführen, und diese heißt folgendermaßen: „Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Fall die Wirklichkeit ertheilen, und eine

Fabel im weiten Sinne so viel als Märchen, Erzählung einer erdichteten Begebenheit, wird in der Poesie im doppelten Sinne gebraucht; indem man einmal in epischen und dramatischen Gedichten das Gewebe der Begebenheiten (das Sujet), dann aber auch eine eigene Dichtungsart, oder ein solches Nebenproduct mit diesem Namen bezeichnet, welches man zum Unterschiede von jener die äsopische Fabel, auch wohl Aesoplog zu nennen pflegt.

Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel.“

Zu jener Zeit nun, als die Fabel auch in der deutschen Poesie so zu sagen ein Bürgerrecht zu gewinnen suchte, galt nicht nur in Frankreich allein, sondern auch unter den Dichtern aller anderen Sprachen, LaFontaine als das unübertreffliche Muster eines Fabeldichters; ihm schloß sich daher Hagedorn zunächst an. In allen seinen Fabeln, die sogar größtentheils auch, was die Erfindung betrifft, Nachbildungen der LaFontaineschen sind, suchte er seines Vorbildes glänzende Eigenschaften, und wie gesagt mit Glück, zu erreichen. So war es denn auch nicht zu verwundern, wenn die Hagedornschen Fabeln gleich bei ihrem Erscheinen das allgemeinste Aufsehen erregten, besonders da der Dichter es sich zur besonderen Aufgabe gemacht hatte, in ihnen auch die Lächerlichkeiten und Schwachheiten seiner Zeit zur Schau zu stellen und durch witzige Einfälle und naive Scherze lächerlich zu machen. Im Uebrigen verdient er den Beifall, welchen ihm seine Zeitgenossen im reichen Maaße zuschießen ließen, vollkommen, denn auch sein Styl ist elegant fließend, die Composition gelungen und die Ausführung kurz und gedrungen, durchaus keine unnötigen Längen enthaltend, die der Fabel besonders nachtheilig sind und ihren Eindruck schwächen.

Von diesem letztern Fehler hat sich insbesondere Gellert nicht los machen können, und er hat denselben wohl eigentlich mit von LaFontaine überkommen, ohne wie dieser die Gewandtheit zu besitzen, durch blendende Spiele des Witzes die Längen zu verbergen. Nichts desto weniger concentrirte Gellert die Neigung und den Beifall des gesammten Volkes auf sich in einem so hohen Grade, wie ihn wohl selten wieder Jemand erreicht hat, und der Grund hierzu liegt wohl hauptsächlich in dem Charakter des Dichters, der auch in alle seine Poesieen hineingegangen ist, und die freundliche Gutmüthigkeit, die leicht verständliche Moral, verbunden mit treuerziger Schalkhaftigkeit und populärem Witz, die sich überall in seinen Arbeiten finden, sind nicht das Product einer künstlich hereingeholten Moralphilosophie, sondern das treue Ergebnis seines biederen, kindlich gutmüthigen Herzens. So sind denn Gellerts Fabeln das Buch der Nation geworden, und wie Garve sagt: „man liebt sie, wo man sonst nichts liebt; Jedermann versteht sie und findet den Scherz, woran er sich vergnügen und die Wahrheit, die ihn bessern soll.“

Ein Fabeldichter, dessen Name gewiß jetzt einen eben so bedeutenden Klang haben würde, wenn seinem Talente nicht durch einen frühzeitigen Tod die Grenze gesetzt worden wäre, ist J. S. Michaelis. Seine hübschen kleinen Fabeln finden sich in allen Mustersammlungen und ähnlichen Collectio-Verken, und sind gewiß den meisten Lesern bekannt, wie z. B. die von der Taube, welche der auf dem Bache schwimmenden Biene ein Blatt zuwirft, auf welches sich diese rettet, und nachher den Jäger in die Hand schießt, der die Taube schießen will; — die Erzählung von dem Bauer, der es tadelt, daß die Kürbisse an einer Ranke und nicht auf Eichbäumen wachsen, u. A. m.

Nach Gellert hat indessen den größten Ruf als Fabeldichter unstreitig Lichtwer erreicht, und dieser hat vor demselben unstreitig den Vorzug, daß die in seinen Fabeln enthaltene Moral keine halbe abgedroschene Lebensregel enthält, sondern auch das Herz und das Gemüth selbst angeht. Außerdem grenzen seine Fabeln weniger an die didactische, als an die epische Poesie, und die Wahrheit dieser Behauptung findet man besonders da recht deutlich hervortretend, wo es ihm mehr darauf ankömmt, die einzelnen Vorgänge mit größerer Bestimmtheit und ausgeführter zu zeichnen, eine Manier, der aber durchaus nicht diese gemüthliche Behaglichkeit zu Grunde liegt, die wir besonders bei Gellert finden, sondern in welcher deutlich das Bedürfnis nach epischem Schwunge und Ausführung hervortritt. — Lichtwer's Fabeln hatten übrigens das sonderbare Schicksal, daß sie nach ihrem Erscheinen der ersten Auflage im Jahre 1748, bei welchem der Verfasser übrigens nicht einmal seinen Namen genannt hatte, während eines Zeitraums von drei Jahren gänzlich unbeachtet blieben, bis endlich Gottsched darauf aufmerksam machte, worauf bald nachher eine zweite und dann eine dritte Auflage derselben immer noch anonym erschienen; da aber diese dritte Auflage durch Kamler ohne Vorwissen des Verfassers besorgt und viele Veränderungen darin vorgenommen waren, fand sich Lichtwer endlich veranlaßt, bei einer vierten Auflage seinen Namen zu nennen und gegen das Verfahren Kamlers zu protestiren, ein Streit, der damals in der literarischen Welt großes Aufsehen erregte.

Gleichzeitig mit Lichtwer trat unter den Fabeldichtern Willamow auf, welcher dieser Dichtungsart eine andere Gestalt zu geben suchte, indem er sie dialogisirte, wodurch es ihm allerdings leicht wurde, eine größere Lebendigkeit in der Darstellung zu erreichen. Er besaß zwar

ebenfalls das Talent einer leichten, gefälligen Sprache, aber grade durch den Dialog konnte er es nicht vermeiden, die Klarheit und Anschaulichkeit der Erzählung zu beeinträchtigen und in Längen zu verfallen, die den Eindruck des Ganzen bedeutend schwächen.

Einer späteren Zeit als die genannten Fabeldichter gehört Pessel an, der indessen die Fabel ganz wie seine beiden Vorgänger behandelte; indem er diese Dichtungsart nur als das Kleid irgend einer moralischen Mittheilung betrachtete, und indem er diesen Grundsatz mit großer Strenge festhielt, führte er auch die äußere Ausstattung der Fabel in ihre engsten Grenzen zurück und wußte sie mit fast epigrammatischer Kürze zu behandeln, doch entbehren seine Arbeiten diese gemüthliche wohlwollende Weltanschauung, durch welche sich die Uebrigen, besonders Cellert, auszeichneten, ja man findet sogar bei ihm häufig genug eine bis zur Bitterkeit gesteigerte Ironie, welche dem Eindruck des Ganzen schadet.

Außer diesen Dichtern haben noch viele andere, darunter sehr bedeutende Männer, die Fabel bearbeitet, doch ohne sich so ausschließlich oder doch hervorleuchtend mit derselben zu beschäftigen wie jene, und wir nennen hier nur flüchtig die Namen Haller, J. A. Schlegel, Giske, Kästner, Ebert, Surco, Lessing, Gleim, Ewald v. Kleist, Bodmer, Moser, Zacharia, v. Nicolay, Langbein u. A. m. In der neuesten Zeit hat indessen der Geschnack an der Fabel, die der geistigen Richtung unserer Zeit nicht mehr so wie früher zusagt, bedeutend abgenommen, wo sie auftrat, geschah es meistens nur in politischer Tendenz. Abraham Emanuel Fröhlich, von welchem wir bei Gelegenheit der schwäbischen Dichterschule gesprochen, hat in dieser Richtung sich sehr vorthellhaft ausgezeichnet. Indessen müssen wir hier noch wenigstens die in neuerer Zeit so berühmten gewordenen Fabeln des Superintendenten Hey erwähnen, die wohl einen großen Theil ihres Rufes den geistreichen Zeichnungen Otto Spcklers zu verdanken haben. Kein im epischen Sinne behandelt haben diese hübschen kleinen Gedichte allerdings viel mit der Fabel gemein, ohne jedoch ihrer innerlichsten Grundlage nach solche zu sein, da der Zweck des Verfassers beim Niederschreiben derselben wohl auch nicht der war, wirkliche Fabeln zu schreiben.

Wir setzen nun hier noch einige kurze Notizen über die Lebensverhältnisse der vorhergenannten Dichter hinzu:

a) Friedrich von Hagedorn wurde am 25. April 1708 zu Hamburg geboren, wo sein Vater als dänischer Resident im niedersächsischen Kreise lebte. Nachdem er eine sehr sorgfällige Erziehung auf dem hamburgischen Gymnasium erhalten, welches damals eines ausgezeichneten Rufes genoß, studierte er bis 1729 in Jena die Rechte und ging dann als Privatschreiber des dänischen Gesandten nach London. Im Jahre 1731 zurückgekehrt wurde er zwei Jahre darauf als Secretair bei der sogenannten englischen Court, einer großen Handelsgesellschaft in Hamburg angestellt, eine Stellung, die ihm in pekuniärer Beziehung ein hinreichendes Auskommen gewährte, und ihm außerdem noch Muße ließ, seiner Lieblingsbeschäftigung, der Dichtkunst obzuliegen. Er starb am 28. October 1754 in seinem noch nicht vollendeten 47sten Lebensjahre an der Wassersucht.

b) Christian Fürchtegott Cellert ward am 4. Juli 1715 zu Hoynich, einem kleinen Städtchen bei Freiberg im Erzgebirge, wo sein Vater Prediger war, geboren, von welchem er den ersten Unterricht empfing. Schon früh versuchte sich der junge Cellert in der Poesie, und das erste von ihm bekannt gewordene Gedicht fertigte er in seinem dreizehnten Jahre zu dem Geburtstage seines Vaters. Im Jahre 1729 kam er auf die Fürstenschule zu Meißen, um sich daselbst für die Universität vorzubereiten. Nachdem er dort die Bekanntschaft mit Gärtner und Rabener gemacht, bezog er im Jahre 1734 die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Indessen nöthigte ihn seine schwache Brust, nachdem er bereits seine Studien beendigt, dem wirklichen Predigeramte zu entsagen. Er übernahm daher für's erste eine Hauslehrerstelle, bis er im Jahre 1751 eine außerordentliche Professur an der Universität zu Leipzig erhielt, und las zunächst über die Dichtkunst und die Beredsamkeit, wo seine Vorträge so zahlreich besucht wurden, daß er sie in den öffentlichen Hörsälen der Universität halten mußte. Zuhörer aus allen Ständen strömten ihm zu, so weit hatte sich sein Ruf bereits verbreitet. Gehannt ist, daß Friedrich der Große ihn zu sich rufen ließ und sich mit der Unterredung Cellerts so wohl zufrieden zeigte, daß er ihn le plus raisonnable de tous les savants allemands nannte. — Besonders erfreute sich auch Cellert der Freundschaft des Churfürsten von Sachsen und der preussischen Prinzen Carl und Heinrich, von denen der Letztere ihm sogar das Pferd zum Geschenk machte, welches er in der Schlacht bei Freiberg geritten, da die Ärzte dem Dichter, welcher an Hypochondrie litt, Bewegung angerathen hatten. In seiner letzten Krankheit schickte ihm der Churfürst sogar seinen Leibarzt, dessen

Kunst den gefeierten und so allgemein betrauereten Dichter jedoch nicht mehr am Leben erhalten konnte, der am 13. December 1769 in seinem 55ten Lebensjahre starb.

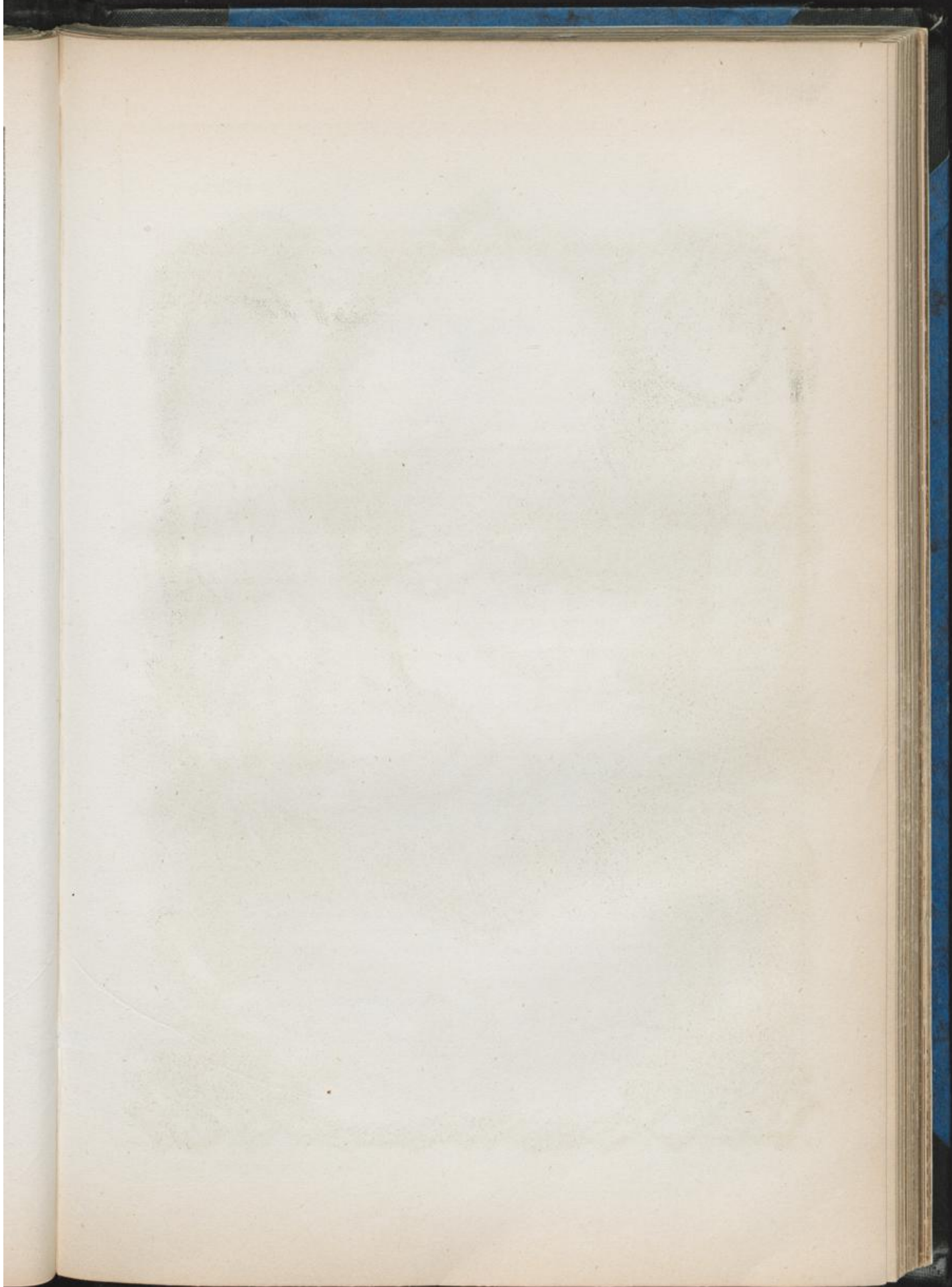
c) Magnus Gottfried Lichtwer wurde am 30. Januar 1719 zu Würzen geboren; er studirte in Leipzig und Wittenberg die Rechte, erhielt an der letzteren Universität die Doctorwürde, trat dort eine Zeitlang 1747 als öffentlicher Lehrer auf. Seine geschwächte Gesundheit veranlaßte ihn indessen bald, diese Stelle niederzulegen, worauf er nach Halberstadt ging, wo er verschiedene Staatsämter bekleidete und endlich als königl. Preuß. Hof-, Regierungs- und Consistorial-Rath am 6. Juli 1783 starb.

d) Johann Gottlieb Willamow, geboren 1736 zu Mohrungen in Preussen, bezog 1751 die Universität Königsberg und wurde 1758 Director am Gymnasium zu Thorn. Im Jahre 1767 begab er sich nach Petersburg, um die Direction der dortigen deutschen Schule zu übernehmen. Er legte aber diese Stelle bereits 1776 wieder nieder, um sie mit einer andern bei einem Fräuleinstift zu verlauschen, starb aber schon ein Jahr darauf am 6. Mai 1777.

e) Gottlieb Conrad Pfeffel, wurde am 28. Juni 1736 in Colmar im Elsass geboren, bereits in seinem funfzehnten Jahre bezog er die Universität Halle um dort die Rechte zu studiren. Eine Augenentzündung, die ihn dort befiel, war die Ursache, daß er sich noch vor Beendigung seiner Studien nach Dresden begab, wo sich sein Zustand zu bessern schien, aber kaum war er in seine Heimath zurückgekehrt, als ihn neue Rücksälle trafen, welche endlich seine gänzliche Erblindung herbeiführten. Sein nahe ein halbes Jahrhundert erkruer dieses entsehlliche Schicksal, von der Hand einer liebenden Gattin allein geleitet, die Stunden der Einsamkeit mit der Poesie ausfüllend. Im Jahre 1773 errichtete Pfeffel in Colmar mit Erlaubniß des Königs von Frankreich eine akademische Erziehungsanstalt für die protestantische Jugend, ein Institut, was indessen in Folge der französischen Revolution einging. Seit dieser Zeit verwandte er seine Muße nur zu literarischen Beschäftigungen. Im Jahre 1803 wurde er Präsident des neu errichteten Consistoriums in Colmar, und starb, nachdem er noch zuvor den neunten Theil seiner poetischen Versuche herausgegeben, am 1. Mai 1809.

Die nachfolgenden Gedichte entlehnen wir aus den verschiedenen Sammlungen der betreffenden Dichter.





von Gellert.



gez. u. radirt v. P. Habelmann.

Verlag v. A. Hofmann & C^o in Berlin.

Christian Fürchtegott Gellert.

Inkle und Yariko.



Die Liebe zum Gewinn, die uns
zuerst gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde
Fluthen fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut,
das Leben,
Der ungewissen See auf Brettern Preis
zu geben;
Die Liebe zum Gewinn, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verlust, trieb Inken auf ein
Schiff.
Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
Denn Handeln war sein Wiß, und Rechnen seine
Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durch's
Schwert befehrt,
Das wir das Christenthum, und unsern Geiz gelehrt;
Er sieht Amerika. Doch nah' an diesem Lande
Zerrißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm
am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los, und wer entkommen war,
Den fraß ihr hungrig Schwert. Nur Inkle soll
noch leben;
Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung
geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirrem Sinn,
Der Britte sich zulezt bei einem Baume hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben
nehmen.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schwächern
Ohr.
Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor,
Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
Sie stutzt. Was wird sie thun? Bestürzt zurücke
fliegen?

O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen
nicht.
Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß
Gesicht,
Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmuth seiner
Blicke,
Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.
Auch Inken nimmt dies Kind bei wilder Anmuth
ein.
Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstell't zu
sein,
Berräth sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
Ihr Auge sprach um Gunst, und bat um Gegen-
liebe.
Die Indianerin war liebenswerth gebaut.
Durch Mienen red't dies Paar, durch Mienen wird's
vertraut;
Sie winkt ihm mit der Hand, er folgt ihrem Schritte;
Mit Früchten speißt sie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu be-
frei'n;
Durch Lächeln räth sie ihm, getrost und froh zu sein.
Sie sah ihn zehnmahl an, und spielt mit seinen
Haaren,
Und schien verwundrungsvoll, daß sie so lockicht
waren.

So oft der Morgen kommt, so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Bärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch' Geschenk, und schmückt sein
kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschaalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern
prahlen.

Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall;
Und unter dem Geräusch und Psilomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Er-
barmen

Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel sein?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfand'ne Töne;
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die
Schöne.

Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat;
Er wünscht sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hört's, und zürnet schon, daß es noch nicht
geschähen.

„Dort,“ spricht er, „kleid' ich dich,“ und zeigt
auf sein Kleid,

„In lauter bunten Zeug von größ'rer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen
Pferden,

Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.“

Vor Freuden weint dies Kind, und steht, indem
sie weint,

Schon nach der offenen See, ob noch kein Schiff
erscheint,

Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu ent-
decken;

Sie sieht ein Schiff am Strand, und läuft mit
frohem Schrecken,

Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland,
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an seiner Hand,
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
Zu das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde
fort,

Und fliegt nach Barbados; doch dieses war der Ort,

Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist
erwachte.

Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
So hab' ich, fing er an, um arm zurückzukommen,
Die fürchterliche See mit Müß und Angst durch-
schwommen?

Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und führ't Pariko zum Sklavenhändler hin,
Hier wird die Daubarkeit in Tyrannei verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverei verhandelt.

Sie fällt ihn um den Hals, sie fällt vor ihm
aufs Knie.

Sie fleht, sie weint, sie schreit — Nichts! Er ver-
kaufet sie.

Mich, die ich schwanger bin, mich! fährt sie fort
zu klagen.

Bewegt ihn dies? Ach ja! sie höher anzuschlagen.
Noch drei Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der

Britte froh,
Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Pariko!


O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen;
D möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil lesen!
Die größte Mordlichkeit, die allergrößte Treu'
Belohnst du, Bösewicht, noch gar mit Sklaverei?
Ein Mädchen, das für dich ihr eig'nes Leben wagte,
Das dich dem Lob' entriß, und ihrem Volk ent-
sagte,

Mit dir das Meer durchstrich, und bei der Glieder
Reiz,

Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
Sei stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen
Namen;

Nie wird es möglich sein, dein Laster nachzuahmen!

Das Gespenst.

 In Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.
Um sich des Geistes zu erwehren,
Ließ er sich heimlich das Verbannen lehren;

Doch kraftlos blieb der Zauberspruch;
Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren,
Und gab in einem weißen Tuch
Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.
Der Wirth, der bei der Nacht nicht gern allein
gewesen,
Bat sich des Dichters Zuspruch aus,
Und ließ sich seine Verse lesen.
Der Dichter las ein frohlig Trauerspiel,
Das, wo nicht seinem Wirth, doch ihm sehr wohl
gestiel,

Den Geist, den nur der Wirth, doch nicht der
Dichter sah,
Erschien, und hörte zu; es fing ihn an zu schauen;
Er konnte länger nicht, als einen Auftritt, dauern.
Denn eh' der and're kam, so war er nicht mehr da.

Der Wirth, von Hoffnung eingenommen,
Ließ gleich die and're Nacht den Dichter wieder
kommen.

Der Dichter las, der Geist erschien,
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut! sprach der Wirth bei sich, dich will ich bald
verjagen;
Kannst du die Verse nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unser Wirth allein.
So bald es zwölfte schlug, ließ das Gespenst sich
blicken.

„Johann!“ fing drauf der Wirth gewaltig an zu
schrei'n,

„Der Dichter — lauft geschwind, — soll von der
Güte sein,

„Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.“

Der Geist erschrock, und winkte mit der Hand,

Der Diener sollte ja nicht gehen,

Und kurz, der weiße Geist verschwand,

Und ließ sich niemals wieder sehen.

Ein jeder, der dies Wunder ließt,

Zieh' sich daraus die gute Lehre:

Daß kein Gedicht so elend ist,

Das nicht zu etwas nütze wäre.

Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen
scheut,

So kann uns dies zum großen Troste dienen.

Geseht, daß sie zu uns'rer Zeit

Auch legionenweis' erschienen,

So wird, um sich von allen zu befrei'n,

An Versen doch kein Mangel sein.

Der Hund.

Phyllar, der so manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch sein Wollen widerstanden;
Phyllar, dem Lips Lullian,
Der doch gut zu stehen wußte,
Selber zweimal weichen mußte,
Diesen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krummholzföl und Mithridat
Mußte sich der Hund bequemen,
Wider Willen, einzunehmen,
Selbst des Nachbar Gastwirths Müß',
Der vordem in fremden Landen
Als ein Doctor ausgestanden,
War vergebens bei dem Vieh.

Kaum erscholl die schlimme Post,

Als von ihrer Mittagstost

Alle Brüder und Bekannten,

Phyllar zu besuchen, rannten.

Pantelon sein bester Freund,

Leckt ihn an dem heißen Munde.

O! erseufzt er, bitter Stunde!

O! wer hätte das gemeint?

„Ach!“ rief Phyllar: „Pantelon!

„Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?

„Hält' ich nur nichts eingenommen,

„Wär ich wohl davon gekommen,

„Sterb' ich Aermster so geschwind,

„O! so kannst du sicher schreien,

„Daß die vielen Arzeneien

„Meines Todes Quelle sind.

„Wie zufrieden schlief' ich ein,
 „Sollt' ich nur so manches Wein,
 „Das ich mir verscharren müssen,
 „Vor dem Tode noch genießen!
 „Dieses macht mich kummervoll,
 „Dass ich diesen Schatz vergessen,
 „Nicht vor meinem Ende fressen,
 „Auch nicht mit mir nehmen soll.
 „Liebst du mich, und bist du treu,
 „O! so hole sie herbei;
 „Eines wirft du bei den Linden
 „An dem Gartenthore finden;
 „Eines, lieber Pantelen,
 „Hab' ich nur noch gestern Morgen
 „In dem Winterreis verborgen;
 „Aber fröh' mir nichts davon.“

Pantelen war fortgerannt,
 Brachte treulich, was er fand,
 Phylar roch, bei schwachem Muthe,
 Noch den Dunst von seinem Gute.

Der Selbstmord.



Jüngling, lern' aus der Geschichte,
 Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
 Was für bejammernswerthe Früchte
 Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beispiel wohlgezog'ner Jugend,
 Des alten Vaters Trost und Stab,
 Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
 Zur größten Hoffnung Anlaß gab;

Den zwang die Macht der schönen Triebe,
 Climenen zärtlich nachzugehen;

Endlich, da sein Auge bricht,
 Spricht er: „laß mir alles liegen:
 „Sterb' ich, so sollst du es kriegen;
 „Aber, Bruder! eher nicht.

„Sollt' ich nur so glücklich sein,
 „Und das schöne Säinkenbein,
 „Das ich — — doch ich mag's nicht sagen,
 „Wo ich dieses hingetragen.
 „Werb' ich wiederum gesund,
 „Will ich dir, bei meinem Leben!
 „Auch die beste Hälfte geben;
 „Ha du sollst“ — — Hier starb der Hund.

Der Geizhals bleibt im Tode farg.
 Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
 Und tausend wirft er mit Entsetzen
 Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
 O schwere Last der Eitelkeit!
 Um schlecht zu leben, schwerer zu sterben,
 Sucht man sich Güter zu erwerben;
 Verdient ein solches Glück wohl Reid?

Er seufzt, er hat um Gegenliebe;
 Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden,
 Umsonst! Climene heißt ihn flehn.
 „Ja,“ schreit er, „ja, ich will dich meiden;
 „Ich will mich ewig dir entziehen!“

Er reißt den Degen aus der Scheide.
 Und — — o was kann verwegener sein!
 Kurz, er besteht die Spitz' und Schneide,
 Und steckt ihn langsam wieder ein.

von Lichtwer.



gea. u. radirt v. P. Habelmann.

Verlag v. A. Hofmann & C^o in Berlin.

Magnus Gottfried Lichtwer.

Die Katzen und der Hausherr.



hier' und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorfaal eines Reichen
Stimmten sie ihr Liedchen an,
So ein Lied, das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Hinz, des Murners Schwiegervater,
Schlug den Tact erbärmlich schön.
Und zween abgelebte Kater
Quälten sich ihm heizustehn.

Endlich tanzen alle Katzen,
Poltern, lärmen, daß es kracht,
Zischen, heulen, sprudeln, krachen,
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel
In den finstern Saal herum,
Schlägt um sich, zerhößt den Spiegel,
Wirft ein Duzend Schaalet um.

Stolpert über ein'ge Spähne,
Stürzt im Fallen auf die Uhr,
Und zerbricht zwo Reihen Zähne: —
Blinder Eifer schadet nur.

Die Fische.

Fer Hochmuth kam einmal ins Meer,
Und fuhr den Fischen in die Köpfe,
Es war vom Bläckfisch bis zum Stör
Kein so geringes Seegeköpfe,
Es wünschte, was zu sein. Des Fischmonarchen
Haus

War damals voller Supplikanten,
Die meisten wirkten sich besondre Titel aus,
Darinnen sie sich selbst verkannten.
Dem Stockfisch kam der Rang allerlegt in Sinn,
Er schwamm zum Wallfisch hin, und klagte nach
der Länge.

Daß Stockfisch schlechtweg künftighin
Sich wenig zu verächtlich klänge.

„Nein, Stockfisch sollst Du fernere sein,“
Ziel ihm der Fische König ein;
„Doch hast Du Dich des Rangs noch über Stör
und Haien

Auf ewig künft'ig zu erfreuen.“
Begnügt schwamm er davon. Der Ruf durch-
drang das Meer,
Und kurz darauf erschien ein Supplikantenheer,
Die Fische drängten sich bei Hausen,
Den Stockfischtitel zu erkaufen.

Näumt erst dem Gsel Würden ein,
Und laßt ihn den Sack zum Ehrenzeichen tragen,
So will ein Jeder Gsel sein;
Man wird sich um die Säcke schlagen.

Der kleine Löffel.

In einem großen Dorf, das an die Mulde stieß,
Starb Grolms, ein Bauersmann. Die Wittwe
freite wieder,

Und kam mit einem Knaben nieder,
Den man den kleinen Löffel hieß.
Sechs Sommer sind vorbei, als es im Dorfe
brannte;
Der Knabe war damals gerade sechzehn Jahr,
Da man, wiewohl er schon ein großer Junge war,
Ihn noch den kleinen Löffel nannte.
Nunmehr drasch Löffel auch mit in der Scheune
Korn,

Fuhr selber in das Holz; da trat er einen Dorn
Sich in den linken Fuß; man hörte von den Bauern
Den kleinen Löffel sehr bedauern.

Zuletzt verdroß es ihn, und als zur Kirchwehzeit
Des Schulzen Hadrian, ein Zimmermannsgefelle,
Ihn: Kleiner Löffel! hieß, hatt' er die Dreistigkeit,
Und gab ihm eine derbe Schelle.

Die Rache kam ihm zwar ein neues Schock zu
stehn,

Denn Schulzens Hadrian ging klagen,
Und durch das ganze Dorf hört man die Rede gehn:
„Der kleine Löffel hat den Hadrian geschlagen.“
D das that Löffeln weh, und er beschloß bei sich,
Sich in die Fremde zu begeben.

Was? sprach er, kann ich nicht ein Jahr wo anders
leben,

Unmittelst änderts sichs, und man verkennet mich.
Gleich ging er hin, und ward ein Reuter.
Das höret Nachbars Hans; die Sage gehet weiter,

Der Wiesel und die Hühner.

Nach Recht und Urtheil, mit dem Prügel,
Ward vor dem frohen Hausgeflügel
Ein Dieb und anderer Lullian,
Ein schlimmer Wiesel, abgethan.
Ein Hof voll Hühner sah ihn leiden,

Und man erzählt von Haus zu Haus:
„Der kleine Löffel geht nach Böhmen mit hinaus.“
Der Löffel will vor Wuth ersticken.
Indessen kriegt der Sachsen Heer
Befehl, in Böhmen einzurücken.
Nunmehr ist Löffel fort, man spricht von ihm nicht
mehr,

Die Sachsen bringen ein, gehn bis nach Mähren
hinter,

Und Löffel gehet mit. Es geht ein ganzer Winter,
Ein halber Sommer hin, man senkt den Weinstock
ein,

Als man den Ruf vernimmt, es sollte Friede sein.
Da meint nun unser Held, daß man die Kinder-
possen

Die ihn vordem so oft verdrossen,
Vorlängst schon ausgeschwikt. Er wirft sich Urlaub
aus,

Und suchet seines Vaters Haus.
Er hörte schon den Klang der nahen Bauerkühe;
Ein altes Mütterchen, das an den Säunen kroch,
Erfah ihn ungefähr, und schrie:
„Se, kleiner Löffel! lebt Ihr noch?“

Das Verurtheil der Landesleute
Verändert nicht der Dertler Weite,
Tilgt weder Ehre, Zeit noch Glück;
Reißt, geht zur See, kommt alt zurück,
Der Eindruck siegt, da hilft kein Sträuben,
Ihr müßt der kleine Löffel bleiben.

Und jactete dabei vor Freunden.
Nur eine Henne blieb betrübt,
Und sprach: „Man bricht des Räubers Glieder;
Allein die That ist schon verübt,
Wer giebt mir meine Kinder wieder?“

Die Rehe.

Ein Kind! Du wagest dich so kühnlich
 in den Wald,
 Als ob kein Tiger um uns wohne, —
 Ersieht er Dich, so bist du kalt;“
 So sagt ein Reh zu seinem Sohne.
 „Wohl, sprach der Rehbock, saget mir,
 Was ist der Tiger vor ein Thier?
 So sieh' ich ihn, als wie das Feuer.“
 „O Sohn! das ist ein Ungeheuer,
 Ein Schrecksal von Gestalt, sein blickend Angesicht
 Verräth den Mörder gleich, sein Nachen raucht von
 Blute,
 Der Bär ist so erschrecklich nicht,
 Und bei dem Löwen ist mir nicht so schlimm zu Muthe.“
 „Gut! unterbrach der Sohn, nun kenn' ich diesen
 Herrn.“
 Er ging hinweg, sein Unglücksstern
 Trieb ihn zum Tiger hin, der in dem Grase ruhte.
 Der Rehbock suchte zwar; doch er erhobte sich
 Und sprach: „Das ist er nicht; der Tiger raucht vom
 Blute.
 Und sieht abscheulich fürchterlich.
 Gingegen dieses Thier ist schön, gepugt und
 freundlich;
 Sein Blick zwar feurig, doch nicht feindlich;
 O solchen Tigern geh' ich nach;“
 Hub er mit Kühnheit an zu schreien;
 Doch mocht es ihn zu spät gereuen,
 Als ihm das Tigerthier drauf das Genick brach.
 Man that gar wohl, daß man der Jugend;
 Der Laster Hüßlichkeit entdeckt;
 Jedoch man warne sie auch vor dem Schein
 von Tugend,
 Und vor dem süßen Gift, das in den Laster steckt;
 Sonst macht der falsche Glanz von diesen,
 Daß sie die Laster oft für Tugenden erkiesen.

Der Hänfling.

Ein Hänfling, den der erste Flug
 Aus seiner Eltern Neste trug,
 Hub an, die Wälder zu beschauen,
 Und kriegte Lust sich anzubauen,
 Ein edler Trieb: denn eig'ner Herd
 Ist, sagt das Sprichwort, Geldes werth.
 Die stolze Gluth der jungen Brust
 Macht ihm zu einem Eichbaum Lust.
 Hier wohn' ich, sprach er, wie ein König,
 Dergleichen Nester giebt es wenig.
 Kaum stund das Nest, so ward's verheert,
 Und durch den Donnerstrahl verzehret.
 Es war ein Glück bei der Gefahr,
 Daß unser Hänfling auswärts war,
 Er kam, nachdem es ausgewittert,
 Und fand die Eide halb zersplittert.
 Da sah er mit Bestürzung ein,
 Er könne hier nicht sicher sein.
 Mit umgekehrtem Eigensinn
 Begab er sich zur Erde hin,
 Und baut in niedriges Gesträuch;
 So sehen macht ihn der Fall der Eide.
 Doch Staub und Würmer zwangen ihn,
 Zum andern Mal davon zu ziehn.
 Da baut' er sich das dritte Haus,
 Und las ein dunkles Büschchen aus,
 Wo er den Wolken nicht so nahe,
 Doch nicht die Erde vor sich sahe,
 Ein Ort, der in der Ruhe liegt:
 Da lebt er noch, und lebt vergnügt.
 Vergnügte Tage findet man,
 Woferne man sie finden kann,
 Nicht auf dem Thron, und nicht in Hütten;
 Kannst Du vom Himmel es erbitten,
 So sei Dein eigener Herr und Knecht:
 Dieß bleibt des Mittelstandes Recht.

Johann Gottlieb Willamow.

Die Himmelskürmer.

Hör, Dir, Götter,
Dem wuthschraubenden, unbeflegbaren,
Schrecklichen Gigantenbezwinger,
So, Triumph!
Jauchzen wir Alle Triumph,
Lanzend um diese Thälische Traubengeländer,
Die güldnen Trinkschalen schwingend,
Dir Triumph, Unüberwindlicher!

Hörcht! — Dort lobet der himmelstürzende Aetna,
Und tief heulet sein Eingeweide.
Er ist auf die Empörer geworfen,
Ein ewiger Kerker.
Aus verwundeten Schländen
Röcheln sie noch Grimm und Feuerfluthen
Und Dampfgewölke herauf,
Daß weit umher die glühenden Kiesel
Und verglastes Erz,
Und schwarze Asche die öden Fluren deckt.
Aber die gebirgige Laß
Duetscht die arbeitende borstige Brust ihnen,
Und scharfe Felsenstücke zerfleischen den Rücken.
Ihr wollt den Göttern tragen, Götterjöhne?
Dem Thierbändiger tragen,
Der giftige Drachen und blutdürstige Panther
Zum Gehorsam bändiget?
Ha! —
Hohngelächter Euch vor die Stirn, Ihr
Thoren!
Hohngelächter Euch nach in den Abgrund!
Und Jubel, Jubel dem Triumphirer!
Daß der hohe Athos über fernem Fluthen,
Und der Emelos und Hamos,
Und der waldige Ida umher
Festlich wiederhallen:
Evoe, Dir, Evoe, Unbezwingbarer!
Mit dem hohen Tyrus Gebietender, Evoe!
Stadtenhohe Ungehener,
Vom Blut des Saturns
Und der Mutter Erde erzeugt,
Waren die Empörer.
Felsen ihre Gebeine,
Ihre Haut ein Gefäß verachtender Panzer.
Der hundertköpfige Typhos

Wurzelte den Kaukasus aus,
Und Minas den Pelion und Ossa;
Mit frevelnder Rechte
Warf der wilde Porphyrien
Auf die ewige Götterburg drohende Geschoße.
Berg auf Berg, Fels auf Fels;
Stufen zum Throne des Donn'ers hinauf
Bauten sie sich frech, bewaffnet
Mit Klippen und Felsstücken.
Von Rhiphäen herab beherrscht der Odem des Osten
Gewölke nicht so, wie ihr Schnauben sie schreckte,
Da sie hinanliegen. Jeder tritt
Drängt Berg an Berg mit Getöse,
Und der Erde Grundfeste bebte.
Hei! Ihr Himmelskürmer! Zum Streit? Zum
Streit!
Sie stürmen hinan und toben,
Schwing' die versteinerte Regis, Athenä!
Und du Cerberusbändiger,
Sei eingedenk Deines zwölffachen Sieges:
Waffen der wüthenden Löwen
Den blutdampfenden offenen Rachen,
Und todtsforbernde eiserne Zähne,
Und mit unwiderstehlicher Kraft bewehrte Klauen
Hatte Vater Dionysus angezogen.
Laut brüllte er Wuth, daß der Olymp erscholl;
Er kam in den Streit der Götter.
Kanntet Ihr ihn wieder den glattwangigen,
Freundlichkeitslächelnden Sohn der Semele,
Da ihn die gottliche Mähne umflatterte,
Und Tod und Würgen im wilden Auge glühte?
Ho! wie er würgte und ras'te!
Mit aufgehobner Rechte
Fiel er in's wildige Haar
Des hehnsprechenden Enceladus.
Zerfleischt war das rauhe Gesicht ihm.
Und er stürzte rückwärts die Felsen hinunter;
Rhötus wollte ihn rächen; aber
Er fiel, von Dionysus Zähnen ergriffen,
Und die Schultern waren ihm zermalmt,
Daß schwarzes Blut
Längs den Gebirgen hinab rann.
Wie der Dzean, wenn der Süd

Gebietriß über seine Wogen dahinfährt
 Und in hohe Gebirge sie aufhürmt,
 Vor wüthender Ungebuld brüllt und stäubet,
 Daß vor seinem Getöse alle Vorgebirge erzittern:
 Also erscholl der verwundten Giganten
 Wildes Scheul von Thal zu Thale,
 Als Jhäus zur Rechten und Linken,
 Vor allen Göttern kühn,
 Unter den Götterverächtern Schrecken
 Und Wunden und Tod umherwarf.
 Er siegte, Ihr Bacchen und Faunen,
 Vor unsern Augen siegte Er.
 Denn Porphyriion sank mit zerhauener Brust
 Von des Olymps oberster Stufe,
 Die er erstiegen, als Zeus
 Seine Gewitter sandte,
 Die, tausendstimmig daherrollend,
 Flammende Geschosse hinabschleuderten,
 Und die Gebirge, mit unaussprechlichem Krachen,
 Stürzten in ein Chaos zusammen.
 Io, Dir Ueberwinder, Jhäus!
 Der Du den Troß der Erdensohne
 In neuer Waffenrüstung strafest!
 In heiligem, Dir heil'gem Laumel

Singen wir um diese Gebirge Deinen Triumph.
 Ströme, Gesang, auf ägeischen Fluthen
 An alle Gestade bis zu Herkuls Säulen hin!
 Unser Gesang, Jhäus dem Sieger geweiht,
 Aus diesen güldnen Opferfeldern,
 Und den nektargefüllten Schläuchen
 Unter Corybantischem Jaudzen
 Trinken wir — tanzen wir —
 Io! — tanzen und trinken wir
 Deinem Triumph, Evoe!
 Euan, Evoe!

Der Hirsch und die Mücke.



ängst setzte eine Mücke
 Dem Hirsch sich auf's Geweih.
 „Wenn ich zu sehr dich drücke,
 Sprach sie, „so rede frei.“
 „Gi“, rief der Hirsch, „mein Liebchen,
 Bist Du auch in der Welt!“
 — So ist's mit manchem Bübchen,
 Das sich für wichtig hält.

Friedrich von Hagedorn.

Johann, der Seifensieder.

Johann, der muntre Seifensieder,
 Erlernte viele schöne Lieder,
 Und sang mit unbesorgtem Sinn
 Vom Morgen bis zum Abend hin.
 Sein Tagwerk konnt' ihm Nahrung bringen:
 Und wann er aß, so mußt' er singen;
 Und wann er sang, so wars mit Lust,
 Aus vollem Hals und freier Brust.
 Beim Morgenbrod, beim Abendessen
 Blicb Ton und Triller unvergessen;
 Der schallte recht; und seine Kraft
 Durchdrang die halbe Nachbarschaft.

Man horcht; man fragt: Wer singt schon wieder?
 Wer ist's? Der muntere Seifensieder.

Im Lesen war er Anfangs schwach;
 Er las Nichts, als den Almanach,
 Doch lernt' er auch nach Jahren beten,
 Die Ordnung nicht zu übertreten,
 Und schlief, dem Nachbar gleich zu sein,
 Oft singend, öfter lesend, ein.
 Er schien fast glücklicher zu preisen,
 Als die berufenen sieben Weisen,
 Als mandes Haupt gelehrter Welt,
 Das sich schon für den achten hält.

Es wohnte diesem in der Nähe
Ein Sproßling eigennützer Ghe,
Der, stolz und steif und bürgerlich,
Im Schmausen keinen Fürsten wich:
Ein Garloch richtender Verwandten,
Der Schwäger, Beitem, Nächten, Tanten,
Der stets zu halben Nächten straf,
Und seiner Wechsel oft vergaß.

Raum hatte mit den Morgenstunden
Sein erster Schlaf sich eingesunden,
So ließ ihm den Genuß der Ruh'
Der nahe Sänger nimmer zu.
Zum Henker! lärmst Du dort schon wieder,
Bermalebeiter Seifenfieder!
Ach wäre doch, zu meinem Heil,
Der Schlaf, hier wie die Auster, feil!

Den Sänger, den er früh vernommen,
Läßt er an einem Morgen kommen,
Und spricht: Mein lustiger Johann?
Wie geht es Euch? Wie fangt Ihr's an?
Es rühmt ein Jeder Eure Waare:
Sagt, wie viel bringt sie Euch im Jahre?

Im Jahre, Herr, mir fällt nicht bei.
Wie groß im Jahr mein Vortheil sei.
So rechn' ich nicht; ein Tag bescheret,
Was der, so auf ihn kömmt, verzehret.
Dies folgt im Jahr (ich weiß die Zahl)
Drei hundert fünf und sechzig Mal.

Ganz recht; doch könnt Ihr mir's nicht sagen
Was pflegt ein Tag wohl einzutragen?

Mein Herr, Ihr forschet allzusehr:
Der eine wenig, mancher mehr;
So wie's dann fällt: Mich zwingt zur Klage
Nichts, als die vielen Feiertage;
Und wer sie alle roth gefärbt,
Der hatte wohl, wie Ihr, geerbt,
Dem war die Arbeit sehr zuwider;
Das war gewiß kein Seifenfieder.

Dieß schien den Reichen zu erfreun.
Hans, spricht er, Du sollst glücklich sein.
Jetzt bist Du nur ein schlechter Prahler.
Da hast Du baare fünfzig Thaler;

Nur unterlasse den Gesang.
Das Geld hat einen bessern Klang.

Er dankt, und schleicht mit scheukem Blicke,
Mit mehr, als diebstater Furcht, zurücke.
Er herzt den Beutel, den er hält,
Und zählt, und wägt, und schwenkt das Geld,
Das Geld, den Ursprung seiner Freude,
Und seiner Augen neue Weide.

Es wird mit stummer Lust beschaut,
Und einem Kasten anvertraut,
Den Band und starke Schlösser hüten,
Beim Einbruch Dieben Trost zu bieten,
Den auch der farge Thor bei Nacht
Aus banger Vorsicht selbst bewacht.
So bald sich nur der Haushund reget,
Sobald der Kater sich bewegt,
Durchsucht er Alles, bis er glaubt,
Daß ihn kein frecher Dieb veraubt,
Bis, oft gestopfen, oft geschmissen,
Sich endlich beide packen müssen:
Sein Mops, der keine Kunst vergaß,
Und wedelnd bei dem Kessel saß:
Sein Hinz, der Liebling junger Kagen,
So glatt von Fell, so weich von Tagen.

Er lernt zuletzt, je mehr er spart,
Wie oft sich Sorg' und Reichthum paart,
Und manches Zärtlings dunkle Freuden
Ihn ewig von der Freiheit scheiden,
Die nur in reine Seelen strahlt,
Und deren Glück kein Gold bezahlt.

Dem Nachbar, den er stets gewedet,
Bis der das Geld ihm zugestecket,
Dem stellt er bald, aus Lust zur Ruh',
Den vollen Beutel wieder zu.
Und spricht: Herr, lehrt mich bessere Sachen,
Als, statt des Singens, Geld bewachen.
Nehmt immer Euern Bettel hin,
Und laßt mir meinen frohen Sinn.
Fahrt fort, mich heimlich zu beneiden;
Ich tausche nicht mit Euern Freuden.
Der Himmel hat mich recht geliebt,
Der mir die Stimme wieder giebt,
Was ich gewesen, werd' ich wieder:
Johann, der muntre Seifenfieder.

Der Fuchs ohne Schwanz.

Feinike verwirte sich
In die ihm gelegten Stricke,
Und, wiewohl er selbst entwich,
Ließ er doch den Schwanz zurücke.
Um nicht lächerlich zu sein,
Predigt er den Füchsen ein,
Auch den ihren abzulegen.
Seine Hörer zu bewegen,
Sprach er, als ein Cicero:
Erfülllich will's der Wohlstand se,
Um sich ziellicher zu regen:
Denn man trabt damit zu schwer
Und zu unbequem einher.
Zweitens macht ein Schweif zu kenntlich.
Drittens hält er in dem Lauf
Oft den schnellsten Brandfuchs auf.
Viertens riecht er vielen schändlich.
Stumpfer Redner! schweige Du,
Nief ein alter Fuchs ihm zu,
Was du lehrest, wird verlachtet.
Nur der Reib ist, was dich quält,
Der den Vorzug, der ihm fehlt,
Andern gern zuwider macht.

Der Hahn und der Fuchs.

In alter Haushahn hielt auf einer Scheune
Wache;
Da kommt ein Fuchs mit schnellem Schritt,
Und ruft: O krähe, Freund, nun ich dich fröhlich
mache;
Ich bringe gute Zeitung mit.
Der Thiere Krieg hört auf, man ist der Zwietracht
müde,
In unserm Reich ist Ruh' und Friede.
Ich selber trag ihn' Dir von allen Füchsen an.
O Freund, komm bald herab, daß ich dich herzen
kann.
Wie guckst du so herum? — Greif, Halt und Bellart
kommen,
Die Hunde, die Du kennst, versetzt der alte Hahn;
Und, als der Fuchs entläuft: was, fragt er, sieht
Dich an?
Nichts, Bruder, spricht der Fuchs; der Streit ist
abgethan:
Allein, ich zweifle noch, ob die es schon vernommen.

Gottlieb Konrad Pfeffel.

Die Tabakspfeife.

Gott grüß Euch, Alter! — Schmeckt das
Pfeifchen?
Weist her! — Ein Blumentopf
Von rothem Thon mit goldnen Reifchen? —
Was wollt Ihr für den Kopf?"

„O Herr, den Kopf kann ich nicht lassen!
Er kömmt vom bravsten Mann,
Der ihn, Gott weiß es, einem Bassen
Bei Belgrad abgewann.

Da, Herr, da gab es rechte Beute!
Es lebe Prinz Eugen!
Wie Grummet sah man unsre Leute
Der Türken Glieder mähn.“ —

„Ein andermal von Euren Thaten;
Hier, Alter, seid kein Tropf,
Nehmt diesen doppelten Dukaten
Für Euren Pfeifenkopf.“ —

„Ich bin ein armer Kerl, und lebe
Von meinem Guadenfold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopp, den gebe
Ich nicht um alles Gold.“

Hört nur! Einst jagten wir Husaren
Den Feind nach Herzenslust,
Da schoß ein Hund von Janitscharen
Den Hauptmann in die Brust.

Ich heb' ihn flugs auf meinen Schimmel
— Er hätt' es auch gethan —
Und trag' ihn sanft aus dem Getümmel
Zu einem Edelmann.

Ich pflegte sein; vor seinem Ende
Reicht' er mir all sein Geld
Und diesen Kopf, drückt mir die Hände,
Und blieb im Tod noch held.

Das Geld mußt Du dem Wirthle schenken,
Der dreimal Blünd'ung litt,
So dacht' ich; und zum Angedenken
Nahm ich die Pfeife mit.

Ich trug auf allen meinen Zügen
Sie wie ein Heiligthum,
Wir mochten weichen oder siegen,
Im Stiefel mit herum.

Vor Prag verlor ich auf der Streife
Das Bein durch einen Schuß,
Da griff ich erst nach meiner Pfeife,
Und dann nach meinem Fuß.“ —

„Schön, Vater, Ihr entlockt mir Zähren.
D sagt, wie hieß der Mann?
Damit auch mein Herz ihn verehren
Und ihn beneiden kann.“

„Man hieß ihn nur den tapfern Walter;
Dort lag sein Gut am Rhein...“
„Das war mein Ahne, lieber Alter,
Und jenes Gut ist mein.“

Kommt, Freund, Ihr sollt bei mir nun leben!
Vergesst Eure Noth!
Kommt, trinkt mit mir von Walters Neben
Und eßt von Walters Brod.“

„Nun, tepp! Ihr seid sein wahrer Erbe!
Ich ziehe morgen ein,
Und Guer Dank soll, wenn ich sterbe,
Die Türkenpfeife sein.“

Der Goldfasan.

Es war einst eine Hungernoth
Im Thierreich, und Alles schrie nach Brod,
Die Vögel fielen aus der Luft,
Wie Mücken in die weite Gruft.

Ein Goldfasan sälich matt und schwer
Und ächzend durch den Hain umher;
Ihm sah ein Specht von ferne zu,
Und sagte: „Freund, was ächzest Du?“

An Deiner Stelle hätt' ich bald
Den fettsten Fisch im ganzen Wald;
Verkaufe nur Dein reiches Kleid,
So hast Du Brod auf lange Zeit.“

Dem Goldfasan gefiel der Rath,
Er setzte seinen ganzen Staat
Bei einem alten Hamster ab,
Der ihm zwo Meßen Korn drum gab.

Nun pflegt' er sich bei Fürstenkost;
Doch plötzlich fiel ein Winterfrost,
Und plötzlich war der arme Narr
Am nackten Leibe blau und starr.

„O weh mir!“ sprach er nun zum Specht,
„Mein guter Freund, Dein Rath war schlecht;
Ich weiß, man stirbt aus Hungernoth,
Doch wer erfriert, ist gleichfalls todt.“

Das Johannswürmchen.

Ein Johannswürmchen saß,
Seines Demantscheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Wardenhains.

Leise sälich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und schoß
All ihr Gift nach ihm.

„Ach, was hab' ich Dir gethan?“
Rief der Wurm ihr zu.
„Si!“ fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzest Du?“

Dichter der Gegenwart.

Friedrich Rückert und Leopold Schefer.



ls in der gewaltigen Zeit, wo die Morgenröthe deutschen Bewußtseins über blutgedüngte, leichenbedeckte Schlachtfelder heraufzudämmern begann, auch der Baum deutscher Poesie frisch und kräftig grünende Zweige trieb, das Land weit umher zu beschatten und köstliche Frucht zu bringen, da war auch einer unter ihnen voll Leben und Mark, der stark und gewaltig emporschwamm, der seine Freude daran zu haben schien, wenn der Sturm daher brauste und ihn schüttelte, wie Ossian von der Eiche zu Morven singt:

„Die jauchzet
wenn über sie die Windöbraut geht;“

da war dieser Zweig blüthenreibend, und fruchtbereifend und seine Blätter lustig der Morgensonne entgegenbreitend. Aber wenn er auch dem Regen und Sturm kräftig getroht, die heiße Sonne dörrete ihn aus, der Saft vertrocknete und mit ihm die schöne Frucht.

So Friedrich Rückert.

„Was schreibest Dichter, Du? — In Stuthbuchstaben
Einschreib' ich mein und meines Volkes Schande
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen!“

Solche markige Worte rief Freimund Keimar, unter welchem Namen Rückert zuerst öffentlich auftrat, seinem Volke zu, und seine „Vorklänge zu den geharnischten Sonetten“ so wie diese selbst sind die trefflichsten Erzeugnisse einer ächt dichterischen Begeisterung, die auch die allgemeinste Anerkennung fanden und stets finden werden. Das Genie des Dichters thut sich in ihnen auf die glänzendste Weise kund, und sie sind ein bleibender, tief bedeutsamer Denkstein in der deutschen Poesie.

Aber nachdem jene gewaltigen Augenblicke der Zeit vorüber waren, die auch manchen minder begabten Sängern wachgerufen, nachdem Rückert noch eine politische Komödie geschrieben, welche den Kaiser der Franzosen behandelt, glaube er in dieser Richtung genug geleistet zu haben, und wendete sich einer anderen, ihm bequemeren zu, mit welcher er nachmals noch oft genug wechselte.

Als Goethe seinen westfälischen Divan schrieb, mochte er fühlen, daß seine poetische Zeugungskraft gewissermaßen erschöpft sei, und deshalb wendete er seine Aufmerksamkeit und den letzten Rest seiner Kraft auf die Vollendung und die Meisterschaft der Form, in welcher er das zu erforschen suchte, was ihm an Gedankenfülle und Kraft zu leisten nicht mehr möglich war. So entstanden jene nebelhaften, körperlosen Gebilde, wie sie ein geistreicher Kritiker bezeichnet, in denen man vergeblich nach einer tieferen Anschauung der Phantasie sucht.

XIII. Heft.

So gehallos nun auch, bei Licht besehen diese Lyrik immer war, der dadurch die Bahn gebrochen wurde, so gab es doch Viele, die sich an diesen Tändeleien und Koketterien der Sprache ergöhten, und unter ihnen, die sich auf diesem Wege weiter fortbewegten, war auch Rückert. Wir sehen ihn in dieser Periode als Naturdichter auftreten, doch darf man ihn nach dieser Bezeichnung nicht etwa in die Klasse derer rechnen wollen, welche man sonst gewöhnlich unter diesem Namen versteht, und die sich so zu sagen mit der Landschaftsmalerei der Poesie begnügen, welche das Resultat einer einseitigen Reflexion ist, wo die Phantasie kümmerlich und untergeordnet wird. Rückerts Dichtungen aber, und es wäre ein großes Unrecht ihnen dies Verdienst nehmen zu wollen, erscheinen vielmehr als ein freies Resultat gefühlvoller, phantasiereicher Naturanschauung; er faßt die Natur in ihren Wirkungen und Erscheinungen nicht bloß durch Reflexion auf, um sie im Gegensatz zum Geistigen hinzustellen, sondern er behandelt sie vielmehr wie eine Personifizierung des Geistes durch die Phantasie, und unter himmelanstrebenden Palmen und den fremdartigen Wunderblumen des Orients mit ihren seltsam berausenden Düften hinwandelnd, knüpft er an sie seine liebe gehaltvolle Anschauung. Bei dieser Richtung wurde Rückert natürlich auch, wenn wir es so ausdrücken dürfen, zu einem neuen und entsprechenden Kostüm für seine Dichtungen geführt, und von dem Glanz desselben erfreut und geblendet, sing er bald genug an, Verstandesergießungen in dieses neuerfundene Kostüm hineinzuwaschen und dieselben für Poesie zu halten, und sich dann in solch' einem neuen Kleide so hübsch zu finden, daß er gar kein Ende finden konnte, darin zu kokettiren. — So sind die meisten seiner Gedichte zu lang und diese Länge beeinträchtigen um so mehr den Eindruck, als man während des Lesens immer mehr die Ueberzeugung gewinnt, wie der Dichter nur bemüht gewesen ist, mit künstlich herbeigesuchten Metaphern, seinen Mangel an wahrer Produktionskraft zu verbergen; und auch diesen Metaphern fehlt man und oft genug deutlich an, wie sie nur deshalb herangeschleppt sind, daß der Dichter irgend einen neuen Reim, der ihm besonders künstlich erschienen mit anbringen konnte. — Man lese z. B. das Gedicht „Sommerlied“ und man glaubt fast, daß der Dichter dasselbe als eine Parodie auf diejenigen Bestrebungen, die sich nur mit der Form beschäftigen, gemacht hat, denn man kann wohl kaum sagen „gedichtet.“ Da heißt es:

„Seinen Traum
Lind wob
Frühling kaum,
Wind schnob,
Zeh, wie ist der Blütenraum verweht.“

Und dann weiter unten:

Wo ist Dein
Kranz, Mai!
Wohnt Dir kein
Glanz bei,
Wenn der Liebe Sonnenschein zerrann?

Wir wenden uns nun mehr zu einer dritten Richtung der Rückertschen Poesie, die ebenfalls nicht unberührt bleiben darf, nämlich zu seinen didactischen und geistlichen Gedichten.

Ob das Lehrgedicht, so wie die geistliche Poesie überhaupt mit dem Begriff und Wesen der Dichtkunst bestehen kann, in so fern nämlich die Lesere nur den Zweck hat, den Glauben zu lehren und in sich zu tragen, dies ist bereits oft genug den Gegenstand vielfältiger Untersuchungen gewesen. Der Ausspruch Jean Pauls, daß die didactischen Gedichte, „uns ihren zerhackten Gegenstand Glied für Glied, obwohl jedes in einige poetische Goldstücker gewickelt, zu zählen,“ findet auch größtentheils auf die geistlichen Gedichte seine Anwendung, und über Alopstodas Arbeiten dieser Richtung schreibt Lessing an Gleim: „Was sagen Sie dazu? — Wenn Sie schlecht davon urtheilen, werde ich an ihrem Christenthum zweifeln, und urtheilen Sie gut, an Ihrem Geschmack.“

Was nun die geistlichen Gedichte Rückerts anbelangt, so möchte man sich schon von vorn herein zu der Annahme veranlaßt fühlen, daß er in dieser Art der Dichtung vorzüglicheres nicht geleistet, denn das geistliche Lied als solches verlangt keinen poetischen Schmuck, keine glänzende Ausstattung, sondern Einfachheit und Gefühlsanschauung, während ihm vor allem Reflexionen fremd bleiben müssen. Unsere besseren Kirchenlieder „Eine feste Burg ist unser Gott — Befehl Du deine Wege“ und Andere sind daher auch wirkliche Volkslieder geworden, während ein Gedicht wie z. B. das von Rückert gewiß halt läßt:

„Nur der Mensch allein
Kann das Licht verdüstern,
Wenn er im eignen Schein
Sich zu sonnenlüstern;
Wenn er das Gott gegeben
Nur auf sich selbst das Licht
Nehret, nicht auf die daneben
Und auch zum Himmel nicht.“

Es giebt wohl nicht leicht häufiger verbrauchte Gedanken, als die in dieser Strophe enthaltenen, und noch dazu sind die Verse wenig dazu geeignet in den Ehren des Volkes anzuklingen. Aber dafür finden wir auch wieder Entschädigung in anderen Arbeiten des Dichters die zu derselben Gattung gehören und es ist kaum zu glauben, daß ein und derselbe Dichter Lieder singen konnte, so voll Kraft und Saft wie jenes wunderschöne:

„Saat gesät von Gott zu reifen
Auf der Garben großer Tag“

Aber mit kurzen Worten zu reden, Rückert hat zu viel, viel zu viel Gedichte gemacht; es ist ein reicher, unermesslicher Schatz von Gold in ihm und er fördert es heraus ohne Furcht vor bösen Weltlern und unterirdischen Wassern, die ihm seine Arbeit verkümmern könnten. Aber dieses gewonnene Gold prägt er nicht immer aus in eine Münze, die überall Werth hat und guten Klang, sondern er macht auch hübsche Spiel- und Schmuckstückchen daraus, die gar zierlich und manierlich aussehen mit den blühenden Edelsteinen, die er da hineingefügt hat; doch wenn auch diese Spielereien längst aus der Mode gekommen und verläubt in dem Schmuckkästchen eines eleganten Boudoirs liegen, jenes geprägte Gold wird immer seinen Werth behalten.

Geboren wurde Friedrich Rückert zu Schweinfurt am Main, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte in Jena, wo er sich im Jahre 1811 als Privat-Dozent habilitierte und später 1815 bis 17 als Mitredacteur des Morgenblattes in Stuttgart lebte. Hierauf ging er nach Italien und 1819 nach Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich in Koburg nieder, wurde 1826 als Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen und im Jahre 1841 an die Universität Berlin zu derselben Stellung berufen. — Seine sämmtlichen Schriften hier anzugeben erlaubt der Raum an dieser Stelle nicht, und wir heben daher hier nur seine „gesammelten Gedichte“ hervor, die in verschiedenen Auflagen (bei Heyder in Erlangen) erschienen, aus denen wir auch die unten folgenden entlehnen.

Wir brauchen wohl nicht erst zu erwähnen, daß Rückerts Erscheinung einen gewiß mächtigen Einfluß auf die deutsche Poesie ausgeübt hat, und unter den Dichtern die sich ihm zunächst, hinsichtlich der lyrischen Richtung, welche sie verfolgten, anschließen ist unstreitig Platen der bedeutendste, von welchem wir mit anderen, ihm verwandten Erscheinungen ausführlicher sprechen.

Unter den Dichtern aber, welche durch den Vorgang Rückerts zur didactischen Poesie geleitet wurden, verdient einzig und allein Leopold Scherer genannt zu werden, dessen kleinere Gedichte dieser Gattung sich sowohl durch eine einfach schöne Sprache, als auch durch diese Innigkeit des Gefühls auszeichnen, so weit dies wenigstens in dieser Gattung der Dichtkunst zu erreichen ist.

„Ein tiefes beschauliches Gefühl tritt uns in diesem Dichter entgegen, den die still sinnende Contemplation eines reichen Herzens, das durch innere und äußere Erfahrungen vielfältig gereift und gebildet worden zum Dichter gemacht hat,“ sagt Theodor Mundt in seiner Literaturgeschichte von ihm. „In seinem Laienbrevier, das unter allen seinen Werken die meiste Anerkennung gefunden, hat er die Summe seiner dichterischen Lebenserfahrungen in eine Reihe von didactischen Gedichten zusammengestellt. Hier ist die Ausdrucksweise als Spruch als Enome vorherrschend, und diese gnomische Art der Dichtung scheint dem Naturell Scherers ganz besonders zusagen, obwohl er von der Kunst des Angelo Silesius, in zwei Zeilen die beiden Pole eines großen Weltgedankens entscheiden und mit der Schnelle eines Blickes zusammenzufassen, nicht besitz. Statt dieser epigrammatischen Kürze ist Scherer viel mehr in eine lebenswürdige Redseligkeit ausgegangen und führt uns besonders gern auf die kleinen Lieblingsplätzchen seines Sinnes und Philosophiren's hin, an denen wir uns auch, unter grünen Laubgängen, duftigen Frühlingsbüschen, Lerchenschlag und dem gutmüthig vergnügten Gesicht eines Kleinlädlers, das uns von ungefähr auf der Straße begegnet, seine anmuthige Gesellschaft keinen Augenblick verdrießen lassen. Indem

jedoch der Dichter die gewonnenen und beruhigten Ereignisse seiner inneren Lebenskämpfe, nichts aber mehr von und aus diesen Kämpfen selbst darstellt, so hängt damit auch der Mangel an beweglicher Dialectik des Gedankens von selbst zusammen. Es werden nur lauter positive Sätze ausgesprochen, eine prästabilierte Harmonie schwebt über der ganzen Lebensansicht des Dichters, die Tugend herrscht in Frieden über der verkälten Erde, ein Purismus und Sauberkeitsgeist hat sich hell und leuchtend über die Form und Gestalten des Lebens gebreitet und alle Negativen des Daseins werden als überwunden zurückgestellt oder unberührt gelassen, wenn man auch nicht immer einseht, wie sie überwunden werden konnten. Unter Schefers reinen poetischen Himmel nimmt sich ein Tugendidealismus herrlich genug aus, obwohl er unter dem Dunstkreis des wirklichen Lebens sich als unmöglich erweist. Doch würde, glauben wir, auch die poetische Wirkung dieser Gedichte gewonnen haben, hätte Schefers darin zugleich in die andre Seite des Lebens mehr hinübergegriffen, die Konflikte und die Unruhe gezeigt aus denen er ferner Ruhe gewonnen, einige Dämonen und Ungeheuer in dies fortwährende Blüthengewimmel losgelassen, einige kräftige Donnerschläge zur Variation in dies ununterbrochene Nachtigallensingen hineingesendet, mit einem Wort: hätte er auch die Schlange in dem Paradiese gezeigt.“ 1c.

Ueber Schefers Leben führen wir hier nur noch die kurze Notiz bei, daß derselbe am 30 Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz geboren wurde, das Gynnasium in Bautzen besuchte und dann nach seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er sich außer den schönen Wissenschaften noch ganz besonders mit dem Studium der Musik beschäftigte, zu welchem Zweck er den größten Theil Europas durchreiste. — Seine Gedichte erschienen gesammelt bei Veit & Comp. in Berlin und wir entlehnen aus demselben die unten folgenden.



Der Dichter hat die Welt nicht als ein bloßes Spiel betrachtet, sondern als ein ernstes Leben, in dem er sich selbst als einen Teil der Natur sah. Er hat die Schönheit der Natur nicht nur in der äußeren Form, sondern auch in der inneren Harmonie gesehen. Seine Dichtung ist ein Spiegelbild seiner Seele, die sich in der Natur wiederfindet. Er hat die Kraft der Natur nicht nur in der Stärke, sondern auch in der Sanftmütigkeit gesehen. Seine Dichtung ist ein Spiegelbild seiner Seele, die sich in der Natur wiederfindet. Er hat die Kraft der Natur nicht nur in der Stärke, sondern auch in der Sanftmütigkeit gesehen. Seine Dichtung ist ein Spiegelbild seiner Seele, die sich in der Natur wiederfindet.



gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Leopold Schefer.

Das Bettelkind.



Gott Vater sah in guter Ruh
Und sah der lieben Erde zu.
Ein Andern hätte nichts gesehn,
Vielleicht auch nicht ein Hüttchen sehn,
Weil eben Abenddunkel war,
Nur Schnee und Sterne funkelten klar;
Doch ein liebend Herze sieht
Was seinen Lieben wo immer geschieht.
Drum sah auch vom Himmel eine Frau
Mit feuchten Augen, doch jetzt genau,
Ihr armes Kind auf Erden gehn
Mit Bettelbrod, bei Sturm und Wehn,
In schlechtem Kleidchen, schlechten Schuhen,
In altem Lätzlein, ohne zu ruhen
Und froh — und ging doch, in Fried und Ruh,
Zu Nacht verfloßen, der Fremde zu,
Und seufzte nur hinauf zu den Sternen:
Wo ihre Mutter da wär' im Fernen?
Und blieb in der Kälte vor Freunden stehn
Indeß ihr die Augen übergeh'n.

Da spricht die Mutter im Himmel droben,
Zum Vater, den die Engel loben:
Ach, siehe das gute Töchterchen mein
Ich wünschte, du nähmst es in Himmel ein!
Sie hat keinen Menschen auf der Welt,
Nur das Bettelbrod, das ihr Händchen hält,
Sie hat kein Bettlein, nicht Laub noch Stroh,
Und doch verläßt sie auf Gott sich froh!
Und darum, ach, verlaß sie nicht Du!
Gib mir zur Seligkeit sie dazu,
Da hätte ich sie, da hätte sie mich,
Ach, himmlischer Vater, erweise dich!
Dir kann ja Keiner das Gute wehren,
Du kannst ihr nichts Lieberes als dich bescheeren.

Da drängen die Engel sich schon heran,
Gut Werk das hätte gern Jeder gethan.
Doch der himmlische Vater spricht in Fried':
Versucht mir erst des Kindes Gemüth.

Und flugs fort eilt ein Engel hinab —
Und begegnet als Bettler, alt am Stab,
Dem armen Kind mit seinem Brod
Und grüßt: Mein Kind, ach, segne dich Gott!
— Ich — muß heut hung'rig zu Bette gehn —
Gute Nacht! —

Da bleibet das Mädchen stehn,
Sieht matt ihn wanken in stummer Noth
Und ruft ihm nach: Da hast du mein Brod!
Der lehrt, und nimmt es und segnet sie:
„Verlaß dich auf Gott, der verläßt dich nie.“
Und wohler wird ihr zu Muthe darauf
Und dankbar blickt sie zur Mutter auf.

Doch mit dem Lätzlein voll Bettelbrod
Kommt der Engel im Himmel und tritt vor Gott.
Die Mutter möchte das liebe Brod
Gern kosten! Doch wird sie feuerroth,
Denn der himmlische Vater in seinem Schooß
Bewahrt das Lätzlein und achtet's nicht groß.

Er winkt nur. Und zum zweiten hernieder,
Schon fliegt ein Engel zum Kinde wieder —
Und tritt als armes Knäbchen ihm vor,
Das barfuß ging und klappert und froh.
Das sieht das gute Kind und spricht:
Warm hielt mich das Rößchen, ich friere nicht —
Das nimm du als Mäntelchen, nimm die Schuh,
Ich bitt' dich, nimm auch das Lätzlein dazu!
Und zieht ihm die Schuh an, vor Eifer stumm,
Und giebt ihm das Rößchen als Mantel um,
Ja sie muß ein Stück mit dem Knäbchen gehn,
Wie lieb ihm Mantel und Schuhe sehn!


Drauf mit den Schühlein, dem Rößchen und Tuch
Kommt wieder der Engel zum Himmel in Flug.
Die Mutter weint die Schühlein an,
Die machte dem Kind noch ihr guter Mann!
Doch der himmlische Vater in seinem Schooß
Bewahrt sie zum Brod, und achtet's nicht groß.

Er winkt nur. Und zum dritten hernieder,
 Fort schwingt ein Engel sich wieder —
 Und setzt sich erstarrt, halb nackt und erbleicht,
 Als kleines Mädchen hin, eh' sie den Steg erreicht.
 Das sieht sie jetzt weinen! und weint davor,
 Und spricht zur Mutter getrost empor:
 Ach, meine Mutter, wenn ich das wär',
 Du gäbst mir das Herz aus dem Leibe her!
 Und in's Dunkle tritt sie hinter den Zaun,
 Daß der Mann im Monde sie nicht soll schaun,
 Und legt dem Mädchen ihr Hemdchen hin.
 Das sieht sie an mit verwandeltem Sinn,
 Und wächst — und wird ihr größer im Sehn
 Und wird ein Engel glänzend und schön
 Und schwebt — und hebt sie mit sich empor,
 Begleitet von singender Engel Chor,
 Und legt Gott Vater das Linnen in Schooß
 Und der Mutter giebt er ihr Kind so bloß,
 Und die Mutter weint, die ihr Kind bedeckt,
 Und das Kind weint laut, vor Freuden erschreckt,
 Die Engel lächeln in Gnüg' und Ruh,
 Und der himmlische Vater sieht dem zu:
 Nun hab' ich euch beiden: euch beide besichert,
 Was Fromme wünschen, das ist schon gewährt;
 Heil dem, wer gute Versuchung erfährt!
 Doch fromm ist der nur, der sich bewährt.
 Wer wohlthut, der hat immer zu geben,
 Wer das Letzte giebt, der giebt erst eben;
 Nur wer nichts werth ist, vertraut auch
 nicht,

Der behält sein Gut wie die Rat' im Gesicht. —
 Du aber, mein Kind, nun krümle das Brod,
 Hinab für die Armen, zum Dank für die Noth,
 Und wirf die Schühlein und Kleidchen hinab —
 Damit ein Kind noch drauten was hab'.
 Und wie sie die Bro sammen niederstreut,
 Da sieht sie: aus jedem Krümchen erfreut
 Wohl hundert Brode zur Erde schweben,
 Wie Flocken sich dicht zum Schneeball weben;
 Und so aus den Fäden des Kleidchens eben,
 Viel hundert sich neu in den Lüften weben;
 Und aus den Schuhen viel hundert Schuh. —
 Da schließt der Himmel droben sich zu.

Doch die Kinder, die früh nach Waldholz gehn,
 Die bleiben erschaut vor den Bäumen stehn,
 Wer über und über so reich sie behangen!
 Da schüttelt und langt, wer kann erlangen,
 Und Jeglichem paßt das Rökchen wie feines!
 Und allen Geschwistern noch bringt er eines!
 Dann sammeln sie Körbe voll Brod statt Holz,
 Und fliegen nach Hause und thun wie stolz,
 Und kommen in dustenden Kleidern zur Mutter,
 Die befiehlt sie — den schönen Zeug! und das Futter!
 Und ein Bettler spricht: Ich merke, ich merk' —
 Hier lohnt Gott Kinem ein gutes Werk!
 Und hätte das Werk ein Kind gethan,
 Das nahm er gewiß als sein eigenes an!

Der thörichte Bettler.

 in Marr ging um so Tag für Tag
 Sich Gaben bettelnd in seinen Sack.
 Er kniete nieder vor der Kage
 Und bat um die Pfoten, nur um eine Lage!
 Die Kage spuckte: Die kann ich nicht geben,
 Wie fang' ich da Mäuse? Das kostet mein Leben!
 Er kniete vor dem Strauß in den Sand
 Und bat nur um ein Wein — vor der Hand.
 Der Strauß ward böse: Das kann ich nicht geben,
 Wie kann ich da fliehen? Das kostet mein Leben!
 Er kniete hin vor den Bettelmann
 Und sprach ihn um seinen Bettelsack an.
 Der Bettler bat ihn: Den kann ich nicht geben,
 Wie sammel' ich da Brod? Das kostet mein Leben!
 Er kniete hin vor den König Saul
 Und bat ihn um Freiheit und eignes Maul

Nun — eine Krone die könnt' ich schon geben,
 Die Freiheit aber — die kostet mein Leben.
 Er bat drei Heren um ihre Zungen,
 Die schimpften ihn einen dummen Jungen.
 So kniete und bettelt' er Tag für Tag
 Und hatte am Abend nichts im Sack.

Was er nie gebeten, das hatt' er nie: Brod;
 So bat er den Tod nun um den Tod.
 Mein, sprach der, ich kann mich nicht selbst weggeben.
 Tod schenken die Aerzte, das ist ihr Leben!
 Denn überhaupt, mein verrückter Freund,
 Ihr bittet bei falschen Leuten, wie's scheint,
 Und bittet um das, was sie find, nicht haben,
 Denn was Jedwedes Leben ist,
 Das kriegst du nimmer zu dieser Frist.

Als sollte die Katze dir Mäuse fassen,
 Als sollte die Maus dir vom Milchtopf naschen!
 Doch bitte drei Weiber um ein Wort,
 Da gehst du reichlich beschenkt fort!
 Drum bitte am liebsten um Worte, Versprechen,
 Um „Galten“ bitten, das mahnt an Gebrechen.
 Ich bin zwar nur der alberne Tod,
 Doch kenn' ich die Menschen — aus ihrer Noth.

Der Bettelmann hat das zur Lehr' genommen,
 Hat stets den Sack voll Versprechen bekommen,
 So daß er hat können vom Winde leben,
 Viel Andern noch reichlich davon gehen;
 Hat große Schätze davon erworben
 Und ist noch an der Windsucht gestorben.

Sankt Peter mit dem Pudel.

Legende.



Sankt Peter saß am Himmelsthor,
 Da winkelt es draussen fromm davor,
 Doch bescheiden kaum aller sieben Stund'
 Zuletzt schwach bell es mit frommem Mund
 Und wedelte, wie mit dem Schwanz an die Thür.
 Sankt Peter schlummerete für und für,
 Deht kommen so selten noch Christen herauf;
 Da bell es hörbar. Da that er auf
 Und sah gar einen Hund, nicht klein,
 Der wollte auch in den Himmel hinein.
 Er glaubte: das ist der Edelmann,
 Der zum Hunde werden, lobesam,
 Und frug ihn barsch: Was willst du hier?
 Hier gilt kein strasverhertes Thier;
 Wer seinen Himmel auf Erden gehabt,
 Wird billig darauf mit der Hellen begabt.

„Ach, spricht der Hund, den Himmel nicht —
 Ich suche nur meines Herrn Gesicht!
 Und da er doch muß im Himmel sein,
 Will ich unter seinen Stuhl nur hinein!
 Sankt Peter schilt: Ein neu Verlangen!
 Gewiß ist dir's bei ihm zu wohl gegangen.
 Seinen Namen zu nennen kann dir nicht schaden!

— Sie nannten ihn alle nur Gw. Gnaden,
 Und immer war er mir, ach, so gnädig!
 Von Knochen war mein Bauch nie ledig —
 Ich hatte mein' eigne Hundehütte
 Und jährlich frisches Stroh, eine Schütte.
 Mein Halsband war mit Sammet gefüttert.
 Mein guter Herr! Heil, wer ihn nur wittert! —

Da sprach Sankt Peter mit sanftem Mund:
 D du frommer und getreuer Hund!

Motto:
 Gfcl dulden stumm,
 Mzugut ist dumm.
 Lebenregel.

Doch sage mir an, du dankbar Thier,
 Was hast du auf deiner Nasen hier?
 Da glüht eine lange kahle Stelle,
 Die starrt so blutroth, wund und helle —
 Die Nasen ist gar ein empfindlicher Theil!

Drauf sprach der Hund: Ach Herr, sie ist heil,
 Sie heilte von einem Male zum andern!
 Vor langer Weile — unter andern —
 Betropfte sie mir mein Herr — nur im Scherze —
 Mit brennendem Siegellack frisch von der Kerze
 Und drückte sein adliges Wappen mir drauf:
 Dann rief er zum Hochgelehrten: Nun lauf!

Da sprach Sankt Peter: Im Höllenpfuhl
 Da sitzt dein Herr wohl, auf glühendem Stuhl.
 Ich thue dir auf, denn es thut schier noth,
 Daß Thiere nun werden im Himmel genommen,
 Da endlich so wenig Christen mehr kommen;
 Auf jeder humanen Eisenbahn
 Ist Thieren ein Kasten aufgethan;
 Doch sag' mir erst: Was für ein Hund du bist,
 Der so duldbend, so stumm — und so dankbar noch ist?

Da verkroch sich der Pudel, als müßt' er ihn schlagen,
 Und sprach, ganz blaß vor Furcht und Zagen:
 Ich bin nur ein armer Hund von der Gasse —
 Ich bin — verzehet mir! — ein Deutscher von Race.

Und schnell wie der Wolf war er fort und hinaus!
 Da schämte Sankt Peter und weinte sich aus.
 Drauf sah er der Spur nach auf der Stelle:
 Ob er seinem Herrn auch folg' in die Hölle?

Für Liebende.

Der Liebe Lohn.



Seid mir gesegnet, die ich vergoß,
 All ihr Thränen! den ich gewandelt,
 Sei mir gesegnet, Weg des Lebens!
 Denn in die Gefilde der Seligen
 Bin ich gekommen!
 Und die Thränen, als Blumen hier entsproßt,
 O wie wehen, wie duften sie alle mich an!

Nun an der Brust der Göttlichen, ach,
 Ruh' ich schon lange —
 Selig es hörend, klopfet so süßes schwer
 Ihr Herz für mich! verdien' ich's — für mich!
 Liebeluchtend schauet ihr Auge
 Auf zu den heiligen Sternen —
 Aber ich — schau' ich lieber
 In das verklärte Auge!
 Zurückdenkend sag' ich ihr dann:
 O Psyche, was litt ich um Dich!
 Und fast schmerzlich zu mir geneigt
 Flüstern, wie athmende Rosen,
 Mir ihre Lippen:
 „Ach! — Wie soll ich Dir Alles vergelten? —“

Brautmorgen.



Wann laß die Sterne fliehen,
 Wir haben unsern Ort!
 Laß Wolf' und Wölkchen ziehen,
 Wir ziehen nicht mehr fort!

Geheimnißvolles Regen
 Und sehnsuchtsvoller Flug
 Kann uns nicht mehr bewegen,
 Wir kennen das genug!

Wir haben uns gefunden
 Wir haben es erreicht,
 Wir halten uns umwunden
 Noch wenn die Nacht erbleicht.

Was die Natur durchschüttert,
 Was Alle selig macht,
 Davon sind wir durchzittert
 Und unsre Brust durchsacht!

Das Lied vom Kusse.



Ein Kuß ist ohne Gleichen
 Der Liebe wahrstes Zeichen
 Und zartester Genuß!
 Ist Anfang, Mitt' und Ende,
 Der Liebe Frühlingsschwende,
 Der Bienen Weichengruß.
 Wer küßt, verheißt sein Leben
 Die auch so hinzugeben
 Und Liebesüberfluß;
 Ein Kuß vergift die Leiden,
 Und für die reinsten Freuden
 Dankt man mit einem Kuß.

Du kennst das Gold am Glanze,
 Die Jungfrau an dem Kranze,
 Das Weib ist wie ihr Mund;
 Wie frisch sie leb' und blühe,
 Wie heiß sie lieb' und glühe,
 Das thut ein Kuß dir kund.
 Die Augen können tragen,
 Die Worte können lügen,
 Geschenke, die man giebt,
 Ein Kuß nicht? — Ach! — doch wisset:
 Wer nie dich recht geküßet,
 Hat nie dich recht geliebt!

Was die Sonne nicht sieht.



Alles schaust du, Alles hast du,
 Unbegreiflich reiche Sonne!
 Aber einen solchen Abend
 Wie uns Menschen heut umzaubert
 Seit du von uns weg gesunken: —
 Einen Halbmond in den Wolken,
 Solche sauft entglommne Rosen,
 Solchen Duft der Nachtviole,
 Diesen Sternenglanz im Wasser,
 So geheimnißvolle Stille
 Und ein Horchen und ein Flüstern,
 Und dies Nahen der Geliebten,
 Ihr Greifen, ihr Umschlingen,
 Und ihr Halten an dem Busen
 Und den Druck der lieben Händchen
 Und ihr Lächeln und ihr Blicken
 Aus dem Dämter in das Dämter —
 Hast du, sahst du das, o Sonne?!

Der Apotheker.

von F. Rückert.



gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Friedrich Rückert.

Der Apotheker.



Am ein alter, roßiger,
Kalter, froßiger,
Dürrer, eingeshrumpfter,
Abgestumpfter,
Arzeneischmecker,
Gläserlecker,
Apotheker, langsam,
Mühevoll-gangsam,
Durch den Garten schleichend,
Und sah reichend
Bäum' und Pflanzenarten
An im Garten,
Um die Eigenschaften,
Die da haften
An den schönen Sachen,
Auszumachen:
Was für blöde Augen
Möchte tangen?
Was für Ohrenklingen
Aufzubringen?
Und was auszuwittern
Wider's Zittern?
Was die Sicht in Fingern
Möchte ringern,
Und was die in Füßen
Auch versüßen?
Was für Gliederreißen
Gut zu heißen?
Was das Lungenkeuchen
Möchte scheuchen?
Wider Magenbrücken
Was zu pflücken?
Wider Seitenstechen

Was zu brechen?
Und was abzurufen
Wider'n Schnupfen?
Woraus Thee zu kochen
Zur Sech's Wochen?
Nüchtern was zu kauen
Zum Verdauen?
Was sich ließ im Stillen
Drehn zu Pillen,
Oder was verbergen
In Katwergen?
Was da zu bestimmen
Zum Bauchtrimmen,
Und was zu vereinigen
Zum Blutreinigen?
Was zusammen zu scharren
Zu Katharren?
Als so weit bekommen
Er gekommen;
Sah ich Bäume wanken
Wie die Kranken,
Daß von welken Stielen
Blätter fielen,
Und am Boden klebten
Gleich Rezepten.
Als fortfuhr das Mustern,
Ward zu Hustern
Aller Nachtigallen
Liederfchallen;
Und die Rosenhecken
All vor Schrecken
Wurden leichenfarber
Als Rhabarber.

Blücher.

1.

Als Blücher auf dem Feld der Schlacht
Gewaltig disputiret,
Wo Gott der Herr mit seiner Macht
Ihm selber präsidiret;
Hat England ihn dafür
Nach Recht und nach Gebühr
Gemacht zum Doctor juris.
Doctor vom ächten Ritterrang,
Das Schwert ist deine Feder,
Die Streitfah' ist ein Waffengang,
Das Schlachtfeld der Katheder;
Da trittst du mit Gewicht
Dem Feind vor's Angesicht,
Als rechter Doctor juris.
Fahr nur in dem Prozesse fort,
Den du mit ihm begonnen,
Führ mit Kanonenschall dein Wort,
Bis daß du hast gewonnen.
Lehr' unser deutsches Recht
Dem Franzmann im Gefecht,
Held Blücher, Doctor juris!

2.

Als Blücher der Held und Wellington
Als Sieger zusammen traten,
Die beiden, die sich lange schon
Gefannt aus ihren Thaten;
Da sprach zu Wellington Blücher bald:
Du Held, so jung von Jahren,
An Klugheit und Bedacht so alt,
Wie ich mit grauen Haaren!
Da sprach zu Blücher Wellington:
Du Held von starker Jugend,
Von Locken so gealtert schon,
Das Herz so frisch von Jugend!
Da stand der Jüngling und der Greis,
Sie gaben sich die Hände,
Und fragten, ob auf dem Ordenkreis
Noch so ein Paar sich fände.

3.

Als von Frankreich Blücher der Held
Nach England überfuhr,
Ward er geehrt wie auf der Welt
Man ehrt in England nur.

Als nah das Schiff der Küste war,
Das Deutschlands Helben trug,
Jauchzt' ihm vom Strand der Britten Schaar
Entgegen laut genug.

Ein Kerl, stark wie ein Felsenriff,
Springt in die See vom Strand,
Und wadet durch bis an das Schiff,
Hält's an mit seiner Hand.

Er langt hinein mit einem Griff,
Oh er sich's recht besehn,
Und zieht hervor aus Blüchers Schiff
Mit beiden Armen wen?

Der da zuvorderst steht im Schiff,
Das muß der Blücher sein;
Drum nach dem vordersten er griff;
Das muß der Blücher sein!

Er setzt ihn auf, durchs Meer ihn trägt;
Da von den Schultern spricht,
Der drauf sitzt und die Ehr' erwägt:
Ich bin der Blücher nicht.

„Und wenn du nicht der Blücher bist,
So mußt du in die Flut.“
Wenn der ein guter Schwimmer ist,
So ist es für ihn gut.

Der Kerl noch einmal hin an's Schiff,
Und greift noch einmal drein,
Doch seht er nach dem größten griff:
Das muß der Blücher sein!

Die Lieb' ist blind, die sich vergriff;
Seht! der ist Blücher, der!
Der größt' und vorderst nicht im Schiff,
Und doch der Blücher er!

Nun setzt ihn nur auf Schultern hoch,
Tragt ihn vor allen her!
So ist er nun der größte doch,
Der vorderste doch er.

4.

Als Blücher durch die Straßen
Londons im Wagen fuhr,
Drängte sich ohne Massen
Das Volk auf seine Spur.

Sie wollten all ihn grüßen;
Da hielt er aus dem Schlag,
Weil man sie wollte küssen,
Die Hand den ganzen Tag.

Sie küßten auf und nieder,
Wo jeder kam dazu,
Die Hand durch alle Glieder
Die Hand und ihren Schuh.

Da sprach der alte Streiter
Still zu sich mit Verstand:
Wenn das so fortgeht weiter,
So komm' ich um die Hand.

Man wird sie ab mir küssen;
Und ja nicht weiß ich doch,
Ob ich sie werde müssen
Nicht brauchen irgend noch.

Drauf eine Hand von Leder
Setzt' er an jener Statt:
Da küßte nun sich jeder
Nach Lust am Leder satt.

Sie sahn am Wagen baumeln
Die Hand, die schlapp genug;
Sie küßten sie mit Laumeln,
Und merkten nicht den Trug.

Kußfiel ihr well Geschlotter
Doch einem von der Schaar,
Der von Budding und Porter
Genährt am besten war.

Geddam! sprach er verwegen;
Wie konnte diese Hand
Nur führen jenen Degen,
Der Frankreich überwand?

5.

Da kamen, von dem Namen
Des deutschen Feldmarschalls
Geloct, die britt'schen Damen
Herbei nun ebenfalls.

Begehrten von den Haaren
Des alten Feldmarschalls,
Als Schmuck sie zu bewahren
Am Busen, um den Hals.

Da zog er ohne Stocken
Den Hut vom Haupte fein,
Und zeigte, daß die Locken
Ihm ausgegangen sein.

Verzeihung, schöne Damen,
Daß ich mit solchem Flor
Nicht dienen kann, es kamen
Guch andre schon zuvor;

Die mir die Locken nahmen
Und stritten drum zumal;
Die Jahre, schöne Damen,
Sind's, die mich machten kahl.

Die kriegerischen Jahre,
Sie nahmen alles schier,
Und diesen Rest nur spare
Ich noch für Deutschland hier:

Daß, wenn mir altem Kropfe
Wird dort mein Lorbeerkrantz,
Er auf dem kahlen Kopfe
Sei ohne Halt nicht ganz.

6.

Der König Wilhelm Friederich
Sprach sanft zu seinem Helde:
Ihr spielt, und zwar nicht niederig,
Wie ich mir höre melden.

Ich bitt' euch, lieber alter Held,
Des bösen Beispiels wegen,
Stellt ein das Spiel um hohes Geld,
Da sprach der alte Degen:

Ich habe niedrig nie gespielt:
Seit ich das Spiel begonnen;
Und wo dem Feind die Bank ich hielt,
Da habt ihr stets gewonnen.

So laßt, Herr König, also mich
Fortspielen, weil ich lebe.
Doch will ich nicht dadurch, daß ich
Ein böses Beispiel gebe.

Nicht viel verlieren darf, wer noch
Gewonnen keine Schlachten;
Wer sie gewinnt, spielt nie zu hoch,
Das mögen sie beachten.

Und sollt' ich auch mein Fürstenthum
Im hohen Spiel verlieren,
Verlier' ich nie doch meinen Ruhm,
Noch meiner Preußen ihren.

7.

„Bei Gott, ich muß mich zum Empfang
Des alten Helben schicken,
Den ich verfolgt hab' oft und lang
Von hier mit meinen Blicken.

„Ich hab' gesehn in mancher Schlacht
Wol seine Wliseschnelle,
Und jekund, eh ich es gedacht,
Ist er auch hier zur Stelle.

„Weit drüben, dacht' ich, sei er noch,
Dazwischen weite Klüfte,
Er aber ist hin drüber hoch
Gesprungen durch die Lüste.

„Als ob im Dampf er vor sich hab'
Den Graben einer Schwanze,
Ist er gesprungen übers Grab,
Und ist schon nah im Glanze.“

Im Himmel sprach der alte Friß,
Und hob des Blüchers wegen

Sich von dem hohen Heldenitz,
Und ging ihm straks entgegen.

Der Blücher kam ihm doch zuvor,
Eintrat er gleich dem Wlize,
Und senkte, schreitend durch das Thor;
Vor ihm des Degens Spitze.

Vorbei schritt er dem alten Friß
Und trat, ohn' umzuschauen,
Hin, wo er sah auf ihrem Sitz
Die Königin der Frauen.

Da bracht er seinen ersten Gruß
Der preußischen Luise,
Und beugte vor ihr seinen Fuß,
Daß er ihr Ehr' erwies.

Worauf er den Bericht ihr gab
Von Grüssen; die ihr Gatte,
Sein König, für sie über's Grab
Ihm anbefohlen hatte.

Sie dankt' ihm mit Holdseligkeit;
Und so, nach abgethanen
Geschäften, trat er dienstbereit
Zu seines Königs Ahnen.

Geharnischte Sonette.

1.

Eer Mann ist wacker, der, sein Pfund
benutzend,
Zum Dienst des Vaterlands kehrt seine Kräfte:
Nun denn, mein Geist, geh auch an dein Geschäfte,
Den Arm mit den dir eignen Waffen nutzend.

Wie fühne Krieger jetzt, mit Blutblick trutzend,
Zu Reihn sich stellend, heben ihre Schwärte;
So stell' auch Krieger, zwar nur nachgeächte,
Geharnischter Sonette ein paar Duzend.

Auf denn, die ihr aus meines Busens Ader
Aufquellst, wie Riesen aus des Stromes Wette,
Stellt euch in eure rauschenden Geschwader!

Schließt eure Glieder zu vereinter Kette,
Und ruft, mithadernd in den großen Hader,
Erst: Waffen! Waffen! und dann: Kette! Kette!

2.

O daß ich stünd' auf einem hohen Thurme,
Weit sichtbar rings in allen deutschen Reichen,
Mit einer Stimme, Donnern zu vergleichen,
Zu rufen in den Sturm mit mehr als Sturme:

Wie lang willst du dich winden gleich dem Wurme,
Krumm unter deines Feinds Triumphrads Speichen?
Hat er die harte Haut noch nicht mit Streichen
Dir gnug gerieben, daß dich's endlich wurme?

Die Berge, wenn sie könnten, würden rufen:
Wir selber fühlten mit fühllosem Rücken
Lang genug den Druck von eures Feindes Hufen.
Des Steins Geduld bricht endlich auch in Stücken,
Den Götter zum Getretensein doch schufen —
Volk mehr als Stein, wie lang darf man dich
drücken?

3.

Was schmiedest du Schmied? „Wir schmieden Ketten,
Ketten!“

Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen.
Was pflügst du Bau'r? „Das Feld soll Früchte
tragen!“

Ja für den Feind die Saat, für dich die Kletten.
Was zielst du Schütze? „Tod dem Hirsch, dem
fetten.“

Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strichst du Fischer? „Reh dem Fisch, dem
jagen.“

Aus eurem Todesnetz wer kann euch retten?
Was wiegest du schlaflose Mutter? „Knaben.“
Ja, daß sie wachsen, und dem Vaterlande,
Im Dienst des Feindes, Wunden schlagen sollen.

Was schreibest Dichter du? „In Gluthbuchstaben
Einschreib' ich mein' und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen.“

4

Ihr, die ihr klebt an eurem Werkgerüste,
Um Holz und Stein nach eurem Maß zu hauen
Damit nur jeder lass' ein Werklein schauen,
Sich jeder nur als kleiner Schöpfer brüste!

Wann laffet ihr das thörichte Gelüste,
Ein grundlos Nichts auf eurem Sand zu bauen?
Ihr bauet Hüttlein, und es sinkt mit Grauen
Indeß die Beste, Vaterland, ins Wüste.

D sammlet, sammlet euch, zerstreute Haufen,
Legt euer kleines Werkgeräth bei Seiten,
Wollt nicht euch um die Mörtelsteine raufen!

Erst gilt's den Mittelpunkt euch zu erstreiten,
Der Freiheit Grundstein erst gilt's zu erkaufen
Mit Blut; dann baut drauf eure Einzelheiten.

Liebestrühling.

1.



Ich hab' in mich gefogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er der Welt entfloge,
Hier in der Brust mir blieb.

Hier sind die blauen Lüfte,
Hier sind die grünen Au'n,
Die Blumen hier, die Düste,
Der blüh'nde Rosenzaun.

Und hier am Busen lehnst
Mit süßem Liebesdach
Die Liebste, die sich sehnet
Den Frühlingsswonnen nach.

Sie lehnt sich an zu lauschen,
Und hört in stiller Lust
Die Frühlingströme rauschen
In ihres Dichters Brust.

Da quellen auf die Lieder
Und strömen über sie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.

Und wie sie davon trunken
Umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt, ein Frühlingstraum.

2.

Sie sah den Liebsten schweigend an,
Sie suchte ein Wort, auf das sie sann.
Sie dachte, und in Düst' zerfloß
Des Denkens Faden, den sie spann.

Empfindung tauchte auf, als wie
Die Nymphen' aus Fluten dann und wann.
Und tauchte wieder in die Flut,
Als ob es sie zu neu'n begann.

Die Seele war der Knospe gleich,
Die will und sich nicht aufthun kann.
Sie lächelte, als staunte sie
In sich ein holdes Räthsel an.

Sie athmete, als ob auf's Herz
Ihr drück' ein süßer Zauberbann.
Sie blickte wie nach einem Traum,
Der schwimmend nicht Gestalt gewann.

Sie flüster, es war kein Wort,
Ein Hauch nur, der in Dufte zerrann.
Sie flüster' ihm das Wort ins Herz:
Du bist ein sehr geliebter Mann.

Du bist ein sehr geliebtes Weib.
So sprachen sie und schwiegen dann.

3.

Warum sich zwei erwählen,
Zusammen Eins zu sein,
Untrennlich sich vermählen
Zu Leib- und Seelverein?
Sind sie dazu geboren?
Von Gott dazu erkoren?
Es ist nicht auszuzählen,
Warum es so muß sein.

Die Welt, sie stand so munter
Vor meinen Augen da;
Die ganze ging mir unter,
Da ich den Einen sah!
Es faßte mich ein Bangen,
Wie ich sie sah zergangen;
Doch schöner ging und bunter
Sie auf im Freunde ja.

Ich träumte nur von Wonnen,
Wann ich mich sonst gefreut;
Ich meinte wol, daß Sonnen
Mir schienen auch wie heut;
Das alles war ein Schatte,
Da ich die Luft nicht hatte,
Die nun als wie ein Bronnen
Sich aus sich selbst erneut.

Es wurden die Gewalten
Der Liebe mir bewußt;
Ich fühlte sich entfallen
Im Herzen eine Luft.

Mit meinen Liebesblicken
Die Schöpfung zu umstricken,
Gott, Himmel, Welt zu halten
Bereint an meiner Brust.

Kann man im Herzen tragen
Soviel zu jeder Frist?

Ich will davor nicht zagen,
Weil Alles Ein's nur ist.
Durch Liebe will ich zeigen
Der Welt, ich sei liebeigen.
Und jeder Blum' es sagen,
Daß du mein Gatte bist.

Ich will die Liebespenden
(O zürne nicht der Braut)

An alle Welt verschwenden,
Wie Lenz vom Himmel thaut.
Mir ist soviel geliebet:
Ich kann sie Alle lieben,
Dhu' etwas zu entwenden
Dir Einem süß und traut!

4.

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonn', o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab
Ich ewig meinen Kummer gab!
Du bist die Ruh, du bist der Frieden,
Du bist der Himmel mir beschieden.
Daß du mich liebst, macht mich mir werth,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt,
Du hebst mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bestes Ich!

5.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat sich ins Meer zu verlieren gemeint.
Die Muschel kam und schloß sie ein:
Du sollst nun meine Perle sein.
Du sollst nicht vor den Wegen zagen,
Ich will hindurch dich ruhig tragen
O du mein Schmerz, du meine Lust,
Du Himmelssträn' in meiner Brust!
Sieh, Himmel; daß ich in reinem Gemüthe
Den reinsten deiner Tropfen hüte.

6.

Deine Liebe hat mich besüßlichen
Wie der Frühling die Erde,
Wann der Winter nun ist entwichen,
Kann merkt sie, daß warm es werde.

Aber der Sonne heimliche Kraft
Hat schon das Herz ihr gerühret,
In der Wurzel regt sich der Saft,
Noch ehe der Zweig es spüret.

Der Schnee zerschmilzt, die Wolken zergehn,
Die erste Blüt' ist entglommen,
Dann steht sie in voller Blut sich stehn,
Und weiß nicht, wie es gekommen.


7. Vorfrühling 1821.

Der Frühling war im Hauch der Lüfte,
Und in der Sonne mildem Schein;
Doch mischten keine Blumenbüste
Sich, keine Blumenfarben, drein.

Wol an der heitern Himmelsbühne
Stand lächelnd das verklärte Blau,
Doch wollte nicht das frische Grüne
Hervor sich wagen auf der Au.

Edelstein und Perle.

1.

u meiner Liebsten kam ich jüngst gegangen,
Und fand sie dort in ihrem stillen Zimmer,
Von helber Ruh' auf weichem Sitz umfangen.

Sie war dabei im schönsten Puz, wie immer,
Und von dem Tisch her trieb das Licht der Kerze
Sein leises Spiel mit ihres Schmuckes Schimmer.

Es hätte lieber, als daran im Scherze,
Im Gruß sich mögen an den Augen weiden,
Doch war ihm das versagt zu seinem Schmerze:

Vom Schlaf geschlossen waren sanft die beiden.
Ich sah es, kam mit leisen Tritten nah
Und setzte still mich neben ihr bescheiden.

Ich kann nicht sagen, wie mir da geschah:
Ich hatte über sie mich hingebogen,
Daß ich sie unter mir aufathmen sah.

Da wandelte, im grünen Schleier,
Sie ihren Garten auf und ab;
Was giebt er ihr zur Frühlingsfeier,
Der ihr so oft sein Schönstes gab?

Er hat ihr heute nichts zu geben,
Er ist so arm, es kränkt ihn still,
Er kann den Frühling nicht erstreben,
Den er ihr gerne opfern will.

Und hast du nichts ihr darzubringen,
O schmachte nicht in eitlen Garm!
Versuch' ihr selbst es abzurufen;
Sie ist so reich als du bist arm.

Da langt als ein verwegener Freier
Ein übermüth'ger Rosendorn
Nach der Gebieterin grünem Schleier,
Und hält ihn fest in süßem Zorn.

Er segnet seines Glückes Loose,
Zu prangen mit geborgtem Grün,
Und sieht erhaunt die Frühlingsrose
Des Angesichts im Grünen blühn.

Vom Duft des Schlummers, der in leisen Wogen
Auf ihres Busens Füllen schwamm, empfand
Ich einen Zauberkreis um mich gezogen;

Und ob die Schen in mir gleich widerstand,
Doch fühlte ich mit dem Haupt, vom Dufte trunken,
Mich hingefunken an des Busens Rand.

Ich schien mir selber auch in Schlaf versunken;
Nicht wundert mich's in diesem Anbetrachte,
Daß es die zwei auch mochte so bedunken,
Die jezund an zu sprechen fingen sachte.
Wol sollte, was sie sprachen, ihnen gelten
Allein, nicht mir, der, ihnen unkund, wachte.

Denn so was hört ein Mensch im Wachen selten.
Als ich gehört an jener Stelle meine
Zu haben von Bewohnern zweier Welten.

Die Perle sprach mit einem Edelsteine.
Gleich hatt' ich beid' erkannt an ihren Stimmen,
Hatt' ich gleich reden hören nie noch eine.

Denn anders reden Perlen, welche schwimmen
Auf Meeresfluth, als die im eignen Lichte
Im dunklen Erdsdacht, Edelsteine, glimmen.
Da sprachen sie, was ich euch hier berichte.

2

Hier wohn' ich an des Dhrs gewölbter Pforte
(So klang es schmelzend zu mir her von oben)
Und höre da hineingehn alle Worte,

Womit man sich beifert, die zu loben,
In deren Dienst ich mich allhier befinde,
Um an ihr alle Künste zu erproben,

Wie man durch's Dhr den Weg zum Herzen finde.
Doch sie, was ein zum einen Dhr ging, wieder
Läßt sie hinaus zum andern gehn geschwinde.

Ich aber habe nun die alten Lieder
Der Schmeichelei genugsam hören müssen,
Wie man sie ganz vergöttert auf und nieder.

Man nennt sie himmlisch schön von Haupt zu Füßen
Mich wundert, daß ich noch nicht trunken worden
Von all dem unterwegs verlorenen Süßen,

Wie eine Blum' an Nektarflusses Borden.
Doch so viel muß ich freilich selber sagen,
Gehör' ich gleich nicht in der Schmeichler Orden :

Mein hartes Schicksal hab' ich zu beklagen,
Das aus dem ganzen Liebesparadiese
Mich hier zum fernsten Winkel hat verschlagen.

D wie ich selig mich auf ewig pries,ie,
Wenn einmal nur, was so mit Uebertreibung
Von fern man lobt, mir in der Näh sich wies!

Mich reizte so die art'ge Erdbeschreibung,
Daß ich, gelockt von fernem Himmelsstrichen,
Ward überdrüssig der Zuhausebleibung.

Still' hat ich einst vom Dhr mich fortgeschlichen;
Und wenn ich ständ' in besserer Gunst beim Glücke,
So wär' ich da und dort umhergestrichen.

Doch unterwegs ergriff mich seine Lücke
Und machte, daß ich hinfiel ihr zu Füße;
Da sehnt ich mich nach meinem Dhr zurücke.

Sie aber ließ, zur wohlverdienten Ruße
Der Wanderlust, ein Weilchen dort mich liegen,
Und holte mich dann endlich heim mit Ruße.

Nun will ich mich denn hier in Ruhe wiegen
Und, ohne weiter auszugehn auf's Schauen,
Froh sein, was ich hier mag zu hören kriegen.

Doch muß ich das auch sagen im Vertrauen,
Daß ich zuweilen besser mich erquickte,
Wenn sie vorm Spiegel steht wie andre Frauen.

O wie dann immer segn' ich mein Geschick,
Das mich hieher gebracht hat aus den Wogen,
Wo ich die Welt der Schönheit überblicke!

Doch leider ist das Glück so schnell entflohen:
Denn kaum daß sie zum Spiegel hin sich bückte,
Hat sie sich auch schon wieder weggebogen.

O wenn sie wüßte, wie sie mich entzückte,
Wie gern mit ihrem Bild ich Blicke tauschte;
Ich glaube, daß sie langsamer sich schmückte.

Mein, wenn sie wüßte, wie ich mich herauschte,
Wie, wo sie sich allein glaubt ohne Zeugen.
Der Schalk von ihrem eignen Dhr her lauschte;

Ich glaube, daß, den Hochmuth mir zu beugen,
Sie mit der Hand mir geben würd' ein Kläppchen
Daß es mir ein Geschwülstchen würd' erzeugen.

Ja steigen zu des Dhrs zartem Kläppchen
Würd' ihr vor Scham das Blut, das ich es spüren
Und röther würde werden als ein Häppchen.

Das will ich denn mir zu Gemüthe führen
Und, um zu schonen meinen Glanz, den feuchten,
Mit keinem unvorsicht'gen Blick mich rühren.

Das aber will von dir mir seltsam deuchten,
Herr Edelstein, mit Strahlen breit dich machend,
Wie du so fecklich wagst daren zu leuchten.

Dein Loos ist freilich gegen meines lachend.
O wenn du wünschst, daß du mich verbindest,
Erzähle, weil wir zwei allein sind wachend,
Wie du auf deinem Busen dich befindest!

Das Epos.

Wieland. Bachariä. Thümmel. Mxinger. Nicolay.



Es ist wohl keine Dichtungsart in der neueren deutschen Poesie weniger angebaut worden, als gerade das Epos und unter den geringen Versuchen, die man gemacht hat, dasselbe auszubilden, sind nur wenige, welche Anspruch auf den Werth der Klassicität machen können. — Der Grund dieser Erscheinung ist wohl ein doppelter, und zwar liegt der eine zunächst in den bürgerlichen und politischen Entwicklungen Deutschlands, indem das Epos und mit ihm das Drama vor allen anderen Dichtungsarten von der objectiven Anschauung des Dichters ausgehen soll; er soll das Leben schildern, wie es sich ihm in allen seinen Farben und Formen als das Gesamteigenthum des Volkes darstellt; und dies kann aber offenbar nur in einem Staate geschehen, wo sich ein wahrhaftes freies und kräftiges Volksleben entfaltet hat. Wo dies aber nicht der Fall ist, wo ein jeder Einzelne auf sich selbst und seine eigene Individualität beschränkt ist und sich höchstens in den gewöhnlichen beschränkten Grenzen der Gesellschaft bewegt, da wird auch der Geist des Dichters, sich selbst unbewußt, von jenen grobhartigeren Gedanken ab und zur lyrischen Poesie hingezogen, und darum haben unsre Dichter auch gerade in dieser Gattung der Poesie so vieles Schöne, von anderen Nationen Bewunderles geleistet, während unsre Dramen- und Heldengedichte, nie die Höhe dergleichen Arbeiten der Griechen, der Italiener des Mittelalters, der Engländer und Franzosen erreicht haben; denn wenn auch Göthe und Schiller insbesondere das Drama in künstlerischer Beziehung auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit hoben, so fehlt ihnen doch jenes innerliche Leben, welches ihre Werke zum Allgemeingut des Volkes hätte machen müssen, und welches wir besonders bei Shakespeare in kräftigster Vollendung hervortreten sehn. Früher dagegen, im Mittelalter, wo sich trotz der engejognen Schranken der verschiedenen Stände, ein frischeres Volksleben in Deutschland

regle, und die Religion ein allgemein versöhnendes Princip in diese einander feindlichen Elemente des Staats- und Volksleben hineinbrachte, sahen wir das Epos in herrlicher Vollkommenheit blühen, ein Zeichen daß es auch der deutschen Poesie nicht an epischem Talente fehlte.

Der andere Grund, welcher ebenfalls der Entwicklung des Epos in der neueren Literatur hindernd entgegen tritt, ist der Mangel eines ihm vollständig entsprechenden und dem Volke genügenden Versmaßes. Man hat zwar versucht den Hexameter zu benutzen, man hat zum Nibelungen-Versmaasse seine Zuflucht genommen, Rückert und Freiligrath haben den Alexandriner in Aufnahme zu bringen gesucht, aber grade dies Streben etwas Neues und Passendes zu finden, spricht mehr als die längste kritische Abhandlung dafür, daß wir das Richtige noch nicht haben. Aber dennoch ist dieser Grund weit weniger bedeutend als der Erstere, denn mit dem wahren wirklichen Bedürfnis des Epos wird sich auch die Form finden, die uns bis jetzt noch mangelt.

Justus Friedrich Wilhelm Zacharia, wurde geb. den 1. Mai 1726, und starb als Canonikus und Professor zu Braunschweig, den 30. Januar 1777. Er studierte von 1743 an zu Leipzig die Rechte, beschäftigte sich aber fast ausschließlich mit der schönen Literatur und der Dichtkunst. Durch das Beispiel seines Vaters, eines Rechtsgelehrten, der ein beliebter Gelegenheitsdichter war, veranlaßt, hatte er sich frühzeitig als Dichter versucht. Sein erstes größeres Werk war: Der Kenonmiff, ein komisches Heldengedicht, das erste dieser Art in Deutschland; es ist eine Nachahmung von Boileau und Pope, hat aber viel Unvollkommenheiten. Der Beifall mit welchem dieses Gedicht aufgenommen wurde, ermunterte ihn in dieser Gattung fortzufahren, und so entstanden nach und nach seine anderen komischen Heldengedichte. Nicht ohne Glück versuchte er sich auch in der beschreibenden Dichtkunst, und gab auch Erzählungen und Fabeln heraus, auch Lieder, die er selbst componierte.

Die ersten Versuche der neueren Literatur, dem Epos eine Bahn zu brechen, können daher als ziemlich verunglückt gelten, auch hatten sie sich größtentheils nur auf das komische Heldengedicht erstreckt, worin Koss, Giseke und auch Pfeffel noch das Beste leisteten. Theils waren die Dichter auch in der Wahl ihres Stoffes nicht eben glücklich gewesen, wie Godmer und selbst Klopstock, und von diesen Beiden geleitet, hatte auch Wieland Anfangs den Epos im religiösen Sinne aufgefaßt. So schrieb er sein erstes episches Gedicht, „der geprüfte Abraham“ und auch seine Psalmen und drei Hymnen, welche er dichtete verriethen das Hinneigen zum Religiösen, welches ihm auch wohl auf der Schule zu Klosterbergen bei Magdeburg, die er von seinem vierzehnten Jahre ab besuchte, überkommen war, obgleich auch Godmer's Vorgang und dessen Lehre aus diesem Gedichte vollständig zu erkennen sind. Indessen richtete sich seine echt poetische Natur bald genug aus dieser falschen Richtung empor, und hatte schon früh die Lectüre von Voltaire und d'Argens den jungen Mann interessiert, so schloß er sich nach jenen Versuchen, die ebenfalls seine Ansprüche nicht befriedigten, wieder den Franzosen an und unstreitbar verdankt man dem Studium derselben einen großen Theil der Annuth und Leichtigkeit der Sprache, die wir in seinen Werken bewundern. Und in der That sind die Verdienste Wieland's in dieser Hinsicht weit bedeutender als man sie sonst zu schätzen pflegt. Klopstock und dessen Nachahmer hatten sich zu einer steifen Geziertheit des Versbaues hingeneigt und besonders als am Reim ganz überflüssig, verworfen. Wieland dagegen zeigte auch seinen Gegnern wie ungerecht der Vorwurf sei, der sie der deutschen Sprache gemacht, der sie Armuth an Reimen vorgeworfen, indem er zuerst die unendliche Mannichsalligkeit derselben hinlänglich darthat. Freilich ging er mit dieser oft etwas zu leicht um, und wenn es ihm gerade an einem Reim fehlte, so kam es ihm nicht darauf an, sich einen auf die kürzeste Weise anzuschaffen, indem er sich neue Wortsetzungen erlaubte, z. B. im Oberon im 2ten Buch:

„So schwebt sie zwischen Angst und Hoffen,

Es kann nicht möglich sein, er hat sich nur verlossen.“

— Außerdem gebührt ihm auch der Ruhm wirklich epische Stoffe eingeführt zu haben, welche er sich aus der annuthigen Sagenwelt des frühesten Mittelalters schöpfte. Freilich ist ihm auch wieder und das nicht mit Unrecht, mancher Vorwurf gemacht worden, und besonders ist es der, daß er die lockere üppige Frivolität der damaligen französischen Poesie in das Deutsche hinübertrug,

was zu jener Zeit noch mit um so größerer Strenge gerügt wurde, als Klopstock's streng sittlicher Ernst einst jede muthwillige Laune und den Witz und Humor aus der deutschen Poesie fast ganz vertrieben hatte. —

Geboren wurde Christoph Martin Wieland am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Siberaach, wo sein Vater Oberpfarrer war, der zuerst den Grund zu der wissenschaftlichen Bildung des Knaben legte und ihn dann wie schon gesagt in die Erziehungsanstalt, Kloster Bergen, schickte. Von dort bezog er 1750 die Universität Tübingen, um dort die Rechte zu studiren. Zwei Jahre verweilte er dort und begab sich dann, einer Einladung Bodmer's folgend zu diesem nach der Schweiz, wo er bis zum Jahre 1760 blieb und dann in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo er zum Kantlei-Direktor ernannt wurde. Im Jahre 1769 wurde er auf Verwendung seines Vönners, des Freiherrn von Dalberg, als Professor an die Universität Erfurt berufen, welche Stelle er nur mit dem ehrenvollen Berner vertauschte, die Erziehung der Söhne des verstorbenen Herzogs von Weimar zu übernehmen. In dieser Stellung fand er die erwünschte Muse, in welcher er sich der Poesie ganz ungestört hingeben konnte. Nachdem er in Weimar dieser Pflicht genügt, lebte er zwar einige Zeit auf seinem Gute Osmannsöchl, kehrte aber bald wieder nach Weimar zurück, dessen Aufenthalt ihm so lieb und werth geworden war, daß er sich nur mit seinem Tode von ihm trennte, der den 20. Januar 1813 erfolgte. Seine vielen Werke und die übrigen Richtungen der Poesie, in welcher er thätig war, näher anzugeben, würde hier zu weit führen und wir gehen daher gleich zu denjenigen Männern über, auf welche Wieland's Einfluß unverkennbar gewirkt hat.

Hier finden wir zunächst Moriz August Thümmel, am 27. Mai 1759 auf dem Rittergute Schönberg bei Leipzig geboren, er bezog 1756 die Universität Leipzig, wo er sich durch den Umgang mit Gellert, Weiske, Rabener und Kleist bildete. Später trat er als Kammerjunker in die Dienste des Erbprinzen, nachmaligen Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen Coburg, der ihn bei seinem Regierungsantritt zum Geheimrath und endlich zum Minister ernannte. Er legte dieses Amt indessen schon 1783 nieder und lebte als Privatmann, theils auf seinem Gute, theils in Coburg, wo er am 16. Oktober 1817 starb. Das erste größere Werk, welches Thümmel der Oeffentlichkeit übergab, war ein komisches Heldengedicht in Prosa, Wilhelmine oder der gewählte Pedant, der dann in Versen die Inoculation der Liebe folgte, in welchem Wieland's Einfluß deutlich hervortritt. Dasjenige Werk, wodurch er sich indessen vorzugsweise berühmt gemacht hat, ist seine „Reise in das mittägliche Frankreich,“ welches nicht ohne jahrelange Unterbrechung von 1791 bis 1805 in zehn Bänden erschienen ist und eine Fülle der mannichfaltigsten Beobachtungen, Situationen, Gefühle und Schilderungen enthält, welche bald mit gemüthvollen, tiefem Ernst, bald mit anmuthigen Spielereien, bald mit zügellosem Muthwillen ausgeführt sind. Thümmel's Werke zeichnen sich übrigens durch eine sehr sorgfältige Sprache aus, indem er daran gewöhnt war, nach dem Urtheile seiner Freunde so lange zu feilen und zu ändern, bis er die möglichst polirte Form gefunden zu haben glaubte. Lichtenberg sagt von ihm an einer Stelle: „Man sagt, Boileau habe seinen zweiten Vers immer zuletzt gemacht; Thümmel ist weiter gegangen. Er machte erst den dritten, dann den zweiten und dann den fünften, oder er hat sie, welches mir wahrscheinlicher ist, wie ein Schöpfer alle zugleich gemacht.“

Nach Thümmel ist hier Johann Baptist von Alringer zu nennen, der den 24. Januar 1755 zu Wien geboren wurde. Er studirte die Rechte und wurde Hofagent, da er sich jedoch im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens befand, so beschäftigte er sich in dieser Stellung nur damit, die Prozesse derer, die sich an ihn wendeten, durch öffentliche Vergleiche beizulegen, während er seine übrige Zeit auf die Dichtkunst verwendete. Seine Gedichte erschienen 1784 in Leipzig und 1788 zu Alagenfurt. Hauptsächlich wurde er jedoch durch seine beiden Rittergedichte Doolin von Mainz und Glaubenberis bekannt, in denen er als treuer Nachahmer Wieland's erscheint.

Dasselbe können wir auch von Ludwig Heinrich v. Nicolay sagen, der am 29. December 1737 zu Straßburg geboren wurde, wo er auch später, nach Beendigung seiner Studien als Professor der Logik blieb, nachdem er eine Zeitlang französischer Gesandtschaftssekretair gewesen war. Im Jahre 1770 ging er als Cabinetssekretair des Großfürsten nach Rußland, wurde im Jahre 1796 kaiserlicher Staatsrath und zwei Jahre später Direktor der Petersburger Akademie der Wissenschaften. Er starb im Jahr 1820 auf seinem Gute bei Wieburg in Finnland.

Nicolai beschäftigte sich indessen nicht so ausschließlich mit dem Epos wie die vorhergenannten Dichter, sondern wir haben auch Fabeln, Parabeln und andere Gedichte von ihm, indessen war sein Talent für die komische Erzählung am Meisten hervorragend. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien 1795 in Berlin und Stettin.

Von den neueren Epopöen ist indessen besonders Göthe's Hermann und Dorothea zu nennen, welches sich indessen mehr oder weniger der Idylle nähert. Indessen ging dieser große Dichter ebenfalls von der Ansicht aus, welche wir zu Anfang dieses Abschnittes anführten, daß nämlich das Epos seine innerliche Grundidee im Volke finden müsse. So brachte er denn auch gerade einen Stoff in eine Zeit, worin sich das deutsche Volk oder doch wenigstens ein großer Theil desselben zu einer Einheit zusammengedrängt wurde. Aber die erste historische Begebenheit auf welche er sein Gedicht baute, war doch nicht kräftig genug, das Ganze zu halten, und so sah er sich genöthigt, sie in den Hintergrund zurücktreten zu lassen, und dem Ganzen eine idyllische Gestalt zu geben.

Außer ihm, hat Rückert im Kind Horn, und neuerdings auch Geibel in König Sigurd's Brautfahrt ebenfalls das Epos zu cultiviren versucht, aber ohne daß ihr Erfolg ein ermunthigender gewesen wäre.





Gez. u. radirt v. F. Dittner.

Verlag v. A. Hofmann & C^o in Berlin.

Christoph Martin Wieland.

Oberon.

XII. Gesang.



Uzzwischen hatte das Gerüchte
Das Unglücksmärchen gern verbreitet
und verziet,
Von ihrem Herrn die traurige Geschichte
Auch Scherasmin und Fatmen zugeführt.
Der schöne Hassan, hieß es, sei im Bade
Vom Sultan mit Almanaris allein
Gefunden worden, und morgen, ohne Gnade
Werd' er, im großen Hof, ein Raub der Flammen
sein.

Ob Hüon schuldlos sei war ihnen keine Frage;
Sie kannten ja der Sachen wahre Lage.
Doch, hätt' er auch gefehlt, so war er mitleids-
werth.

In Fällen dieser Art wird ächte Treu bewährt.
Anstatt die Zeit mit Jammer zu verderben,
Beschlossen sie, das Aeußerste für ihn
Zu wagen, um ihn noch aus dieser Noth zu ziehn,
Und, schlug' es fehl, mit ihrem Herrn zu sterben.

Kurz eh der Tag begann, gelingt es Fatmens
Muth
Und Wachsamkeit die Hüter zu betrügen,
Und unerkannt sich bis ins Schlafgemach zu schmiegen
Wo Rezia, von Hüon träumend, ruht.
Des unverhofften Wiedersehens Freude
Macht einen Augenblick sie sprachlos alle Beide.
Das erste Wort das Fatme sprechen kann,
Ist Hüon, ist Bericht von dem geliebten Mann.

Was sagst du, goldne Amme, ruft Amande,
Und fällt ihr um den Hals — mein Hüon, mir so
nah?

Wo ist er? — Ach! Prinzessin, was geschah!
(Schluchzt jene weinend) hilf! zerreiße seine Bande!
Syrenge' seinen Ketzer auf! dem Unglücksfelgen droht,
Aus Liebe bloß zu dir, ein jämmerlicher Tod.
Und drauf erzählt sie ihr genau die ganze Sache,
Und ihres Ritters Treu, und der Sultanin Rache.

Schon, ruft sie, steht der Holzstoß aufgethürmt,
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Borabine schirmt.
Mit einem Schrei der Angst, halbfinnlos, fährt
Amande

In wilder Hast von ihrem Lager auf,
Wirft wie sie flieht, im leichten Nachgewande,
Den Gurdee um, und eilt in vollem Lauf
Des Sultans Zimmer zu, durch alle Clavenwachen,
Die sie mit Wunder sehn, und schweigend Plaz ihr
machen.

Sie bringt hinein, nicht achtend daß es früh
Am Tage war, und wirft mit lilienblaffen Wangen,
Und Haaren, die zerstreut um ihre Schultern hangen,
Sich vor dem Sultan auf die Knie'.
Almansor, laß mich nicht vergebens
Hier knien! Schwöre, wenn mein Leben dir
Erhaltenswürdig scheint, daß du die Bitte mir
Gewähren willst! Es gilt die Ruhe meines Lebens!

Begehr, o Schönste, spricht, erstaunt und froh zugleich,
 Der Sultan: laß mich nicht in Ungewißheit schweben!
 Dir zu Gefallen ist mein feurig's Bestreben:
 Begehr frei! Mein Schatz, mein Thron, mein Reich,
 Nichts ist zuviel was ich zu geben
 Vermag. Ein einzig's nur behält sich Mansor vor,
 Dich selbst! „Du schwörst es mir?“ Der liebes-
 trunkne Mehr
 Beschwört — „So schenke mir des Gärtners Hassan
 Leben!“

Wie, ruft er mit bestürzter Miene,
 Welch eine Bitte, Zoradine?
 Was geht das Leben dich von diesem Sklaven an?
 „O viel, Almansor, viel! Mein eignes hängt daran!“
 Sprichst du im Fieber? Schwärmest du? Verzeihe,
 Doch, du mißbrauchst des unbegrenzten Rechts
 Das dir die Schönheit giebt — Am Leben eines
 Knechts
 Der sein Verbrechen büßt? — „Er büßt für seine
 Treue!“

„Mir ist sein Herz bekannt, er hält an seiner
 Pflicht,
 Ist schuldlos, ist ein Mann von unverletzter Ehre;
 Und doch — o Mansor! — wenn er schuldig wäre,
 So räche sein Vergehn an Zoradinen nicht!“
 Mit Augen die von kaum verhaltenem Grimme
 funkeln
 Ruft Mansor: Graufame, was quält dein Zögern
 mich?
 Welch ein Geheimniß dämmert aus dem Dunkeln
 Verhassten Räthsel auf? Was ist dir Hassan? Sprich!

„So wiff' es dann, weil mich die Noth zum
 reden zwinget,
 Ich bin sein Weib! Ein Band, das nichts zerreißen
 kann,
 Ein Band, gewebt im Himmel selber, schlinget
 Mein Glück, mein Alles fest an den geliebten Mann,
 Uns drückt mit seiner ganzen furchtbarn Schwere
 Des Schicksals Arm — Wer weiß, wie bald an
 dich
 Die Reue kommt? — Du siehst mich elend —
 Ehre
 Mein Leiden, Glücklicher! — Du kannst es, rette
 mich!“

Wie, du bist Hassan's Weib, und liebst ihn? —
 „über alles!“

Unglückliche, er ist dir ungetreu!
 „Er ungetreu? — Die Ursach seines Falles,
 Ich bins gewiß, ist einzig seine Treu.“
 Ich glaube was ich sah! — „So ward er erst
 betrogen,
 Und du mit ihm?“ — mit zürnendem Gesicht
 Spricht Mansor: spanne nicht den Bogen,
 Zu stolz auf deinen Reiz, so lange bis er bricht!

Dein Hassan stirbt — und ich kann nichts, als
 dich beklagen.

Er stirbt? schreit Rezia! Tyrann,
 Er, dem ein Wort von dir das Leben schenken kann,
 Er stirbt? Du hast ein Herz mir das zu sagen?
 Er hat des Harems Zucht verlegt,
 Erwidert Mansor kalt, ihm ist der Tod gesetzt!
 Doch, weil du willst, so sei des Sklaven Leben,
 Sein Leben oder Tod, in deine Hand gegeben!

Gieb, Schönste, mir ein Beispiel edler Huld,
 Gieb mir die Ruh, die du mir raubtest, wieder!
 Ich lege Kron' und Reich zu deinen Füßen nieder,
 Ergieb dich mir, so sei dem Frevler seine Schuld
 Geschenk! Er zieh, mit königlichen Gaben
 Noch überhäuft, zu seinem Volk zurück!
 O zög're nicht, die Güte selbst zu haben
 Die du begehrst! — Ein Wort macht mein und
 sein Geschick.

Unedler, ruft mit eines Engels Zürnen
 Das schöne Weib, so theuer kaufst den Mann
 Den Zoradine liebt sein Leben nicht! — Tyrann,
 Kennst du mich so? — Die schlechteste der Dirnen
 Die mich bediente einst, verschmähte deinen Thron
 Und dich um solchen Preis! Zwar siehst, uns zu
 verderben,
 In deiner Macht: doch, hoffe nicht davon
 Gewinn zu ziehn — Barbar, auch Ich kann sterben.

Der Sultan stutzt. Ihn schreckt des edeln Weibes
 Muth,
 Sein feiges Herz wird mehr von ihrem Dräun
 gerührt

Als da sie bat; doch, ihre Schönheit schüret
 Das Feuer der Begier zugleich in seinem Blut.
 Was sagt' er nicht, ihr Herz mit Liebe zu bestechen?
 Wie bat er sie? wie schlangentartig wand
 Er sich um ihren Fuß? Umsonst! Ihr Widerstand
 War nicht durch Drohungen, war nicht durch Flehn
 zu brechen.

Sie bleibt dabei, ihr soll der Tod willkommner
sein.

Der Sultan schwört mit fürchterlicher Stimme
Bei Mahoms Grab, nichts soll vor seinem Grimme
Sie retten, geht sie nicht sogleich den Antrag ein.
Ist nicht mein letztes Wort, soll Alla mich ver-
dammen!

Hört man den Wüthenden bis in den Vorfaal schrein:
Entschließe dich, sei auf der Stelle mein,
Wo nicht, so stirb mit dem Verworfenen in den
Flammen!

Sie steht ihn zürnend an, und schweigt. — Ent-
schließe dich.

Ruft er zum Zweitenmal. — O! so befreie mich
Von deinem Anblick, spricht die Königin der Frauen,
Des Todes Grinsen selbst erweckt mir minder
Grauen.

Almansor ruft, und giebt, von Wuth erfüllt,
Den grausamen Befehl, und Höllefunken sprühen
Aus seinem Aug. Der Schwarzen Erster bückt
Sich bis zur Erde hin, und schwört, ihn zu voll-
ziehen.

Schon steht der gräßliche Altar
Zum Opfer aufgethürmt; schon drängt sich, Schaar
an Schaar,

Das Volk herzu, das, gern in Angst gesehet,
An Trauerspielen dieser Art
Die Augen weinend labt, und schauernd sich ergöhet.
Schon sehn, zum Leiden und zum Tode noch gepaart,
An Ginen Martyrpfahl gebunden,
Die Ginzgen Liebenden die Oberen rein erfunden.

Ein edles Paar in Eins verschmolzner Seelen,
Das treu der ersten Liebe blieb,
Entschlossen, eh den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetrenn zu sein selbst einem Thron zu lieb!
Mit nassem Blick, die Herzen in der Klemme,
Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch besorgt, daß nicht den freien Lauf
Des Trauerspiels vielleicht ein Zufall hemme.

Den Liebenden, wie sie gebunden sehn,
Ist zwar der Trost versagt einander anzusehn;
Doch, über alles, was sie leiden
Und noch erwarten, trümpfirt
Die reinste seligste der Freuden.
Das ihre Lieb' es ist, was sie hierher geführt.
Der Tod, der ihre Treu mit ew'gem Lorbeer ziert,
Ist ihres Herzens Wahl, sie konnten ihn vermeiden.

Inzwischen siehet man mit Fackeln in den Händen
Zwölf Schwarze sich dem Opfer paarweis nahen.
Sie stellen sich herum, bereit es zu vollenden,
Sobald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und straks erdonnerts laut, die Erde scheint zu beben,
Die Flamm erlischt, der Strick, womit das treue
Paar

Gebunden stand, fällt wie versengtes Haar,
Und Hüen sieht das Horn an seinem Halse schweben.

Im gleichen Augenblick, da dies
Geschaß, zeigt sich von fern mit lautem Schreien
Almansor hier, und dort Almansaris.

Sie eilen hastig an, in zwei verschiednen Reihen,
Er Zerabinen, Sie den Hassan zu befreien:
Und Beiden folgt ein Trupp; bewehrt mit Dold
und Spieß.

Auch stürzt mit bloßem Schwert durch die erschrockne
Menge
Ein schwarzer Rittermann sich mitten ins Gedränge.

Doch Hüen hat das Pfand, daß nun sein Oberon
Verfehnt ist, kaum mit wonnevollem Schaudern
An seinem Hals erblickt, so setzt er ohne Zaudern
Es an den Mund, und lockt den schönsten Ton
Daraus hervor, der je geblasen worden.
Sein edles Herz verschmäht ein feiges Volk zu
morden:

Tanzt, ruft er, tanzt, bis euch der Tanz den Athem
raubt!

Dies soll die Rache sein, die Hüen sich erlaubt.

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauber-
schwindel

Zuerst das Volk, das um den Holzstoß steht,
Schwarzgelbes, lumpichtes, halbnackendes Gefindel,
Das plötzlich sich, wie toll, im schnellsten Wirbel
dreht;

Bald mischet sich mit allen seinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt — was Füße hat
Bei Hof, im Harem, in der Stadt,
Bom Sultan an bis zu den Wasserträgern.

Unlustig faßt der Schach — Almansaris beim
Arm;

Sie sträubt sich, doch was hilft sein Unmuth und
ihr Sträuben?

Der Lärmel reißt sie fort, sich mitten in den
Schwarm

Der Walzenden mit ihm hineinzutreiben.

In kurzem ist ganz Tunis in Allarm,
Und Niemand kann auf seiner Stelle bleiben:
Selbst Bodagra, und Zippertein, und Gicht
Und Lebenskampf befreit von dieser Lanzwuth nicht.

Indessen, ohne auf das Possenspiel zu blicken,
Hält das getreue Paar, in seligem Entzücken;
Sich sprachlos lang' unarmt. Kaum hat ihr Busen
Raum

Für diesen Ueberschwang von Freuden.
Er ist nun ausgeträumt der Prüfung schwerer Traum!
Nichts bleibt davon als was ihr Glück verschönt.
Gebüßt ist ihre Schuld, das Schicksal ausgehüt,
Aufs Neu von ihm vereint, kann nun sie nichts
mehr scheiden!

Theilnehmend inniglich, sieht, noch auf seinem
Kos,

Der biedre Scheramin (er war der schwarze Ritter)
Der Wonne zu, worin ihr Herz zerfloß.
Er ist, der wie ein Ungewitter
Bohin dahergesürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mühren Händen,
Und, schlägt ihm fehl, ein Leben hier zu enden,
Das, ohne sie, ihm unerträglich war.

Er springt herab drängt durch den tollen Reigen
Mit Katme, die ihm folgte, sich hinan,
Den Liebenden von ihrem Throne steigen
Zu helfen, und sie im Triumphe zu empfahn.
Groß war die Freude, doch, sie schwell noch höher
an

Da sie den wohlbekannten Wagen,
Von Schwanen, durch die Luft, stets niedriger ge-
tragen,
Zu ihren Füßen nun auf einmal halten sahn.

Sie stiegen eilends ein — Die Mühren mögen
tanzen

So lang es Oberon gefällt!
(wiewohl der Alte raspelu oder schanzen
Für eine bessere Kurzweil hält.)
Der lustige Phaeton fliegt, leicht und ohne schwanken,
Sanft wie der Schlaf, und schneller als Gedanken,
Mit ihnen über Land und Meer,
Und Silberwölkchen wehn, wie Fächer, um sie her.

Schon tauchte sich auf Bergen und auf Hügel
Die Dämmerung in ungewissen Duf; —
Schon sahen sie den Mond in manchem See sich
spiegeln,

Und immer stiller wards im weiten Reich der Luft;
Die Schwanen ließen jetzt mit sinkendem Gefieder
Allmählich sich bis auf die Erde nieder:
Als plötzlich, wie aus Abendroth gewebt,
Ein schimmernder Pallast vor ihren Augen schwebt.

In einem Lustwald, mitten zwischen
Hochaufgeschossnen vollen Rosenbüschen,
Stand der Pallast, von dessen Wunderglanz
Der stille Hain und das Gebüsch ganz
Durchschimmert schien — Wars nicht an diesem
Orte,

Spricht Hüen leif und schauernd — Doch, bevor
Er's ausspricht, öffnet schnell sich eine goldne Pforte,
Und zwanzig Jungfrau gehn aus dem Palast hervor.

Sie kamen, schön wie der Mai, mit ewigblü-
henden Wangen,

Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und sangen
Der reinen Treue unsterblichen Preis.
Komm, sangen sie (und goldne Hymeln klangen
In ihren süßen Gesang; zu ihrem lieblichen Tanz)
Komm, trautes Paar, empfah den schönen Sieges-
kranz!



Gez. u. radirt v. F. Dittner.

Verlag v. A. Hofmann & Co. in Berlin.

Justus Friedrich Wilhelm Bachariä.

Der Renommist.



och lag die halbe Welt im frühen
Schlaf verborgen.
Anstatt des Morgenroths sah man die
blaffen Sorgen,
Die in der stillen Nacht die todten Menschen
fliehn,
Den grauen Orient mit wilhem Schritt
beziehn.

Der müde Stuger wird vom Phanathos erwecket,
Der rauschend über ihn die schwarzen Schwingen
streckt;

Und er stand ruhig auf. Er waffnet ruhig sich;
Er zog den Degen aus; er strahlte fürchterlich,
Und war scharf wie der Wind; auf seinem Tische
lagen

Die andern Waffen noch, erforderlich zum Schlagen.
Wenn er den Fuß erhebt, klirrt er im silbern Sporn,
Und seiner Peitsche Knall verkündigt seinen Zorn.
Sein Sekundant kam auch auf einem stolzen Pferde
In schimmerreicher Pracht, und muthiger Geberde,
Und beide reiten nun beim ersten Sonnenstrahl,
Mit Klammern in der Brust, zum Kampf in's Rosen-
thal.

Die Sonne stieg indeß blutroth zum Horizonte;
Kaum daß ihr trüber Strahl auf Leipzig blicken
konnte;

Sie hüllt in Dunst und Nacht den feuerrothen
Schein:

So sehr verhaßt schien ihr der blut'ge Tag zu sein.
Den Renommisten weckt ihr trauervoller Schimmer;
Er springt gestielet auf, vom Tritte bebt das Zimmer.
Er waffnet gleichfalls sich; besieht der Handschuh
Paar,

Zu dem von einem Hirsch das dickste Leder war;
Er spiegelt sich darauf in seines Degens Fläche,
Und späht mit stillem Ernst die Stärk und auch
die Schwäche;

Betrachtet seinen Hut, durch manchen Hieb zerseht,
Den er mit edlem Grimm tief in die Augen seht;
Er nimmt die Peitsche dann, die an der Wand
gehangen,

Damit zuerst den Feind laut knallend zu empfangen.
Und dann ging er zuletzt zum wiehernden Galmuck;
Legt das Gebiß ihm an, und der Schabracke Schmuck,
Und sprach: Geliebter Gaul, den Raufbold nur
geritten,

So lange seine Faust für Jena noch gestritten;
O Gaul, der mich beglückt und treu davon gebracht,
Als hinter mir der Bann auf meinen Kopf gebracht;
Mein Heil sei heute dir auch in der Flucht befohlen!
Aus Härlichkeit zu dir hat Raufbold dich gestohlen;
Denn nimmermehr sollst du den Fuchsthurm wieder-
sehn,

Und, jedem Pinsel feil, bei dem Philister stehn.
Du sollst ein Zeuge sein von meinen tapfern Thaten,
Sollst mein Gefährte sein durch alle weiten Staaten,
Die ich durchziren muß. Dafür sei Bier und Brot.
So gut, als wie mir selbst, das Labfal in der Noth,
Erst soll mein Schwert den Stolz des Jungferns-
knechtes schlagen;
Dann sollst du schleunig mich zum freien Halle
tragen.

So Raufbold — und Galmuck braußt aus der
Nase Dampf,
Erhebt den langen Hals, und wiehert Lust zum
Kampf.

Auch stampfen draußen schon noch drei Studenten-
pferde,

Mit rasselnendem Gebiß, voll Ungebuld die Erde.
Sie alle sitzen auf, und jagen durch die Stadt,
Knack, Banner, und von Dorf an Sekundantens
Statt.

Indessen kamen auch, gleich lauten Meereswogen,

Von der Galanterie die Schaaren angezogen;
Geharnischt allesammt, mit Waffen angethan,
Zur Schutzwehr allesammt für ihren Held Sylvan.
Ein jeder hatte sich mit Schwert und Helm beschweret,
Und der Galanterie Zeughäuser ausgeleeret.

Ein seltsam Kriegesheer, auch ihren Waffen nach,
Das zu Sylvanens Schutz sehr wenig Trost ver-
sprach.

Mit einer Schnürbrust war des Puzes Brust be-
deckt;

Romanens Köcher war mit manchem Pfeil besiedet.
Doch was half hier der Pfeil, der durch sein süßes
Gift

Nicht Kriegern Schaden thut, und nur Verliebte
trifft!

Die einen waffneten geschärfte Bilderscheeren;
Die andern wollten sich, mit großen Nadeln, wehren.
Es schwingt des dritten Faust des Kränseleisens
Brand;

Ein voller Pudersack braust in der vierten Hand;
Noch andre wollten sich mit Sonnenfächern schlagen,
Und wenigstens mit Wind den wilden Feind ver-
jagen.

Der schwarze Thanathos sah voller Hehn herab
Auf dieses schwache Heer, das ihm die Mode gab;
Die Stärk' ist nicht im Arm, kein Muth schlägt in
der Ader;

Doch weist er das Gesicht dem flatternden Geschwader
Zu seinem Posten an. Nehmt dieses nur in Acht,
(Ruft er), so thut ihr schon, was euch zu Helden
macht!

Da, wo vor Kaufstädts Thor der krummen Pleiße
Wellen

Mit stillem sanften Lauf an grüne Rüssten schwellen,
Liegt ein berühmter Hain, den schon die graue
Zeit,

In angenehmer Nacht, den Liebenden geweiht.
Man hat den heil'gen Wald das Rosenthal genennet;
Und welches Näblein ist, das diesen Ort nicht
kennt?

Hier steht auf ihrer Fluth die Pleiße Gondeln gehn,
Die unter Spiel und Scherz, und blasendem Getön
Von dem beschilften Rand auf Solis freudig eilen,
Wo den Geschmack Musik, und Tanz, und Kuchen
theilen.

Hier thürmet sich das Grün der Sichen in die Höh';
Dort wird der Buchen Laub zur schattigten Allee;
Und dort sucht hellgrün Gras durch seine lichten
Blächen,

Des dunklen Lindengang's Schattirungen zu brechen.
Ein lachender Prospect steigt nach dem andern auf;
Dort hemmt ein volkreich Dorf des Auges schnellen
Lauf,

Und hier die Pleißenburg. Die angenehmen Gänge
Sehn all' ein lachend Ziel von ihrer tiefen Länge.
Hier war der Tummelplatz, wo Jena seinen Held,
Und Leipzig den Sylvan, zum Zweikampf aufge-
stellt.

Hierher sprengt Kaufbold's Ross nebst seinen Sekun-
danten.

Ihr rauschender Galopp, die Augen, die schon
brannt

Ein ausgestoß'ner Fluch, ein siegendes Geschrei,
Zeigt der Galanterie, daß dieses Kaufbold sei.
Drum sprach sie dieses noch zu ihrem nahen Heere:
Ihr Geister, wo euch nicht der Trieb nach Ruhm
und Ehre,

Wosfern euch mein Befehl zum Streit nicht spornen
kann;

So seht auf diese Stadt, und schützt den Sylvan
Wie? wollt ihr, daß dem Fürst der Stützer meiner
Reiche

Der wilde Renommist, mit einem ein'gen Streich
Die Schönheit rauben soll, die sein Gesicht geziert?
Beschützt nur dies Gesicht, dem euer Schutz gebührt!
Auf dich, o Thanathos, setz' ich mein ganz Ver-
trauen,

Laß meinem Lieblich nur nicht das Gesicht zer-
hauen!

Dafür soll Jena mich in meiner Heheit sehn;
Man soll dort Chapeaubas, wie hier in Leipzig,
gehn;

Man soll so gut, wie hier, die Petitmaitres kennen
Und bei Taback und Bier nicht mehr für Schönen
brennen.

Zu Ehren wird man mir Mehl in die Haare streun;
Der Name Renommist wird dann ein Schimpfswort
sein.

Alsdann soll meine Macht dich selber auch ver-
wandeln;

Dann sollst du jung und schön an meinem Hofe
wandeln;

Dann sei dir Puz und Scherz ein angenehmes Amt,
Und jede Nymphe sei von deinem Lick entflammt!
So sprach sie, und der Geist verspricht ihr Wunder-
werke,

Und trogt mit edlem Stolz auf seine Löwenstärke.
Indessen nahen sich die grimmligen Partheien,
Die sich einander schon den Tod in Wien den brü'n.

So wie Dragoner schnell von schwarzen Pferden
springen,
Und, tapfrem Fußvolk gleich, in feste Glieder
dringen!

So sprang der Renommist, und auch Sylvan herab,
Indem der letztere sein Pferd dem Reitknecht gab.
Sie ziehn sich hurtig aus, und in dem Augenblicke
tritt Kaufbold, wie Sylvan, in seinen Stand zu-
rück.

Zuerst wagt Kaufbolds Faust den ausgedachten
Streich

Auf seines Feind's Gesicht; doch er mißlingt so-
gleich.

Der treue Thanathos hielt dem barbar'schen Degen,
Mit unsichtbarer Hand, den Götterschild entgegen.
Wie schäumte nicht Pandur! Doch wie erkaunt er
Daß Thanathos voll Muth für einen Stuzer sieht.
Abtrünniger Rebell! hat Jena dich beleidigt,
Daß jetzt dein selber Arm den Jungfernknecht ver-
theidigt?

Erkenneft du nicht mehr die Macht der Schlägerei?
Sprich, feiger Knecht, was macht dich ungetreu?
Antworten konnten nie den Thanathos verweilen,
Er eilt, ihm mit dem Schwert die Antwort zu er-
theilen.

Jetzt fielen sie erzürnt die Schlägermeister an,
Und stürmten in den Wald. Indessen sieht Sylvan,
Daß Kaufbold Blöße giebt; folgt dem geheimen
Triebe,

Und haut den Handschuh auf mit einem starken
Hiebe.

Der Renommist erschrickt, doch sieht er noch kein
Blut;

Und setzt die Stöße fort mit neuem Heldemuth.
Sylvan seufzt jetzt bei sich zu der bedrängten Schöne:
Ihr Meisner Porcellan macht ein betrübt Getöse;
Den Caffee, den man sonst nur dunkelbraun gesehn-
Sah man jetzt dick und schwarz in bunten Schälchen
stehn.

Auf dem Claviere sprang ein ganzes Heer von
Saiten,

Und eine Glocke fing von selber an zu läuten.

Ah! (seufzt Selinde laut), armseliger Sylvan,
Vielleicht nur zu gewiß ist es um dich gethan!

Doch lebst du, und erhört der Himmel noch ein
Flehn,

So müsse dich mein Blick als Sieger wiedersehen!

Ihr Flehn war nicht umsonst. Zum zweiten-
male bloß,

Bekömmt der Renommist vom Stuzer einen Stoß,
Der durch den Handschuh durch bis in die Ader
dringet,

Daß das erzürnte Blut hoch in die Lüste springet.
Der Renommist wird blaß; mit Wuth und Un-
gestüm

Wagt er den alten Streich; der Streich gelingt
ihm.

Doch er gelingt nur halb. Nur obenhin gerisset,
Wird mit dem tapfern Blut Sylvans Gesicht be-
sprüget.

Die Geister floh'n davon, die sein Gesicht bewahrt,
Im Fleh'n auch noch voll Angst, nach aller Feigen
Art.

Sylvan war im Begriff, den letzten Streich zu
wagen.

Als sich dazwischen schon die Sekundanten schlugen;
Und Kaufbold hatte g'nug. In seiner Hand ge-
lähmt,

Warf er den Degen hin ohnmächtig, und beschämt.
Ist's möglich, (ruft er aus), hast du mich über-
wunden?

O warum lehrt ich dich die Kunst, mich zu ver-
wunden!

Da du in Jena warst, gab ich dir Unterricht.
Wie man nach Kreyßlers Art mit wahrem Vortheil
sieht.

Du hast ihn wohl gebraucht; ich kann das Denkmal
zeigen!

Das größte Glück bleibt dein, Selinde bleibt dein
eigen

Du bist ein braver Kerl, und meiner Freundschaft
werth;

Umarne mich, Sylvan! und nun gebt mir mein
Pferd!

Es ward herbei geführt; es hing die schlaffen
Ohren,

Als hätte es allen Muth bei Kaufbolds' Fall ver-
loren.

Er setzt sich auf, und sang: Mein Leipzig, gute
Nacht!

Calmuck jagt mit ihm fort; die großen Peitschen
knallen,

Das in dem weiten Wald die Eichen wiedererschallen.
Oh! Phobus Wagen noch in's Meer gesunken war,

Sah Halle diesen Held und seine Bruderschaar.


Der siegende Sylvan eilt in die Stadt zurücke,
Und schenkt sich alsobald Selindens Thränenblicke.

D! welch ein Strom von Lust floß in der Schöne
Herz,
Vor kurzer Zeit zernagt vom allerhöchsten Schmerz!
Sie trocknete sein Blut mit ihren seid'nen Haaren,
Und mancher süße Kuß belohnt Sylvan's Gefahren.
Mit Herrlichkeit umringt, und Lorbeern stolz
umlaubt,

Erhob die Mode nun mit neuer Kraft ihr Haupt;
Und die Galanterie ging nach der Jen'schen Saale.
Da wurden Stuger reis an ihrem holden Strahle,
So artig, so gepußt, als Leipzigs Stuger ist;
In ew'ge Schande fiel der Name Renommist.

Johann Baptist von Meringer.

Das Fleenmärchen.

uf Rheims Gefilden keimt die Fröhlichkeit
in Trauben,
Die gelb und röthlich blühen am helden Marne-
strand,
Wo vormals, wenn wir fromm der alten Sage
glauben,
In öder Wüstenei ein einsam Hüttchen stand.
Ein Greis bewohnte dies; sein guter Sohn er-
nährte
Durch Fische, die der Fluß oft kärglich nur ge-
währte,
Den Vater und sich selbst; doch blieb dem armen
Paar
Noch etwas, wenn der Fluß ganz unerbittlich war.

Es blieb ihm eine kleine Ziege,
Mit deren Milch der Alte sich erquickt,
Der gern und frohen Muths die Last der Armuth
trüge;
Doch eine größere, der Schmerz des Sohnes drückt
Den Unglückseligen danieder.
Schon lange sieht der Schlaf des Jünglings Au-
genlieder;

Schon lang umstort sein Angesicht
Geheimer Gram; doch das gesteht er nicht.

Er zwingt sich bei des Vaters Fragen
Ein läugnend Lächeln ab und weigert sich, zu sagen
Was für ein Wurm an seinem Herzen nagt.
Ein schönes Weib, das einst, zu eifrig auf der
Jagd,
Fern vom Gefolg im Haine fehlgeritten,
Geleitet er auf ihren Pfad zurück,
Und fühlt seit diesem Augenblick,
Was hoffnungslose Lieb' und Sehnsucht je gelitten.

Mit jedem Morgen flog er hin
Zum wildboerwachsenen Ort, an dem er sie gefunden.
Vergebne Müß! die schöne Jägerin
Ist aus der Oegend weggeschwunden.
Auch darf er nicht zu weit sie suchen! Ach, er weiß,
Daß hüßlos, krank und schwach der Greis
Mit Sehnsucht seiner harret, und jeden Pulsschlag
zählet,
Wenn ihm sein Sohn, sein Trost, sein Glück, sein
Alles fehlet.

Zehn Monden litt er so, sich sehnend in das Grab.
Ginst, als er, Stundenlang sein Leiden überdenkend,
Und in Melancholie stets tiefer sich versenkend,
Am Flusse saß, da war's, als zög' es ihn hinab.
Schon senket er das Haupt; doch seines Vaters
Bildniß,
Erscheint ihm auf der Fluth. Er nun, voll Bang-
igkeit,
Sich rettend vor sich selbst, springt wild empor,
stürzt weit
Vom Ufer weg und fliehet durch die Wildniß'

Schon seiner Hütte nah, sieht er ein greises
Weib.
Bleich ist sie und entstellt von Jammer und Be-
schwerde.
Am Stabe wankt einher ihr abgezehrer Leib,
Und welken Pflanzen gleich, senkt sich ihr Haupt
zur Erde.
„Ach!“ rufet sie ihn an, „mein Sohn, erbarme
Dich!
Drei Tag' irr' ich umher, drei Tage labet mich
Kein Bissen. Sieh! ich kann nicht weiter gehen!
Hilfst Du mir nicht, so ist's um mich geschehen!“

So flehet sie. Des guten Jünglings Herz
Vergift die eigne Qual und denkt nur ihren Schmerz.
Er faßt sie in den Arm, und eh sie ihre Bitte
Geendiget, und trägt sie in die Hütte.
Hier wartet vor der Thür' der Greis im Abend-
roth.
Er höret, was geschehn, er sieht der Fremden
Noth!
Doch, wie ihr helfen? Ach, des Jünglings Noth
beschweret
Heut kein gefangner Fisch; die Milch ist aufge-
zehret.

Sie sehn sich schweigend an, und eine Thäne rinnt
Von Beider Angesicht; doch ernst und fest beginnt
Der Alte nun: „Mein! sie soll nicht verschmachten!

Komm, lieber Sohn, laß uns die Ziege schlachten.
Du bleibst zurück, zu sehr um mich besorgt?
Was man dem Aermern schenkt, das hat man
Gott gebergt;
Und er, der den Entschluß mir in den Sinn ge-
geben,
Sorgt besser noch, als Du, für Deines Vaters
Leben.“

Er sprach's, und während noch der Sohn
Bloß feinetwegen zagt, zuckt er das Messer schon,
Als jetzt die Fremde schnell herbeistürzt, und ihm
wehret,
Doch nicht, wie erst, schwach, dürstig, alt,
In schimmerndem Gewand, in himmlischer Gestalt.
Sie ist's; der Jüngling wähnt, daß ihn ein Traum
bethoret,

Sie ist's; die schöne Jägerin,
Und reichet ihm die Hand und rufet: „Nimm sie
hin!
Dich wählst zum Gemahl die mächtigste der Feen,
Die eure Tugend schwer geprüft,
Und wenn Du oft, in stillen Gram vertieft,
Den Hain um sie durchhirst, Dir zärtlich nachge-
sehen.
Doch weg mit Traurigkeit! Hier, wo mein treuer
Freund

Zehn Monden hoffnungslos geweint,
Soll jedem Gram ein Lindungsmittel keimen,
Und lieblich weiß und roth die Becher übersäumen.

Beim letzten Wort schwang sie die Lilienhand
Zum Segen in die Luft. Die Wüstenei verschwand.
Der Grund, nun milde, ward, so weit das Auge
spähet,

Mit Trauben gelb und roth wohlthätig übersäet.
Der Most, daraus gepreßt, hat die geheime Kraft,
Daß er im Trinkenden der Fremde Laumel schafft.
So lange dieser währet, schmerzt keine Seelenwunde
Und neues Leben hängt am längst entwöhnten Munde.

Moriz August von Thimmel.

Das Irrenhaus.

1. Der Selbstzufriedene.

Sich liege, — Du liegest, — wir liegen
Gleich eingehüllet und warm,
Der Eine geschmücktem Vergnügen,
Der Andere der Schwermuth im Arm.

Ich zähle — Du zählst — wir zählen
Die Höhern als Thoren, und sind
Im Forschen, im Wünschen, im Wählen
Gleich unberathen und blind.

Ich harre — Du harrest, — wir harren
Des Possenspieles Vergang,
Doch dauert lustigen Narren
Die Hore selten zu lang.

2. Der Metaphysiker, welcher Narrenwächter geworden.

Der Wahrheit dunkeln Pfad zu finden,
Der unterm Monde sich verlor,
Durchglüht' ich mich, und hielt den Blinden
Die Früchte meiner Schriften vor.

Mit Rauch umgeben und versunken
So gut, als sie, auf Gottes Heerd,
Schätz' ich mich doch als einen Funken
Des Feuers, das die Geister nährt.

Als einen Theil, das für das Ganze
Nothwendig, wie die Sonne, sei,
Und wähnte, zum gemeinen Glanze
Mich ich auch meinen Firniß bei.

Da hört' ich eine Stimm' erwachen:
Die Welt braucht dein erhabnes Licht,
Braucht, um ihr Feuer anzufachen,
Den Brennstoff Deiner Schriften nicht.

Laß dem Erhalter seine Sorgen;
Genug dem Sterblich, der im Schweiß
Des Angesichts den nächsten Morgen
Mit Heute zu berechnen weiß,

Steig' an die Kette der Ideen
Nicht bis zum Engel — steig herab;
Der stolze Weg, der Dir zu gehen
Vergönnt wird, ist der Weg in's Grab.

Der Wurm soll kriechen, sich verstecken,
Den Staub vermehren, der ihn schuf —
Das Unsichtbare zu entdecken,
Ist keines Sterblichen Beruf:

Was dein Gehirn in Umlauf bringet,
Befördert keines Sternes Lauf,
Schreib', oder nicht — die Sonne schwinget
Sich dort am Horizont heraus.

Kann wohl ein Doktor, ein Verfester
Der Wahrheit, seines innern Sinn's
Mehr nützen, als ein Narrenwächter?
Der wollt ich eben sein — und bin's.

3. Der Physiognom.

Wohl Dem, der so, wie Du, bedächtig
Nur die gerade Straße geht,
Stets seiner schwachen Sinne mächtig,
Sich nie aus seinem Gleise dreht,
Des überwichtigen Gehirne
Nie in den Stürmen untersank!
Wohl seiner flachen Stirne,
Denn ihr gebührt der Dank.

Tritt auch in Deinem Trauerspiele
Kein König Lear auf's Bret wohl Dir!
Den Rasenden zunächst am Ziele
Der Nartheit stand sein Shakespear.
Klug meidet drum der Dichter Haufen
Die seit ihm unbetretne Bahn:
Wie bald ist nicht im Laufen
Ein Schritt zu viel gethan!

Ein Schluck zu viel beim Neckarschmause
Nollens — Eine Rose mehr
Der Rosen in dem vollen Strauße
Der Liebe, schleudert Dich hieher:
Die Thorheit lockt mit Amoretten
Die Bernards in ihr Vorgemach,
Und zieht mit Ordenskettten
Den Löwenritter nach.

4. Die Wittwe, deren Gatte im Zweikampfe gefallen war.

Sahst du des Jordans Ufer,
Bethrünter Pilger? — Sprich —
Und hörst Du den Ruser
Am Kreuz — Es dürstet mich!

Und willst der bitteren Zähren,
Die Dein Gefühl vergießt,
Nur Eine mir gewähren —
O dann sei mir gegrüßt!

Doch wünschst du mich zu trösten,
So wende Dein Gesicht,
Denn sieh', das Bild der größten
Geduld vermag es nicht!

Um mich, Zerknirschte, sammeln
Sich viel Bedrängte her;
Doch Aller Jungen sammeln:
„Ach diese — leidet mehr!“

Ihr raubte das Entsetzen
Sogar des Säuglings Glück!
Und keine Thränen nehen
Den Brand in ihrem Blick.

Nur ihre Lippen beben
Dem nach, den sie verlor!
Und ihre Hände heben
Sich nur nach ihm empor!

Als er sich mir von Allen
Ihn Wünschenden ergab,
Mit welchem Wohlgefallen
Sah Gott auf uns herab!

Als in dem Abendshauer
Der feiernden Natur
Sein großes Herz die Dauer
Von meinem Glück beschwor;

Mein Auge nun von süßen
Gefühlen übergang,
Und ich mit Erstklingküßen
An seinen Wangen hing:

Als von der trauten Laube,
Die seine Liebe zog,
Er nun die erste Traube
Nach meinen Lippen bog.

Und ich in seinen Blicken
Mein Bild gezeichnet fand —
Natur, war dies Entzücken
Nur Blendwerk Deiner Hand?

Wesh' Dir, o Tag der Weihe,
Der Blutschuld Mitgenos,
Die grauenvoll die Keihe
Glückvoller Stunden schloß!

Du, meines Kummers Zeuge,
Den meine Seele ruft,
Verlorner! ach entsteige
Dem Dunkel Deiner Gruft! —

Wenn im Gedräng' der Sorgen
Er keiner unterlag,
Und Freundin, tief, nach Morgen
Glänzt uns ein Grndtetag,

Wo Werth und Lohn des Fleißes
Dem in der Schale liegt,
Der jeden Tropfen Schweißes
Gleich einer Krone wiegt,

Wenn der bescheidne Krösler
Gefallnen Schuß verlieh,
Und sprach: „Bin ich erlöster,
Und würdiger, als sie?“

Und er dem Tag entwunden,
Nach mancher frommen That,
Zum Lohn der Abendstunden
Sich meinen Ruß erbat —

Erforßer unsrer Herzen,
Fürchtbarer, wogest Du
Schon da der Zukunft Schmerzen
Mir schwer Geläuschten zu?

Mond, der Du noch so traulich
In seiner letzten Nacht
Die Schönheit mir beschaulich
Des Schlummernden gemacht,

Als mein Gebet im Schweben
Auf Deinen Hoffnungsstrahl
Dem Ewigen sein Leben
Und meine Ruh' empfahl;

Vertrauter stiller Schatten,
Wo weilt dein Todeslicht?
Verbirg das Grab des Gatten
Der Sattgelebten nicht!

Dort wandele des Schlummers
Willkommen Genius,
Die Folter meines Kummers
In Freiheit und Genuß!

Dann fasse das Gewissen
Und peinige die Hand,
Die Herzen durchgerissen,
Die Gott zusammenband

Kannst Du auch Rache segnen,
So nimm, Gott, meinen Schmerz
Und grab' ihn dem verwegnen
Mordschuldigen ins Herz.

Das Blut, das er vergossen,
Droh' ihm im Morgenroth!
Und nur mit Blut durchflossen
Wink' ihm sein Abendbrot!

Die Süßigkeit der Ehe,
Die Liebe muß ihm stiehn,
Selbst seinen Ruß verschmähe
Die feilste Buhlerin.

Es fasse jede Kammer,
Wo seine Schwermuth weint,
Den ganzen Menschenjammer,
Den dieses Haus vereint!

Des Uebelthäters Werke
Lohn' Angestühl und Spott!
In seinem Tode stürze
Ihn kein Gedank' an Gott;

Durch Blutgefäße treibe
Hinüber ihn mein Fluß,
Und Satans Finger schreibe
Ihn in sein Höllenbuch!

Dort möge des Verbrechers
Gewinn gegraben stehn,
Und ewig nicht des Rächers
Erbarung sich erseh'n!

Kriegs- und Siegeslieder.

Collin. Schenckendorf. Stagemann. Nrendt.
Fouqué etc.



Wir haben schon früher Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, welchen gewichtigen Einfluß der nationale Aufschwung Deutschlands, in den Jahren der sogenannten Befreiungskriege von 1813 bis 15, auch auf die deutsche Poesie ausübte. In das Klingen der Waffen mischten sich die Gefänge der Dichter und Jeder beehrte sich sein Scherlein Poesie auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. So dichtete auch Rückert damals seine geharnischten Sonnetle; und Heinrich v. Kleist, Ludwig Uhland und v. Eichendorf sangen zu der Zeit manch kräftig schönes Lied, bei Niemand aber ist diese Poesie kräftiger und freischer aus der That selbst hervorgegangen, als bei Theodor Körner. Deshalb fand auch er überall eine so seltene Anerkennung, obwohl ihn viele Andere weit an poetischem Geiste überragten.

Unter den Dichtern dieser Periode, welche fast ausschließlich oder doch größtentheils die Kriegs- und Siegeslieder jener Zeit dichteten, ist zunächst Heinrich Joseph, Edler von Collin, zu nennen, der am 26. December 1772 zu Wien geboren wurde. Denn wie Oesterreich zuerst den, freilich unglücklichen Versuch machte, die Unabhängigkeit Deutschlands zu erkämpfen, so stammen auch die ersten Schlachtgefänge jener blutigen Zeit von dort her. Indessen findet sich allerdings in ihnen jene Kraft noch nicht vor, welche die späteren Arbeiten dieser Gattung auszeichnet; es spricht sich vielmehr eine Art von Beklommenheit, eine trübe Ahnung in ihnen aus, daß die Stunde der Freiheit noch nicht gekommen sei. Leider sollte auch der Dichter diese schöne Zeit nicht erleben, denn nachdem er die Rechte studiert und im Jahre 1801 zum kaiserlichen Hofrath ernannt war, starb er bereits den 28. Juli 1811.

XVI. Heft.

Als nun aber wirklich die gewaltige Zeit hereinbrach, wo ganz Europa gegen Frankreich und den Kaiser Napoleon unter den Waffen stand, da klangen auch die Gesänge der deutschen Dichter weit kräftiger und todesmuthiger drein als bisher, und mit Körner am Nächsten verwandt, tritt uns da Friedrich Max Schenk von Schenkendorf entgegen. Er bildet eine in dieser Periode um so interessantere Erscheinung, als in allen seinen Gedichten das romantische Element noch vorherrscht, welches sich in einer tiefen Sehnsucht nach der Vergangenheit ausdrückt, welche er mit der Gegenwart zu verbinden strebt. Und dieses Streben offenbart sich nicht allein in Rück Erinnerungen an die politische, sondern auch an die religiöse Vergangenheit, so daß ihm der Krieg gegen Frankreich zuletzt wie ein Kreuzzug gegen die Ungläubigen erscheint, welche Ideen ein wunderbares Amalgam in seinen Dichtungen hervorbringen. Das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich erscheint ihm durchweg nicht als ein rein politisches, der Kampf ist ihm nicht der Kampf eines nach Unabhängigkeit strebenden Volkes gegen seinen fremden Unterdrücker, sondern ein Kampf der religiösen Ueberzeugung gegen den Unglauben. Da aber die muthige Schilderhebung des deutschen Volkes keinesweges eine solche war, so beruht auch die Anschauung des Dichters auf einer ihm unbewußten Selbsttäuschung, welche vielleicht eine Zeit hindurch, in welcher ja alle Leidenschaften aufgeregt waren, Glauben und Anerkennung fand, nachher aber bei kälterem Anschauung endlich verschwinden mußte. Recht deutlich tritt dieses religiös-romantische Princip in seinen Liedern „Freiheit“, „Soldatenmorgenglied“ und anderen hervor. S. S. in den Versen des Lehlers:

Du weiser Gott in Gnaden
 Schau her vom blauen Belt:
 Du selbst hast uns geladen
 In dieses Waffenfeld.
 Laß uns vor Dir bestehen
 Und gib uns heut den Sieg:
 Die Christenbanner wehen;
 Dein ist o Herr der Krieg.

Auch in dem sonst so wunderschönen Landsturmliede tritt die religiöse Ansicht, mit welcher Schenkendorf diesen Krieg betrachtete, recht deutlich hervor und man glaubt fast in die Zeiten des Cromwells zurück versetzt zu sein und einen Schlachtgesang der Puritaner zu hören, der indessen reich an poetischen Schönheiten ist. Aus diesem Grunde sind auch seine Gedichte wohl weniger in den Mund des Volkes gekommen und jetzt größtentheils ganz vergessen, während andere Lieder derselben Periode sich noch jetzt der allgemeinsten Anerkennung erfreuen. — Außerdem finden wir noch eine andere, häufig hervortretende Idee in ihm, nämlich das Wiedererwachen des deutschen Kaiserthums und die Vereinigung Deutschlands zu einem einzigen Ganzen, und diese Gedichte, in denen er dann auch den ehemaligen Glanz und die versunkene Herrlichkeit des Kaiserhauses schildert, sind unstreitig seine gelungensten Arbeiten, besonders da wo er ihnen in seiner Vorliebe für die Romantik einen noch festeren Boden gewinnen lassen kann.

Schenkendorf wurde den 11. Dezember 1785 zu Königsberg in Preußen geboren, woselbst er die Rechte studierte und später den Feldzug von 1813 mitmachte. Im Jahre 1816 wurde er Regierungsrath in Coblenz, starb aber schon im folgenden Jahre gerade an seinem Geburtstage.

Auch Friedrich August von Stägemann gehört hierher und man kann dreist behaupten, daß seine Gedichte ebenfalls mehr geistige Macht und Schwung hatten, als die von Körner, aber auch sie sind ohne nachhaltige Wirkung auf das Volk geblieben und nur Einer war es noch, dessen tiefpoetisches Gemüth jene gewaltige Zeit in ihrer ganzen Entwicklung aufzufassen vermochte, und nicht in die Vergangenheit zurückblickend, nicht die früher gefallenen Helden aufforderte, mit für das Vaterland zu kämpfen, sondern der eine neue frischfarbige Zukunft aus der Gegenwart emporsteigen sehend, mit gewaltiger Stimme in das Volk hineinrief, zu den Waffen zu greifen und sich diese Zukunft zu erkämpfen.

Dieser Mann war Ernst Moriz Arndt.

Don einem glühenden Haß gegen Frankreich erfüllt, welches er als den natürlichen Feind Deutschlands ansah, erhob er sich damals in der Zeit der allgemeinen Bewegung, und gewaltiger als er hat wohl kein Dichter gewirkt, sowohl durch seinen poetischen Geist selbst, als durch die kräftige Begeisterung für die Unabhängigkeit des Vaterlandes, dem er schon früher bedeutende Opfer gebracht hatte, als die Andern noch im furchtsamen Schweigen verharrten. Er besaß ein mächtiges Talent der Darstellung und seine Sprache, mochte sie sich im höheren Schwunge ergehen, oder im kräftig einfachen Volkstone ris unwiderstehlich zu der allgemeinsten Begeisterung fort. Sein Buch „Geist der Zeit“ ist ein Werk voll kühner Freisinnigkeit, welches die allgemeinste Verbreitung und Anerkennung gewonnen und noch manches Andere, was er schrieb, diente dazu, seinem Namen im deutschen Vaterlande einen guten Klang zu geben. In der Kriegsperiode aber dichtete er seine Lieder voll Mark und Saft, Lieder mit Haaren auf den Bühnen und Blut im Herzen, wie sie ein Kritiker kräftig bezeichnet. Das Gedicht „Was ist des Deutschen Vaterland,“ ist im Munde des Volkes und wird es bleiben, sein „Lied vom Feldmarschall“ ist ein in diesem Genre klassisch zu nennendes Gedicht, das ein ebenso unbefreitbares Volklied geworden ist wie Tenes.

Wenn nun aber Arndt grade im Gegensatz zu Schenkendorf frisch und kräftig in das Leben hineingriff und zunächst gegen Frankreich zu Felde zog mit einem Haß, den er überall in seinen dichterischen Productionen hineintrug, so mochte er auch vielleicht von der Zukunft, die dieser waffenklirrenden Gegenwart folgte, etwas anderes gehofft haben, als sie wirklich brachte. Zwar ist sein Eifer, mit welchem er noch immer als treuer Wächter die Grenze hütet, nicht erkaltet, und er fast allein ist noch bis auf diesen Tag der alte geblieben, ein Wind und Wetter troher der Denkstein der Zeit; aber grade jene sanguinischen Hoffnungen, welche er für Deutschlands Zukunft genähert und die er so ganz unerfüllt bleiben sah, ließ ihn den neuesten Bewegungen der Zeit nur noch mit einem schlecht verhüllten Widerwillen folgen. Dazu kamen noch die hieraus entspringenden Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten, welche ihn bis in sein Privatleben hinein verfolgten.

Ernst Moriz Arndt war nämlich am 26. December 1769 zu Schoritz auf Kügen geboren und bereiste, nachdem er dem Studium der Philosophie und der schönen Wissenschaften längere Zeit obgelegen hatte, Schweden, Deutschland, Italien, Frankreich und Ungarn, bis er endlich im Jahre 1806 eine Professur in Greifswald annahm und sich dort zu domiciliren gedachte. Als aber nach der Schlacht bei Jena die Franzosen in Pommern eindrangten, mußte Arndt flüchten, da man ihn französischer Seits seiner Freimüthigkeit wegen verfolgte, mit welcher er sich über Frankreich und den Kaiser ausgesprochen hatte. Er begab sich deshalb nach Stockholm. Erst als im Jahre 1813 der Krieg in Deutschland ausbrach, konnte er dahin zurückkehren. Durch Wort und That so viel als möglich zur Kräftigung des erwachenden Nationalgeistes beitragend, zog er bald die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich, und nach der Beendigung des Krieges erhielt er im Jahre 1815 einen Ruf als Professor der Geschichte an die Universität Bonn. Im Jahre 1819 aber wurde er bereits in die, auch gegen andere Professoren dieser Universität eingeleitete Untersuchung wegen demagogischer Antriebe verwickelt, seine Papiere wurden mit Beschlag belegt und eine Suspension von seinem Lehramte erfolgte, die erst in der neuesten Zeit (1840) wieder aufgehoben wurde. Trotz aller dieser Widerwärtigkeiten hat aber Arndt mit starker gläubiger Hoffnung festgehalten an seinen ehrenwerthen Tendenzen, die er jezt, wenn auch allmählig, doch im kräftigen Fortschritt sich verwirklichen sieht, er hat es jederzeit verschmäht, diese zweideutige Stellung eines servilen Profeslyten einzunehmen, wie viele von denen, die damals sein Schicksal theilten, und wir haben in ihm den Mann wie den Dichter, Beides zu bewundern und zu verehren.

Auch den ritterlichen Sänger, Friedrich Baron de la Motte Fouqué, wollen wir an dieser Stelle nennen, der eben so wie Schenkendorf das romanische Princip in die Gegenwart hineinmengte, und mit derselben verwebte. Aber bei ihm ist es nicht wie bei Tenem, die Kirche und der Glauben, sondern einzig das mittelalterliche Ritterwesen, auf welches er alle seine Ideen zurufhuren sucht, nicht einmal das Ritterthum, das sich neben Kaiser und Reich zu einer einzigen Gesamtkraft ausgebildet hatte, sondern das freie, selbstständige und allerdings so poetereiche Ritterthum des Faustrechts, wo der Schloßgefessene seinem Nachbar den Lehdehandschuh hinwarf, oder der Ritter, um sich die goldenen Sporen zu verdienen, mit seinem treuen Knappen auf gutem Rosse hinaus

zog in die weite Welt auf Avantüre, ein Jahr lang und einen Tag, zu retten den Unterdrückten, beizustehen dem Schwachen, zu schüßen die Unschuld, und Ritterfille zu üben. — In diesem Sinne verwebte sich bei Fouqué die Romanik in die große Frage der Gegenwart hinein, und während Körner und Arndt mit gewaltiger Stimme zum Kampfe rufen und die Feiglinge verspotten, die da zurückbleiben, meint er in seinem ritterlichen Gemüthe, solche könne es gar nicht geben und läßt uns diejenigen, die an dem lustigen Waffentanze wider ihren Willen nicht Theil nehmen können, sich in banger Klage ergehen.

„Was steht Ihr, und weisset so trübe?

Zu Sattel und d'rauf und d'ran! —

Ach Gott ich hatt' es vergessen

Ich bin ein verwundeter Mann.

Geboren wurde Fouqué am 12. Februar 1777 zu Neu-Brandenburg. Er machte die Revolutions- und Befreiungskriege mit, in denen er sich durch Muth und Besonnenheit auszeichnete. Später lebte er bald in Berlin, bald auf seinem Gute Kennhausen im Mecklenburgischen, bis er eine Stelle bei der Universität Halle annahm. Nachmals begab er sich nach Berlin, wo er am 23. Januar 1843 gestorben ist. Seine ersten Dichtungen erschienen unter dem pseudonymen Namen Pellegrin.

Es sei uns zugleich noch an dieser Stelle vergönnt, auch der Kriegs- und Siegeslieder und der Dichter aus einer früheren Periode zu gedenken, die indessen durch den unglücklichen Umstand, daß damals Deutschland wider Deutschland in Waffen stand, wir meinen die Periode des siebenjährigen Krieges, einen keinesweges nationalen Aufschwung nehmen konnte. — Unter diesen Dichtern ist besonders Johann Wilhelm Ludwig Gleim hervorzuheben. Er wurde den 2. April 1719 zu Ermoleben im ehemaligen Fürstenthum Halberstadt geboren, studierte 1738 bis 40 die Rechte zu Halle, ward 1747 Sekretair des Domkapitels zu Halberstadt, späterhin Kanonikus und starb den 18. Februar 1803. Friedrich II. hatte zu jener Zeit durch seinen Kriegsrühm nicht nur sein eigenes Volk mit einer Begeisterung erfüllt, wie sie lange nicht erlebt worden war, sondern seine Siege hatten auch die Besiegten sogar zu dieser Begeisterung gezwungen, die sich besonders in den Kämpfen gegen die fremde Nationen, die Franzosen und Russen am Meißeln heroorthat. — Es war daher aber doch nur weniger ein Gefühl nationaler Begeisterung, als Enthusiasmus für die Person des Königs selbst, die Gleim zu seinen Preussischen Kriegsliedern veranlaßte, die indessen weit hinter den Productionen jener neueren Periode zurückstehn. Obgleich Gleim für das Volk und mit demselben fingen wollte, seine Sprache daher oft in das Unpoetische und Abgeplattete hineingeht, sind seine Lieder doch nie Volkslieder geworden, woran wohl auch die vielen gelehrten Anspielungen mit Schuld sind, die darin vorkommen. Seine Begeisterung geht dabei mitunter durch seine Weilschweizigkeit verloren und nur in wenigen hat er sich dem Volkston zu nähern gewußt.

Außer Gleim waren es noch Christian Felix Weisse, Johann Caspar Lavater und Andere, die durch Gleim veranlaßt, sich in derselben Gattung der Poesie versuchten, wenn auch ihre Arbeiten mehr oder minder das Schicksal von denen Gleim's theilten.





In den Waffen!
 Als Männer hat
 uns Gott geschaffen
 Auf Männer auf
 und schlaget drein...

ges. u. radirt v. W. Scholz.

Vorlag v. A. Hofmann & Comp.

Ernst Moritz Arndt.

Schlachtgefang.



Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott ge-
geschaffen
Auf Männer auf und schlaget drein
Laßt Hörner und Trompeten klingen
Laßt Sturm von allen Thürmen ringen
Die Freiheit soll die Loosung sein.

Zu den Waffen! — Zu den Waffen!
Die Arme müssen sich erst raffen
Und stählern alle Brüste sein.
Voll Kraft und Muth und Grimm der Leuen
Bis wiederströmt in deutschen Erenen
Der deutsche Strom, der deutsche Rhein.

Das Lied vom Feldmarschall.



Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greifender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Er ist der Mann gewesen, als Alles versank,
Der muthig hin gen Himmel den Degen noch schwang.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Zur Hölle mit den wälschen Affen
Das alte Land soll unser sein.
Kommt alle welche Klauen haben
Kommt Adler, Wölfe, Krähen, Raben
Wir laden Euch zur Tafel ein.

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Weht Fahnen weht! Trompeten klingt.
In deutscher Erene alle Brüder
Hinein, es kehret keiner wieder
Der nicht den Sieg zu Hause bringt.

Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart,
Franzosen zu weisen die deutsche Art.

Er hat den Schwur gehalten, als Kriegedrus er-
klang,
Hei! wie der weiße Jüngling in 'n Sattel sich
schwung!

Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lügen auf der Aue, da hielt er solchen Strauß
Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus.

Viel tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Ragbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg,
Sie mußten wieder springen, wie Hasen über's Feld
Und hell ließ erklingen sein Hufsa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die
Macht,

Da liegen sie sicher nach blutigem Fall;
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall!

Drum blaset ihr Trompeten! Hufaren heraus!
Du, reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im
Saus!

Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du, tapftrer Degen, in Frankreich hinein!

Friedrich Max Schenk von Schenkendorf.

Soldatenmorgenlied.

Siehet Euch von der Erde,
Ihr Schläfer, aus der Ruh!
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu;
Die lieben Waffen glänzen
So hell im Morgenroth.
Man träumt von Silberkränzen,
Man denkt nur an den Tod.

Du reicher Gott in Gnaden,
Schau' her vom blauen Zelt:
Du selbst hast uns geladen
In dieses Waffenfeld.
Laß uns vor Dir bestehen
Und gieb uns heute Sieg:
Die Christenbanner wehen;
Dein ist, o Herr, der Krieg.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann.
O brich, Du Tag der Fülle,
O Freiheitstag, brich an!

Dann Klang von allen Thürmen,
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust.
Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegesgevärei.
Und wir, Ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei.

Der Landsturm.

Wie Feuer sind entglommen
Auf Bergen nah und fern,
Ha, Windobraub, sei will kommen,
Willkommen, Sturm des Herrn!

D zuech' durch unsre Felder
Und reinige das Land,
Durch unsre Tannenwälder,
Du Sturm, von Gott gesandt!

Ihr Thürme, hoch erhoben
In freier Himmelsluft,
So zauberisch umwoben
Von blauem Wolkenduft.

Wie habt Ihr oft gerufen
Die andachtvolle Schaar,
Wenn an des Altars Stufen
Das Heil zu finden war!

Die Wetter oft sich brachen
Von Cuerm Glockenlang;
Nun führt Ihr andre Sprachen,
Es klingt, wie Brautgesang.

Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Opferfest —
Ist frei von Sklavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.

Wo, Tod, sind deine Schrecken?
O Hölle, wo dein Sieg?
Und Satan, wie Dich decken
In diesem heil'gen Krieg?

Beschritten ist der Grenze,
Geweihter Zauberkreis,
Nicht mehr um Eichenfränze
Sicht Jüngling nun und Greis.

Nun gilt es um das Leben,
Es gilt um's höchste Gut,
Wir sehen dran, wir geben
Mit Freunden unser Blut.

Du liebende Gemeine,
Wie sonst am Tisch des Herrn
Im gläubigen Vereine,
Wie fröhlich strahlt Dein Stern!

Wie lieblich klingt, wie heiter
Der Lösung Bibelton:
„Hie Wagen Gottes, Gottes Reiter,
Hie Schwert des Herrn und Sideon!“

Der Strassburger Münster.

In Strassburg steht ein hoher Thurm,
Der steht viel hundert Jahr,
Es weht um ihn so mancher Sturm,
Er bleibet fest und klar.

So war auch wohl die fromme Welt
Die solche Werk gedacht,
Zu dem sie von dem Sternenzelt
Den Abriss hergebracht.

Wie sich, ein ew'ges Helbenmal,
Das Gotteshaus erhebt,
Aus dem, ein heller, schlanker Strahl,
Der Thurm gen Himmel strebt!

So war auch einst das deutsche Reich,
So war der deutsche Mann,
Auf starkem Grund, im Herzen reich,
Das Haupt zu Gott hinan,

Und wie den festen Bau umgiebt
Die schöne Heil'genwelt,
So hatte jeder, was er liebt,
In ihren Schutz gestellt.

Wir wollen vor dem Altar noch
Ein fromm Gelübde thun,
Dass nimmermehr soll fremdes Joch
Auf deutschem Nacken ruhn.

Wir sprechen dort ein hebes Wort,
Ein brünstiges Gebet,
Daß Gott der Deutschen starker Hort
Verbleibe stet und stet,

Daß, wie der Thurm, der deutsche Sinn
Entwache seiner Zeit,
Und nach dem Himmel strebe hin,
Wenn ihn die Welt bebräut.

Wir retten Euch, wir haben Eil,
Vergaß Euch doch kein Herz,
O Wellenfäul', o Feuerfäul',
Schaut immer heimathwärts.

Und ob wir wieder heimwärts gehn,
Wir wenden unsern Blick,
Und schauen nach des Wasgans Höhn,
Wie nach dem Thurm, zurück.

Die Bundesfahn' in Feindeshand?
Der Thurm in welcher Macht?
O nein! sie sind voraus gesandt
Als kühne Vorderwacht.

Scharnhorst.

In dem wilden Kriegeestanze
Brach die schönste Heldenlance,
Preußen, Euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lügen
Sah er Freiheitswaffen blühen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel, raffst mich doch nicht nieder?
Dien' Euch blutend, meine Brüder:
Bringt in Eile mich nach Prag:
Will mit Blut um Destrreich werben;
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag.“

Arge Stadt, wo Helden kranken,
Heil'ge von den Bräcken sanken,
Reißet alle Blüten ab;
Nennen Dich mit leisen Schauern,
Heil'ge Stadt! zu Deinen Mauern
Zieht uns manches theure Grab.

Aus dem irdischen Getümmel
Haben Engel in den Himmel
Seine Seele sanft geführt
Zu dem alten deutschen Rathe,
Den im rittersichen Staate
Ewig Kaiser Karl regiert.

„Grüß Euch Gott, Ihr theuern Helden!
Kann Euch freche Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht!
Deutschland hat sein Recht gefunden!
Schaut! ich trage Sühnungswunden
Aus der heil'gen Opferschlacht!“

Selbes hat er dort verkündet,
Und wir Alle stehn verbündet,
Daß dies Wort nicht Lüge sei!
Heer', aus seinem Geiße geboren,
Jäger, die sein Muth erkoren,
Wählet ihn zum Feldgeschrei!

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt' er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner!
Näher stand dem König Keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz!
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben,
Besser als in Stein und Erz!



Frisch auf zum
fröhlichen Jaagen
Es ist nun an
der Zeit...

gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Kriegslied für die freiwilligen Jäger.

(Nach der Weise: Auf, auf zum frohlichen Jagen.)



risch auf, zum frohlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! Laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.


Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wack'res Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erlangen
Für all' das deutsche Land,
Im frohen Gottvertrauen,
Mit rüstig starker Hand.

In's Feld, in's Feld gezogen,
Zu Ross und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohlgewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger all' zusammen,
Dringt lustig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint.

Schlaft ruhig nun, ihr Lieben
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen, fest bewährt.
O Wonne, Die zu schützen,
Die uns das Liebste sind,
Hei! laßt Kanonen blitzen,
Ein frommer Muth gewinnt.

Die mehrsten zieh'n einst wieder
Zurück in Sieger-Reih'n;
Dann tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glüh'n davor die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

An den
verewigten Max von Schenkendorf.

er schöne Friede war errungen,
Des Krieges Erglimmen war verglüh't,
Und zwischen Jubelhuldigungen
Sahen Seegen ringsher aufgeblüh't.
Du meinst' ich, sollt'st ihn mit genießen
Auf langer Bahn bis fern an's Grab.
Da — wieder fühl' ich Thränen fließen —
Da rief Dein lieber Gott Dich ab.

Eins wußt' ich wohl, nicht durst' ich fragen:
„Warum?“ beim Wink des höchsten Herrn.
So blieb aus meinen weichen Klagen
Jedwedes sünd'ge Murren fern.
Doch träumt' ich oft in Wehmuth innig,
Könnst' ich für Max ein Austausch sein, —
Wie gerne spräch' ich: Herr, hier bin ich!
Und senkte sanft mein Haupt grabein.

Er war so frisch im jungen Geiste,
Gelähmt nur an der tapfern Hand,
Und blühte hell, der Vielgereiste, —
Da löste Tod sein Liebesband.
Und ich, ein halb verloschener Schatten,
Der fast der frühern Kraft vergaß,
Ich, im allständlichen Ermatten, —
Vor Gott verstummt' ich, — und genaß.


Doch als nun ich Genes'ner schaute
Auf Deutschlands Boden, frei durch Gott,
Statt Freundentanz bei Sang und Laute,
Bank, blut'gen Mord, und frechen Spott, —
Da wußt' ich es: damit nicht bliebe
Der Max, zu schau'n dies Störungsbild,
Hub ihn der reiche Gott der Liebe
Zu sich herüber sanft und mild.

Damals noch klang's von edlen Liedern
Zu unsres Deutschlands Mitterschoß!
Von unsrer Freundschaftskette Gliedern
Ließ auch noch nicht ein einz'ges Los!
Wir wädhnten, was in großen Zeiten
Uns band zu Einem Freundentanz,
Das gelte nun für Ewigkeiten,
Ununterbrochen, feurig, ganz!

Zwar, Max, Du hättest festgehalten
In Deinem männlichen Gemüth!
Was thäten Dir die Lustgestalten,
Davon der Horizont nun glüh't?
Nicht selbsterwählter Frommheit Nichten,
Nicht herververpflanzten Frankenvahn
In deutschgenannten Traumgesichten, —
Dir hätt's das Alles nicht gethan!

Doch tief hätt's Dir Dein Herz durchschnitten
Dein männlich weiches, glühndes Herz,
Und kaum wohl mild hätt'st Du erlitten
Den überherb gehäuften Schmerz. —
Still! Still! Verhüllt vorm Sturmgetriebe,
Nicht ahnend Nachtgesieders Schwarm,
Entschließ auf's Winken ew'ger Liebe
Der Freund im frommen Liebesarm.

Der kranke Ritter.

a draußen hallen die Schilde,
Da draußen wiehert es hell,
Die Kämpfer sind hart an einander
Ihr Knappen, waffnet mich schnell!

Was steht Ihr, und weilet so trübe?
Zu Sattel, und drauf und dran! —
Ach Gott, ich hatt' es vergessen;
Ich bin ein verwundeter Mann.

Die Pfeilschauer sie trafen
Die Schulter und auch die Brust;
Her kommt der Tod mir gezogen,
Und hin mir welfet die Lust.

Und wär nur der Tod gekommen,
Nach seiner gestrengen Pflicht,
Da schlief' ich still bei den Ahnen
Bis an das ewige Licht,

So muß ich leben, ach leben,
Dhn' adliche Waffenzier,
Und fernhin brauset der Schlachtlärm,
Und fraget nicht fürder nach mir.

Still neben mir sitzt mein Falke,
Weil nicht mehr jagen er kann,
Hat auch einen Pfeil im Flügel,
Und sieht so trübe mich an.

Die Stimme des Grabes.



Zwei Königsöhne standen zu Nacht,
Gelehnt an hohen Lanzenstab,
Und hielten vor einem Berg die Wacht,
Der Berg war ihres Vaters Grab.
Den Wolken oft umspinnen,
Sah Mondlicht wechselnd drein;
Da ward Gespräch begonnen
Also von diesen Zwei'n:

„O Bruder mein, was denkst Du wohl,
Brach' und der Hirt' wahrhafte Mähr,
Daß dort in Vaters Berggrab hohl
Ein lust'ges Singen zu hören wär?
Mich dünkt, es kann nicht haufen
Bei Todten heller Klang;
Er fänd im kalten Graufen
Wohl schlechten Liebesdank.“ —

„O Bruder mein, wie Du's gedacht,
So denk' ich's auch in meiner Brust.
Wo keines Lichtes Gelbblick lacht,
Hat Niemand ja zum Singen Lust,
Und helle Leuchten taugen
In Todtenklausen nicht;
Man sagt, gestorbenen Augen
Sei herbe Wein das Licht.“ —

„O Bruder mein, Du redest gut,
O Bruder mein, wie lebt sich's schön!
Im Leben nur wehnt freud'ger Muth,
Und Alles, was Herzen kann erhöhn.
Sälimm machten es die Götter,
Daß man in's dunkle Grab,
Gar sonder allen Retter,
So sicher muß hinab.“ —

Und kaum noch war das Wort heraus,
Das lebenshold der Jüngling rief,
Da regte sich's im Grabeshaus,
Da thäten sich auf die Kammern tief,
Und draus hervor sah fröhlich,
Das alte Königshaupt;
Man hätte kaum so selig
'nen Herrn der Welt geglaubt.

Er saß im Grab, das Schild sein Tisch,
Vier Lichter brannten in Ecken klar,
Und Mond strich ab die Wolken frisch,
Und nahm liebvoll des Alten wahr.
Da in die goldnen Schimmer
Sang froh hinein der Held,
Er sang so freudig nimmer
Ehmals auf dieser Welt.

So war sein Spruch, so war sein Lied,
Er schlug mit dem Schwerdt dazu das Maß:
„Weh' dem, der wannt, weh' dem, der flieht,
Weh' dem, der zitternd im Sattel saß!
Ein Vater zweier Söhne
Hielt immer fröhlich Stand,
Und hat nun Licht und Töne
Mit sich im dunkeln Land.“

Und zu ging wieder das Grabeshaus,
Und drinn ward's wieder still und stumm,
Der Kerzen Lichtstrom löschte aus,
Mond nahm den Wolkenmantel um.
Die Brüder sahn zur Stunde
Den Bildern staunend nach,
Bis, wie aus einem Munde,
Jedweder also sprach:

„O Bruder mein, o Bruder gut,
Wir wolln dran denken, was wir sahn,
Wo's gilt in Schlachten Kriegesmuth,
Und durch Heerscharen brechen die Bahn.
Hell mag das Leben gleißen
In kühner Jünglingsbrust,
Doch auch, was Tod wir heißen,
Hegt schön geheime Lust.“ —

Sie gingen heim, die Brüder zwei,
Gar festlich in erneuter Kraft.
Hoch sangen sie, und schwangen frei
Das blanke Schild und den Lanzenstaf.
Sie haben viel errungen
Des Ruhms am Norderstrand,
Seit ihnen ward gesungen
Das Lied vom dunkeln Land.

Heinrich Joseph Edler von Collin.

Wachfeuer.



Wach' die Weib und Kind, schlaft wohl zu Haus!
 Daß Ihr schlafet, rüdt ich aus;
 Wache hier in kalter Nacht,
 Denk' an Euch, ruf' ich mit Macht:
 Tod oder Freiheit!

Schon aus weiter Ferne klingt,
 Tief in's Herz dem Krieger dringt
 Brudergruß, den in der Nacht
 Mann dem Manne ruft mit Macht: —
 Tod oder Freiheit!

Wenn bald Schlachtumult erbrauet,
 Kugelhagel zischend fauet,
 Dann hinab in finst're Nacht
 Stürz' ihn unsers Rufes Macht:
 Tod oder Freiheit!

Wo die Wachenfeuer glühn,
 Steht der Feind, und frogt uns kühn:
 Ruft hinüber durch die Nacht,
 Wach' für Wache ruft mit Macht:
 Tod oder Freiheit!

Wenn ihn Schauer dann besällt,
 Bänger seine Brust sich schwellt,
 Schiebt er's auf die kalte Nacht,
 Doch ihn streckt des Rufes Macht:
 Tod oder Freiheit!

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Siegeslied nach der Schlacht bei Prag.



Victoria! mit uns ist Gott,
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott;
Er liegt, Viktoria!

Zwar unser Vater ist nicht mehr,
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt.

Er ging voran, der edle Greis,
Voll Gott und Vaterland,
Sein alter Kopf war kaum so weiß,
Als tapfer seine Hand.

Mit jugendlicher Heldenkraft
Ergriff sie eine Fahne,
Hielt sie empor an ihrem Schaft,
Daß wir sie alle sahn;

Und sagte: „Kinder, Berg hinan,
Auf Schanzen und Geschütz!“
Wir folgten alle, Mann für Mann,
Geschwinder, wie der Blitz.

Ah! aber unser Vater fiel,
Die Fahne sank auf ihn.
Ha! wach' glorreiches Lebensziel,
Glückseliger Schwerin!

Dein Friederich hat Dich beweint,
Indem er uns gebot;
Wir aber stürzten in den Feind,
Zu rächen Deinen Tod.

Du, Heinrich, warst ein Soldat,
Du sochtest königlich!

Wir sahen alle, That vor That,
Du junger Löw', auf Dich!

Der Pommer und der Märker tritt
Mit rechtem Christenmuth:
Noth ward sein Schwert, auf jeden Schritt,
Floß dich Pandurenblut.

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mägen von dem Bär.
Da, Friederich, ging Dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher.

Dacht in dem mörderischen Kampf,
Gott, Vaterland, und Dich,
Sah tief in schwarzem Rauch und Dampf,
Dich, seinen Friederich;

Und zitterte, ward feuerroth,
Im kriegerischen Gesicht.
(Er zitterte vor Deinem Tod,
Vor seinem aber nicht.)

Verachtete die Kugelsaat,
Der Stücke Donnerten,
Stritt wüthender, that Heldenthat,
Bis Deine Feinde flohn.

Nun dankt Er Gott für seine Macht,
Und singt: Viktoria!
Und alles Blut aus dieser Schlacht
Fließt nach Theresia.

Und weigert sie auf diesen Tag,
Den Feinden vorzuziehn;
So stürme, Friederich, erst ihr Prag,
Und dann führ' uns nach Wien.

Bei Eröffnung des Feldzuges 1756.



Krieg ist mein Lieb! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gefrönt mit Ruhm und Sieg!

Gern will ich seine Thaten thun;
Die Leier in der Hand,
Wenn meine blutigen Waffen ruhn,
Und hängen an der Wand.

Auch stimm' ich hohen Schlachtgesang
Mit seinen Helden an,
Bei Pauken- und Trompetenklang,
Im Lärm von Ross und Mann.

Und freit' ein tapftrer Grenadier,
Von Friedrichs Muth erfüllt!
Was acht' ich es, wenn über mir
Kanonen Donner brüllt?

Ein Held fall' ich; noch sterbend droht
Mein Säbel in der Hand!
Unsterblich macht der Heldentod,
Der Tod für's Vaterland!

Auch kommt man aus der Welt davon
Geschwinder, wie der Blitz;
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz!

Wenn aber ich, als sold' ein Held,
Dir, Mars, nicht sterben soll,
Nicht glänzen soll im Sternenzelt:
So leb' ich dem Apoll!

So werd' aus Friedrichs Grenadier,
Der Schutz, der Ruhm des Staats:
So lern' er deutscher Sprache Zier,
Und werde sein Horaz.

Dann sänge Gott und Friederich,
Nichts Keiners, stolzes Lied!
Dem Adler gleich erhebe Dich,
Der in die Sonne sieht!

Christian Felix Weiße.

Klagen einer Liebhaberin

beim entfernten Getöse einer Schlacht.



Wach! wach! ein langer Donner hallt
Vom fernem Himmel her!
Ha! blizt es nicht durch jenen Wald?
Steht dort nicht unser Heer?

Und kämpft er nicht in diesem Heer,
Mein Liebling und mein Held? —
Weh' mir! Die Donner rollen her,
Mars raset durch das Feld.

Der Boden hebet unter mir;
Die Berge taumeln dort;
Die Wälder rauschen ängstlich hier,
Der Strom wallt schneller fort!

Es wallt mein Blut, es dränget sich
In's Herz! — Ich athme schwer!
Der Schrecken gießet über mich
Eiskalte Schauer her.

Wo ist er? Ach! wo such' ich igt
Ihn, der mein Herz entführt?
Dort? — Wo die Wuth, so oft es blüht,
Zehnfachen Tod gebiert?

Dort — wo den höllischen Gesang
Grynnis laut erhebt,
Wo ihre Fahne meilenlang
In Lüften blutig schwebt?

Dort, wo sie voll Unmenschlichkeit
Aus schwarzer Nebelnacht
Herabstiehet und sich schrecklich freut,
So oft ein Donner kracht?

Bei jedem abgeschlagenen Glied
Mit Wollust sich verweilt,
Doch, lieber, wo sie sterben sieht,
Zum letzten Nötheln eilt?

Sie taucht ihr scheußliches Gewand
In warmes Heldenblut,
Und trocknet die betrieftete Hand
An der Karthausen Blut;

Und ihre Furien umher,
Ach, sammeln Thränen ein:
Sie schluckt sie, wär es auch ein Meer,
Stets heißer durstend ein.

Ach! dort! — vielleicht fährt in sein Herz
Jetzt, jetzt ein tödtend Blei,
Schlägt ihm mit einem Höllenschmerz
Arm oder Fuß entzwei!

Vielleicht, daß eines Mörders Hand
Beim schwarzen Haar ihn hält,
Und weil der Tapf're widerstand,
Sein schönes Haupt zerspält;

Vielleicht, von Raubbegier empört,
Erschrecklich ihn entblößt;
Und ihn, den er noch ächzen hört,
Zu andern Leichen stößt! —

Ach! hier, entsetzlich liegen sie,
Ein abgestreiftes Laub!
Ein Spiel der Zephyrwinde früh,
Und nun des Nordwinds Raub. —

Drück' ich sein schwimmend Auge doch
Ihm noch wehmüthig zu!
Vielleicht sucht' es mich brechend noch,
Und fand' in meinem Ruh'!

Hög' ich noch seinen letzten Hauch
Mit meinen Küssen ein!
Gewiß rief er mich sterbend auch,
Und nannte mich noch sein!

Wüsch' ich die Wunden voller Blut
Mit meinen Thränen ab!
Und übergöß mit einer Fluth
Von Thränen noch sein Grab! —

Umsonst! — Was seh' ich? diese Fluth
Rauscht noch gefärbt daher:
Ach! wie? wenn auch von seinem Blut
Der Strom gefärbet wär'?

Hier will ich sitzen und allein
Und immer weinen; hier,
O Freund, ein Trauerdenkmal sein,
Den Blick gewandt nach Dir.

Vielleicht spüßlt eine Welle Dich
An dieses Ufer an,
Daß, wenn mein Gram mich tödtet nicht, ich
Dich noch umarmen kann.

Johann Kaspar Lavater.

Die Schlacht bei Granson.

Ergrimmt, die Waffen in der Hand,
Bell' Fluch den frechen Mund,
Betrat das Heldenvaterland
Der Herzog von Burgund.

Entgegen eilten wir dem Feind
Mit Schweizerheldenmuth,
Und lachten brüderlich vereint,
Der allzustoßzen Wuth,

Und seiner Zelten tief im Thal,
Und seiner Helme Pracht;
Und lachten seiner Wagen Zahl
Und seiner Kesse Macht;

Wir standen, achtzehntausend Mann,
Vor sechzigtausenden;
Da sahn wir nur den Himmel an,
Und sahn sie, ruhig, stehn.

Heran nun! — Theilt die Beuten aus,
Und sagt dem Himmel Dank!
Es hall' in Granson und Karthaus
Der frohe Siegesgesang!

Laut betete das ganze Heer
Der Schweizer, auf dem Knie,
Und Er, Er schwur bei seiner Ehr':
„Zu Staub vertilg' ich sie!“

Dreimal griff der Burgunder an; —
Und dreimal ohne Furcht.
Ein Hauptmann fiel; — die Helden sahn
Ihn todt und nahmen Flucht.

Sie flohn, — wie war die Angst so groß!
Wie Hirschen aus dem Feld,
Und ließen Wagen aus und Ross,
Kanonen, Schild und Belt.

Was, Herzog, half Dir nun Dein Schwur?
So wenig, als Dein Heer.
Du sälugest unser Fünffzig nur,
Und zwanzigmal wir mehr,

Freiligrath. Lenau. Bedliß u. A.



rühre Beurtheiler der Freiligrath'schen Poesie haben es theilweis als einen Mangel an guten Geschmack beklagt, daß man an diesen wilden fremdländischen Schöpfungen seiner Muse Gefallen finden könne, theils ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß das Vaterland so arm an geistiger Bewegung, an wahrhaften Interessen sei, daß der Dichter zu der Ferne, zu den Eigenthümlichkeiten fremder Länder seine Zuflucht nehmen müsse, um dort für seine wildglühende Phantasie Stoff und Nahrung zu finden: — In der That versetzen uns die Gedichte Freiligrath's in eine andere Welt. Er führt uns in ferne Länder, in die endlosen Sandwüsten Afrika's, in die Steppen und Urwälder der neuen Welt, die Erde thut sich auf vor unsern bangenden Blicken, und das Meer mit seinen Wundern, bald bis zum Grunde aufgewühlt vom tobenden Seesturm, bald ein klarer leichtgekräuselter Spiegel, über den die Galeere aus Algier hinsiegt, breitet sich vor unsern staunenden Augen aus. Aber mitten unter allen diesen Wundern der fremden Zonen ist eine unendliche Sehnsucht, eine schwermüthige Küderinnerung an die Heimath und das Vaterland eine stete Begleiterin des Dichters. Zwar oft genug sehnt er sich auch fort, aus der ihm gleichgültig, ja sogar verhasst gewordenen Umgebung, aus einem Lande und einer Gesellschaft, die ihm das zu bieten nicht vermag, was sein übervolles Herz sucht:

Ich irre auf mitternächtlicher Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und klug.
Ich wollt' ich fäng' im Sand der Wüste,
Gelehnt an eines Pengers Bug.

Dann aber mitten im Treiben der lustigen Jagd gewahrt er einen Indianer auf langmähigem Rosse, der die Jäger mit neugierigen Blicken anschaunt, und dann flüchtig bei ihnen vorüberjagt, um seine Hütte zu erreichen, wo Weib und Kind ihn erwarten. Und bei diesem Anblick beschleicht ihn wieder der Gedanke an sein eignes Elend in dessen ganzer Trostlosigkeit, so daß er dem Davonreitenden zuruft:

Du aber wirst an deinen Heerd dich setzen,
Und deine Gattin mit der Ferne Bildern
Und mit den Wundern deiner Jüge legen,
Vielleicht die Jäger auch im Strome schildern;

Die jetzt erreichen triefend das Gefilde:
Sich da die Grabbahn, die dein Ross gegangen!
Wohl sind' ich Hütten, folg' ich diesem Pfade —
Doch, ach! wie dich wird keine mich empfangen!

Unfähig diese Berrissenheit seines Herzens zu überwältigen, flüchtete somit Freiligrath's Muse anstatt heft den Kampf mit dem ihr feindseligen Princip der Zeit aufzunehmen, in die Ferne, um in der Einsamkeit der Wüste, oder unter den fremden Sitten fremder Völker das Weh zu vergessen, welches ihn aus der Heimath vertrieb, aber wie einst Kasapelle, la liberté de deux mondes, an dem Busen der amerikanischen Freiheit sich für den Kampf gegen die Sklavenketten, die das Vaterland drückten, begeisterte, so ist auch Freiligrath's markige Poesie kräftiger als je zu diesem ehrenwerthen Kampfe zurückgekehrt. Während er früher, als er im Lande lebte, sich in die Ferne sehnte, so ist jetzt, wo die ehrenwerthen Verhältnisse ihn dazu zwingen, sein Vaterland zu verlassen, doch sein Geist demselben verblieben und seine Muse eine begeisterte Kämpferin für die Wahrheit und für die Rechte seines Volkes geworden. Und daß er nicht in diesen gewöhnlichen Fehler so vieler neuerer Dichter dieser Art verfallen ist, diese Muse zu einer Zeitungsschreiberin zu machen und über jedes politische Ereigniß in einem paar magerer dürftiger Verse zu spötteln oder zu klagen, davor hat ihn sein ächt poetisches Gemüth bewahrt, das einer solchen Verirrung nicht fähig ist.

Eine besondere Eigenthümlichkeit Freiligrath's, welche ihn noch ohnehin einen ganz eigenthümlichen Standpunkt in der deutschen Literatur anweist, ist sein Bestreben sich die Form überall zu unterwerfen, und durch seine kühne Behandlung sie auch zu dem oft scheinbar Unmöglichem zu zwingen. Während Rückert, Platen und Andere jederzeit Gedanken und Darstellungen in die vollständigste Harmonie zu bringen suchten und daher immer solche Formen wählten oder selbst schufen, welche dem darzustellenden Gedanken von Natur entsprechen, sucht Freiligrath mitunter fast absichtlich solche Formen auf, die dem Gedanken an und für sich widersprechen. Auch bindet er sich dann nicht an die allhergebrachte Behandlungsweise der von ihm gewählten Form, er giebt ihr vielmehr einen ganz neuen Schwung, und reißt sie aus ihrer pedantischen Behaglichkeit zu den heftigsten Bewegungen. Diese Eigenthümlichkeit hat er selbst am Treffendsten in seinem schönen Gedichte „der Alexandriner“ vortreflich gezeichnet, und das Rechte Gewagte in Ausdruck, Satzbau, Reim und Stoff, welchem er überall den Vorzug giebt, ist allerdings am besten dem Flammenthier aus Alexandria zu vergleichen, das Springriem und Gebiß zerbricht, und wiehern über den Selsenriß der Sinai seht, mag auch sein Hufhaar darob bluten.

Ueber die Lebensverhältnisse Freiligrath's fügen wir nur die folgende Notiz hinzu: Im Jahre 1810 in Delmold geboren, widmete er sich zunächst dem Kaufmannsstande, und lebte einige Zeit lang in Amsterdam, von wo aus er wieder nach Deutschland zurückkehrte. Verhältnisse, durch Meinungen und Ansichten hervorgerufen, die schon so manchem deutschen Schriftsteller veranlaßten, sein Vaterland mit dem Rücken anzusehen, waren auch bei ihm der Grund, abermals Deutschland zu verlassen und sich nach England zu begeben, wo er bis jetzt noch lebt.

Gewissermaßen mit Freiligrath, sowohl hinsichtlich seiner innern Anschauung, als auch in der äußeren Form verwandt, ist Nicolaus Lenau. Er trat zuerst in jener Zeit als Dichter auf,

in welcher ein seiner eignen Nation nahe verwandtes Volk, die Polen, einen ihrer letzten unglücklichen Versuche machten, das Joch der Fremdherrschaft von ihrem Nacken zu wälzen. Wie bei Anasiasus Grün, so waltet auch in ihm ein glühendes Gefühl für die Freiheit in allen seinen Gesängen vor, das sich eben am reichsten und schönsten in seinen Polenliedern documentirt. Er schildert uns in diesen Liedern diese unglückliche Nation, wie sie sich zu dem Kampfe für die Freiheit rüstet, diesen Kampf selbst, und ihr Unterliegen, das mit Sterbenden bedeckte Schlachtfeld, die Flucht der Ueberlebenden, ihr Umherirren unter fremden Völkern, wo sie vergebens das Schicksal ihres unglücklichen Vaterlandes zu vergessen suchen. Der Eine treibt sich auf der stürmischen wilden See umher, der Andere im Sande der arabischen Wüste, wo ihn, eingeschlummert die Beduinen finden, und wo selbst diese wilden Völkerschaften ehrfurchtsvolle Scheu vor dem Manne empfinden, dessen Antlitz und Stirn mit jenen Narben geziert ist, die er bei Orolenka empfangen. In der „nächtlichen Fahrt“ sieht der Woywode bewegungslos im Schlitten, welchen die Wölfe verfolgen und sein treuer Kutscher treibt die Pferde an, nur um den Leichnam seines Herrn zu retten, denn dieser ist todt, im Duell von seinem Todfeind, einem Russen erschossen. — Und an das ganze schaurige Bild knüpft er die folgenden Verse:

Der Wind erwacht und raselt an der Fähr,
Das Glöcklein schallt, es dunkelt vor den Rossen,
Am Himmel zieht der bleiche Mond verdrossen
Den Wolkenmantel zu, als ob ihn fröre. —

Das mahnt uns an die Treue meines Biaren,
Der gerne möcht' in winternächt'gen Stunden
Das Ruhmes Glöcklein an sein Ross gebunden
Das todt'ge Polen durch die Heide fahren.

So ist es wohl erklärlich, daß in Nicolaus Lenau auch nicht die entschiedene Hoffnung auf eine bessere Zeit vorherrscht, wie wir dieselbe z. B. bei Anasiasus Grün finden, obwohl er mitunter, wenn er seines eigenen Vaterlandes, Ungarns denkt, ein freudiger Stolz in ihm rege wird von diesem kräftigen Volk abzustammen, welches in so manchen Kämpfen und durch so viele Jahrhunderte seine Unabhängigkeit bewahrt hat. Nur für eine ferne Zukunft wagt er noch zu hoffen, und diese Hoffnung selbst entkeimt bei ihm nur aus dem Anblick des Elends.

Nach langem Frost, wie weht die Luft so lind!
Da bringt Frühveilschen mir ein bettelnd Kind.
Es ist betrübt, daß so den ersten Gruß
Des Frühlings mir das Elend bringen muß.
Und doch der schönen Tage liebes Pfand
Ist mir noch werther aus des Unglücks Hand.
So bringt dem Nachgeschlechte unser Leid
Die Frühlingsgrüße einer bessern Zeit.

Von größeren poetischen Werken Lenau's müssen wir hier noch seinen „Faust“ und „Savonarola“ erwähnen, die indessen fast überall nur dieselbe Gemüthsstimmung und Zerrissenheit des Dichters bekunden, die wir stets in seinen Gedichten finden; indessen erlaubt es der beschränkte Raum unsers Werkes nicht, näher auf diese oft hart geladetten aber doch an poetischen Schönheiten so reichen Schöpfungen einzugehen.

Geboren wurde Nicolaus Lenau am 13. August 1802 zu Eszad in Ungarn, doch ist dieser Name nur ein angenommener, sein wirklicher, Nicolaus Niembsh von Strehlenau. Er studierte zuerst in Wien Philosophie, dann die Rechte und widmete sich endlich der Medicin ohne indessen dieselbe practisch zu betreiben. Im Jahre 1832 reiste er nach Nord-Amerika, und von da nach Deutschland zurückgekehrt, lebte er theils in Ischl, theils in Wien, theils befand er sich auf Reisen, bis ihn endlich jenes unglückliche Schicksal traf, welches allen Freunden seiner Muse, und es dürften in Deutschland Wenige sein, die das nicht wären, zu bekannt ist, als daß wir noch etwas

Näheres darüber berichten sollten. Er wurde im Jahre 1846 wahnsinnig und leider haben selbst die geschicktesten Aerzte die traurige Erklärung gegeben, daß dieser Zustand wohl unheilbar sein dürfte.

Indem wir hier leider noch einmal an die uns angewiesene für den Stoff leider zu geringe Ausdehnung dieses Werkes erinnern müssen, sei es uns gegönnt, in diesem Abschnitt auch noch anderer süddeutscher Dichter zu erwähnen, obwohl dieselben vielleicht einen andern Platz verdient haben dürften. Da ist zunächst Joseph Christian Freiherr von Sedlitz, geboren i. J. 1790 zu Johannisberg in Oesterreich. Er trat in den Soldatenstand, machte den Krieg von 1813 mit, und lebt seit dieser Zeit in Wien. Als Dichter der „Todtenkränze“ und des so allgemein bekannten Gedichtes „die nächtliche Heerschau“ behauptet er einen ehrenvollen Platz auf dem deutschen Parnas, wenn er sich seitdem auch wenig productiv gezeigt hat.

Neben ihm nennen wir hier Johann Gabriel Seidl, geboren den 20. Januar 1804 in Wien. Er studirte in seiner Vaterstadt die Rechte, wurde 1830 Professor am Gymnasium zu Eilly in Steyermark und im Jahre 1840 Cusos des Münz- und Antiken-Kabinetts in Wien. Mit einer glücklichen Productivität begabt, beherrscht dieser Dichter jeder Zeit seinen Stoff mit der größten Leichtigkeit, und eine ebenso klare als gemüthliche Darstellung, hat ihm und seinen Dichtungen viele Freunde verschafft.

Ferner nennen wir hier Karl Egon Ebert den 5. Juny 1801 in Prag geboren. Er studirte auf eben dieser Universität und wurde späterhin fürstlich fürstbergischer Archivar und Bibliothekar. Seine Balladen und Romanzen sind von seltener Kraft, so daß sie sich den Bürgerschen nahe anschließen und den Dichter vortheilhaft unter jener Menge von Nachahmern in diesem Gebiete der Poesie auszeichnen.



Löwenritt.

v. Freiligrath.



In die Muskeln des Genickes.
Schlägt er gierig seine Bahne,
Am den Bug des Riesenpferdes
Weht des Reiters gelbe Mähne.

Gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp.

Ferdinand Freiligrath.

Löwenritt.



Stützenkönig ist der Löwe; will
er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem
hohen Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, lauert
er im Rohre;
Bitternd über dem Gewalt'gen rauscht das
Laub der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Gotten-
tottenkreise,
Wenn des fähen Tafelberges bunte wechselnde Sig-
nale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kasser einsam schweift
durch die Karrou,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am
Strom das Onu:

Sieh, dann schreitet majestätisch durch die Wüste
die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße
schlaffe
Zunge kühle; lebend eilt sie durch der Wüste nackte
Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlamm-
gefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre, mit Gebrüll auf
ihren Nacken
Springt der Löwe; welsch ein Reityferd! sah man
reichere Schabracken
In den Marshallkammern einer königlichen Hofburg
liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere
Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig
seine Zähne;
Um den Bug des Riesensperdes weht des Reiters
gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es
auf und fliegt gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameeles es mit Pardel-
haut vereinigt.

Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit
den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen: ries-
selnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen
Blutes Tropfen,
Und das Herz des stücht'gen Thieres hört die stille
Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im
Lande Jemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler,
luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem
Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt
er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der
Grüste;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hüden
räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grau-
senvolle Führte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Ge-
bieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Eiges bunte Polster
rizen,
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die
Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und
kein Schlägen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin,
und röchelt leise.
Lebt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das
Ross des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man
Fröhlich glänzen;
So durchsprengt der Thiere König nächstlich seines
Reiches Grängen.

Anno Domini . . . ?



Hört mich, Kleingläubige! — wie vormals
im Gefilde
Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, daß an dem dichten
Schweife

Er galoppierend sie durchs Frankenslager schleife,
Der Sohn des Gilderich, der andre Chlotar;

Der Hengst riß wiehern aus; die Hinterhufe
schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut, und schauernd sahn die
Franken

Chlotars, des Jürnenden, erschrecklich Strafgericht;

Deht auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, fiel der
rothen
Wachfeuer Blut, die da vor jedem Zelte lohten;
Deht wusch mit eis'gem Fuß den Staub von ihrer
Stirn
Ein Arm des Marnestroms; weit vorgequollen
stierte
Ihr Aug', und das Kameel, drauf man sie Morgens
führte
Durch's ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem
Hirn;

So wird dereinst, hört mich, Ihr Kalten und
Verständ'gen,
Der Herr ein feurig Ross, das flammend in un-
bänd'gen

Courbetten schießt durch den Abgrund des Raumes
hin,
Den feurigsten von den Kometen wird er senden,
Und wird an dessen Schweiß mit seines Jornes
Händen
Die Erde fesseln, die beharrte Sünderin.

Aus ihrer Bahn, die sie slavisch hat wandeln
müssen
Bom Anbeginn, wird sie durch seine Kraft ge-
rissen;
Sie muß ihm folgen als Trabant; tief in den
Raum
Schleift er sie mit sich fort; er schnaubt, und
Funken sprühen
Durch's All; sein Schweiß durchweht es stolz, denn
mit sich ziehen
Die Erde darf er — Gott verhängte seinen Zaum.

Wer hält den Rasenden? — Die Sonne tritt
zurück,
Und steht zuletzt so fern, daß sie nicht eines Blickes
Mehr sichtbar ist; dann wird es kalt und finster
sein,
Und je zuweilen nur, wenn sie den Grängen neuer
Entfernter Sonnen nah, wird, wie des Lagers
Feuer
Dem Antlitz der Brunhild, so dieser Sonnen
Schein

Dem zuckenden Gesicht der Erde, der halbtodten,
Ein flackernd, gräßlich Licht zuwerfen; im blut-
rothen
Gewande steht alsdann der Himmel; siedend zischt

Die See. Vorüber schießt der Wilde, von der Hitze
Gesagt. Nacht folgt auf's Neu dem momentanen
Pflanze;

Schwarz wird die Erde, gleich der Kohle, die er-
lischt,

Und bebt vor Kälte; bis, wenn lange Zeit ver-
ronnen,

Sie wieder Deine Glut fühlst, mildeste der Sonnen,
Einst ihre Mutter Du! Bei Deinem ersten Strahl
Zuckt sie vor Lust; das Eis zerschmilzt, die Quellen
rinnen,

Wie Freudenthränen; doch zum andern Mal von
hinnen

Reißt sie das Flammenroß, und neu wird ihre
Qual.

Doch endlich wird geleert sein Deines Bornes
Schale,

O Herr! — Du winkst! — sie brennt! sie glüht
zum ersten Male

In eigenem Licht, doch ist es eines Dochtes Brand
Der sich durch Glühn verzehrt. Die Schöpfung
sieht mit Stannen

Das Sterben einer Welt; alsdann hört man Po-
saunen,

Und die Wagschale schwebt in des Weltrichters
Hand.

Ein Flammengürtel blüht und wallt von Pol zu
Pole,

Die Berge stürzen sich mit Fischen in die Soole
Des Meers; bis an den Mond weht Loh, Schaum
und Rauch,

Und — doch, dann will ich mich emper im Grabe
richten,

Und will, wenn ich es kann, dies Lied zu Ende
dichten —

Ich zittere; mit der Hand bedeck' ich Stirn' und
Aug'.

Johannes Gabriel Seidl.

Das Glöcklein des Glückes.



Der König lag am Tode; da rief er seinen
Sohn;

Er nahm ihn bei den Händen, und wies ihn auf
den Thron;

„Mein Sohn,“ so sprach er zitternd, — „mein
Sohn, den laß ich Dir;

Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein
Wort von mir:

Du denkst Dir wohl die Erde noch als ein Haus
der Lust;

Mein Sohn, das ist nicht also; — sei dessen früh
bewußt,

Nach Simeru zählt das Unglück, nach Tropfen zählt
das Glück: —

Ich geb' in Tausend Simeru zwei Tropfen kaum
zurück!“

Der König spricht's und scheidet. — Der Sohn
begriff ihn nicht:

Er sieht noch rosenfarben die Welt im Maien-
licht.

Zu Throne sitzt er lächelnd; beweisen will er's klar,
Wie sehr getäuscht sein Vater von düsterm Geiste
war.

Und auf das Dach des Hauses grad über seinem
Saal,
Worin er schläft und sinnet, und sitzt am frohen
Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen von hellem Silber-
klang,
Das läutet, wie er unten nur leise rührt den Strang.

Den aber will er rühren (so thut er's kund im
Land),
So oft er sich recht glücklich in seinem Sinn emp-
fand;
Und traun! zu wissen glaubt er's, — da wird kein
Tag entfliehn,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürste
ziehen.

Und Tag' um Tage heben ihr rosig Haut empor;
Doch Abends, wenn sie's senken, trägt's einen
Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und
licht: —
Da zuckt ihm was durch's J unre, das Seil berührt
er nicht.

Einst tritt er, voll des Glückes erhörter Freunds-
schaft, hin:
„Ausläuten,“ ruft er, „will ich's, wie hoch be-
glückt ich bin!“
Da kreucht ein Bol' in's Zimmer, der's minder
spricht, als weint:
„„Herr, den Du Freund geheissen, verrieth Dich,
wie ein — Feind!““

Einst fliegt er, voll des Glückes erhörter Lieb',
herein;
„Mein Glück, mein Glück,“ so ruft er, „muß
ausgeläutet sein!“
Da kommt sein blässer Kanzler, und murmelt bang
und schen:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden
keine Tren?““

Der König mag's verwinden, er hat ja noch sein
Land,
Und einen vollen Säckel und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felber, noch Wiesen voll von
Dust,
Und drauf den Fleiß der Menschen, und drüber
Gottes Luft!

Zu seinem Fenster tritt er, sieht nieder steht hinaus,
Und Wiege seines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend, will ziehn, will
läuten — sieh!
Da stürmt's herein zum Saale, da fällt's vor ihm
auf's Knie.

„Herr König, siehst Du drüben den Rauch, den
Brand, den Strahl?
So rauchen unsre Hütten, so blitzt der Nachbarn
Stahl!“
„„Ha, freche Räuber!““ donnert der Fürst in
wildem Glühn,
Und statt des Glöckleins muß er sein rächend Eisen
ziehen.

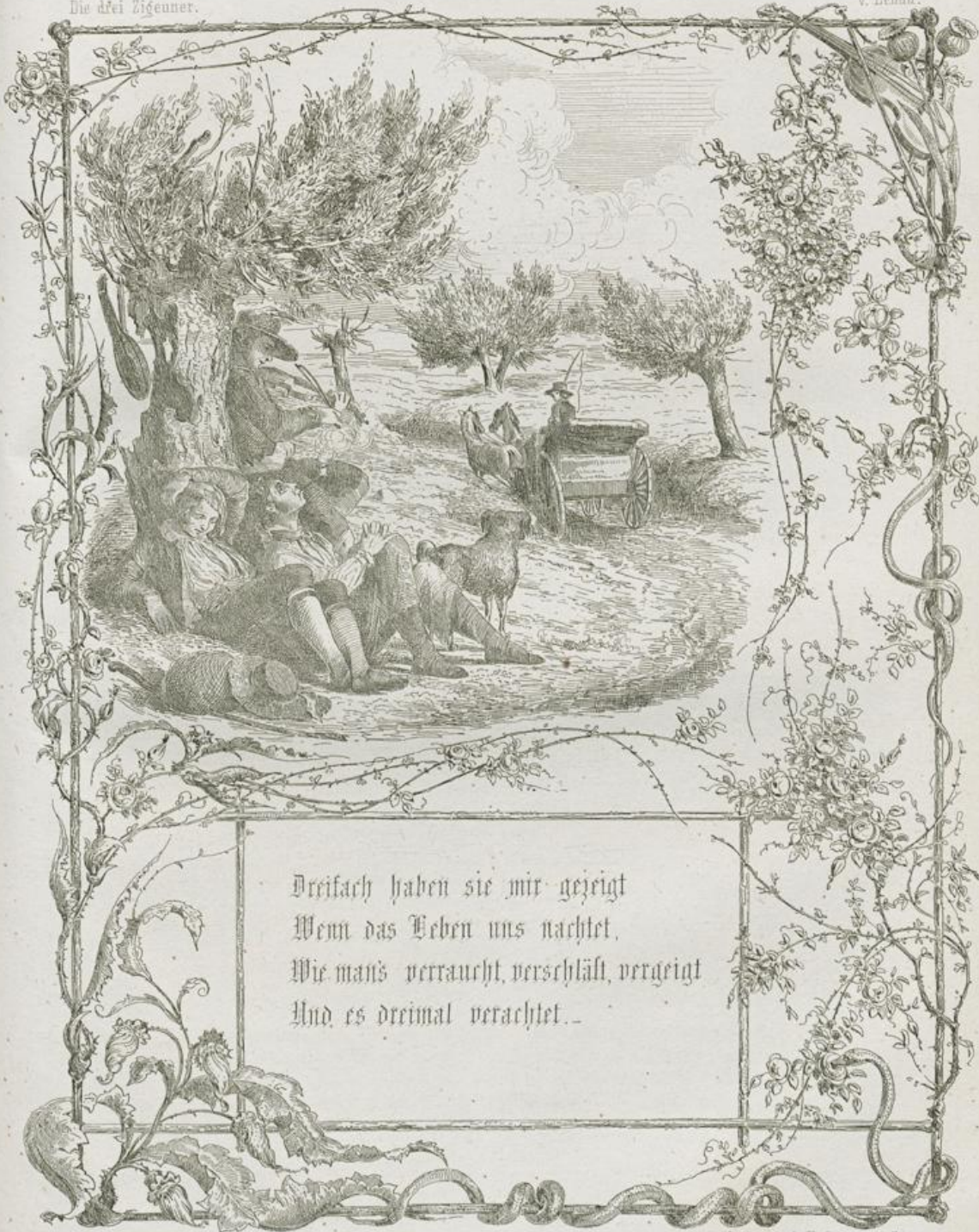
Schon bleichen seine Haare; vor Dulden wird
er schwach,
Und stets noch schweigt das Glöcklein auf seines
Hauses Dach.
Und wenn's auch oft, wie Freude, sich auf die
Wang' ihm drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinauf
gehängt. —

Doch als er nun, zu sterben in seinem Stuhle
saß,
Da hört' er vor dem Fenster Geschlätz ohn' Unter-
laß.

„Was soll das?“ fragt er leise den Kanzler, „sprich's
nur aus!“ —
„„Ach, Herr, der Vater scheidet, — die Kinder
stehn vor'm Haus!““ —

„Herein mit meinen Kindern! — Und war man
mir denn gut?“ —
„„Ständ', Herr, zu Kauf' ein Leben: sie Taufsten
Deins mit Blut!““
Da wogt's auch schon zum Saale gedämpften
Schritts herein,
Und will ihn nochmals segnen, ihm nochmals nahe
sein.

„Ihr liebt mich also, Kinder?“ Und Tausend
weinen „„Ja!““
Der König hörts, erhebt sich, steht wie ein Heil'ger da;
Sieht auf zu Gott, zur Decke, langt nach dem
Seile stumm,
Thut einen Riß; — es läutet, — und lächelnd
sinkt er um.



Dreifach haben sie mir gezeigt
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verbracht, verschläft, vergeigt
Und es dreimal verachtet.

Nicolaus Lenau.

Die drei Zigeuner.



rei Zigeuner fand ich einmal
Liegen an einer Weide,
Als mein Fuhrwerk mit müder Dual
Schlich durch sandige Haide.

Hielt der Eine für sich allein
In den Händen die Fiedel,
Spielte, umglüht vom Abendschein,
Sich ein lustiges Liedel.

Hielt der zweite die Pfeif' im Mund,
Blickte nach seinem Rauche,
Froh, als ob er vom Erdenrund
Nichts zum Glücke mehr brauche.

Nach den Zigeunern lang noch scham
Muß' ich im Weiterfahren,
Nach den Gesichtern dunkelbraun,
Den schwarzlockigen Haaren.

Und der Dritte behaglich schlief,
Und sein Simbal am Baume hing,
Ueber die Saiten der Windhauch lief,
Ueber sein Herz ein Traum erging.

An den Kleidern trugen die Drei
Löcher und bunte Flicker,
Aber sie boten trotzig frei
Spott den Erdengeschickern.

Dreifach haben sie mir gezeigt,
Wenn das Leben uns nachtet,
Wie man's verraucht, verschläft, vergeigt,
Und es dreimal verachtet.

Der ewige Jude.



Ich irr' allein in einem öden Thale,
Von Klippenfalk umstarrt, von dunklen Föhren;
Es war kein Laut im Hochgebirg zu hören,
Stumm rang die Nacht mit letztem Sonnenstrahle.

Für ernste Wandrer ließ die Urwelt liegen
In diesem Thal versteinert ihre Träume;
Dort sah ich einen Geier durch die Bäume
Wie einen stillen Tod'sgedanken fliegen.

Nun kam ein Regen; daß der Himmel weine,
Erkennt das Herz an kahlen Felsenriffen,
Wo es vom Regen traurig wird ergriffen,
Daß es nicht wecken kann die todt'n Steine.

So ruft umsonst ein Strom von heißen Thränen
Den Trümmern ausgetobter Leidenschaften:
Wach' auf, blüh' auf aus deinen Todeshaften,
O Liebe! süßes Quälen! Hoffen! Sehnen!

Das Erz nur kann ich aus den Schlacken zwingen,
Mit Lebensgluten es dem Tod entlocken
Und gießen zu lebendigen Liebeslocken,
Die, Wehmuth weckend, durch die Welt erklingen.

„Dahin, dahin des Lebens helle Stunden!
Mir nachtet's, Thal, wie dir! ich wollt', ich wäre
Versunken, eh' mein Licht versank, im Meere!“
Ich rief's und ließ ausbluten meine Wunden.

Und heft'ger regnet's; von erwachten Winden
Ward Wolf an Wolke brausend zugetragen:
Und weint das Herz, zu seinen jüngsten Klagen
Sich alter Schmerzen ferne Quellen finden.

Stets dunkler ward's im Thale, lauter immer,
Sturzbäche durch die Felsengassen sprangen,
Es wimmerten die Winde, schluchzverfangen,
Und Donner schlug; — den Geier sah ich nimmer.

Wo war der Geier? wo der Lob'sgedanke?
Der Geier muß in einer Nige ducken,
So lang die Klagen das Gebirg durchzuden;
Sein Leben fühlt und liebt im Schmerz der Kranke.

Nur Einem ist, ob schweigend oder stürmend,
Die Welt stets einerlei und stets zuwider,
Denn rastlos muß er wandern auf und nieder,
Jahrtausendhoch die Todeswünsche thürmend.

Schon sucht' ich in den Vergeseinsamkeiten
Ein Lager mir, da kam ein Rauch geflogen,
Als wär' er gastlich nach mir ausgezogen,
Zur waldderstickten Hütte mich zu leiten.

Ich späht' umher, bald sah ich Kerzenschimmer
Durch dunkle Lannen, hörte Menschenworte;
Deyor ich einschrift durch die offene Pforte,
Blickt' ich durch's Fenster in das niedre Zimmer.

Ein Greis, bemüht, die braunen Rückenhaare
Zu einem Gensbart waidgerecht zu schlächten,
Sah schweigend und wie sinnend auf Geschichten
Und Jägerstreiche seiner rüst'gen Jahre.

Hoch stand sein Sohn, vom Rufs die Büchse puzend,
Mit Schultern, die den Hirsch bergüber trugen,
Mit scharfen und entschlußgewohnten Zügen,
Wie sie der Raubschütz hat, dem Tode truzend.

Die Hausfrau stand am Herd, die Mahlzeit kochend,
Rief durch die Thür herein, daß sie bald fertig,
Denn ihre Kinder sahen schon gewärtig,
Mit froher Ungebuld am Tische pochend.

Und ich empfand, als ich das Bild betrachtete:
Ein Herz, das Lieb' und Sorge dicht umhegen,
Ist glücklich; und ein Herz auf stolzen Wegen,
Auf Irrfahrt großer Wünsche — herb verschmachtet.

Der Hütte Noth manch' bunter Schmuck verhüllte,
Biel Heil'genbilder, Braut- und Taufgeschenke
Berzieren blank die Wände rings und Schränke,
Trinkgläser auch, vielleicht noch nie gefüllte.

Schön ist die Armuth, wenn sie, keusch verhangen,
Im rohen Sturm als eine Jungfrau schreitet,
Die Hüllen sorglich um die Blöße breitet,
Den Feind bestiegend mit verschämten Wangen. —

Eintrat ich in die Stube, froh willkommen,
Dem Wildrer gab ich ehrlich meine Rechte,
Ihn nicht zu liefern an des Forstes Mächte,
Und ward zu Herberg herzlich aufgenommen.

Die Wirth'e suchten ihren Gast zu ehren
Mit derber Kost, mit derben Jägerstücken,
Wie sie die Wächter und das Wild berück'n,
Von Gens'en, wie sie fieleu, Luchsen, Wären.

Der Schütze wies und pries mir seine Stube,
Mit welcher schon sein Vater einst, der Alte,
Als freier Jung in diesen Bergen knallte;
Mir wies die Frau, was sie besaß am Fuße.

Sie ließ mir kindlich bunten Kitter schauen;
Doch mehr als Klingeln, Perlenchnur und Spangen,
Hielt eine Münze meinen Blick gefangen
Und traf mein Herz mit wunderlichem Grauen.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
Nach Ruhe schwachtend und zusammensinkend.

Wie war ein Bild, gemalt vom heil'gen Schmerze,
In all' den reichen kunstgeschmückten Hallen
So klagend an die Seele mir gefallen,
Wie dieses Bild, geprägt im grauen Erze.

Nun schien der Mond herein, die Kinder schliefen,
Der Alte murmelte den Abendsegen,
Dann ward es still, vorbei war Sturm und Regen,
Nur draußen hört' ich noch die Tannen kriesen.

Und als ich starrt' auf's mondbestrahlte Bildniß,
Ward mir, ob sich's in meiner Hand belebe,
Als ob sein Geist mit mir von himmen schwebte,
Ich war hinausentrückt zur Felsenwildniß.

Und Alpenlerchen hört' ich jubelnd schmettern,
Und Adler sah ich steigen in die Lüfte,
Die schöne Gemse springen über Klüfte,
Den Jäger nach im Morgenrothe klettern.

Die Büchse knallt, die Gemse stürzt vom Felsen,
Sie hört nicht mehr das Echo donnernd wandern
Von Berg zu Berg; doch hören es die andern,
Und lauschen schreckhaft mit gespannten Hülsen.

Des todt'n Thieres zitternde Genossen
Stehn still, so lang die Widerhalle dauern,
Sie hören Schüsse rings von allen Mauern,
Wohin sie flüchten sollen, unentschlossen;

Jetzt eilen sie windschnell davon und schwinden
Im Felsgeklüft; ob sie nur Angst durchzittert?
Daß man die Weide ihnen so verbittert,
Ob sie des Menschen Unrecht nicht empfinden?

Der Bock, den dieser Schuß herabgerissen
Vom Felsenhang, wo ihn sein Leben freute,
Hängt von des Jägers Schulter nun als Beute,
Hält in den Zähnen noch den Kräuterbissen.

Wie jetzt der Raubschuß auf geheimen Wegen
Mit seinem Raube will davon sich machen,
Hört er's Geröll von schweren Tritten krachen,
Ihm kommt ein riesenhafter Greis entgegen.

Der Alte blickt aus dichten Augenbrauen,
Die Föhrenbüscheln, glatverfengten, gleichen;
Der Urfalk rings scheint mit dem starren, bleichen
Antlitz des Manns aus einem Stück gehauen.

Er ruft dem Jäger: „Halt!“ mit einer Stimme,
Daß lauter als zuvor die Berge schallen,
Daß fliehend vom Geklapp die Gemsen fallen,
Und seine Keule schwingt der Greis im Grimme.

Doch steht er fest im engen Schluchtenpfade
Und harret mit hocherhobner Todeswaffe,
Daß der bestürzte Jäger auf sich rasse,
Und seine ausgeschossne Büchse lade.

Indeß in seiner Rechten droht die Keule,
Reißt seine Linke von der Brust die Hülle,
„Schieß her!“ ruft sein todbürstendes Gebrülle,
„Sonst stirb!“ ruft sein todledzendes Geheule.

Erstannen und Entsetzen überfähleirn
Des Jägers Blicke; doch die Büchse faßt er,
Und schüttet Pulver, drückt darauf das Pflaster,
Und in den Lauf treibt er die Kugel bleiern.

Er zielt und schießt auf's Herz dem wilden Recken;
Doch wie geplatzt an eine Felsenscheibe,
So klatscht die Kugel ab von seinem Leibe,
Den Jägermann zu Boden wirft der Schrecken.

An ihm vorüber rauscht der grause Alte,
Den's weiter treibt, umsonst den Tod zu suchen,
Der Schütze hört noch lang' sein fernes Fluchen,
Bis ihm der letzte Laut im Wind verhallte.“

Der ew'ge Jude rief: „Nur ich von Allen
Kann, unglücklich, nie die Ruhe finden!
O könnt' ich sterben mit den Morgenwinden
Und wie mein Wehruf im Gebirg verhallen!“

„Ich bin mein Schatten, der mich überdauert!
Mein Widerhall, am Felsen festgemagelt!
Ein Halm auf den es ewig niederhagelt!
Ein flücht'ger Lichtstrahl in den Stein gemauert!“

„Weh' mir, ich kann des Bilds mich nicht entschlagen,
Wie er um kurze Raft so stehend blickte,
Der Todesmüde, Schmachs und Schmerzgeknickte,
Muß ewig ihn von meiner Güte jagen!“

Und als es stille war im Felsenschlunde,
 Erhob sich schein und schlich zur grauen Stelle,
 Wo seine Kugel traf, der Waidegelle
 Und nahm sein plattgequetschtes Blei vom Grunde.

Und zitternd kam er auf mich zugeschritten
 Und reichte mir das Blei, ich nahm's mit Grauen:
 Zur Münze war's geprägt, auf der zu schauen
 Des ew'gen Juden Herzqual eingeschnitten.

Liebesfeier.



In ihren bunten Liedern klettert
 Die Lerche selig in die Luft;
 Ein Jubelchor von Sängern schmettert
 Im Walde voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
 Altäre festlich aufgebaut,
 Und all' die tausend Herzen läuten
 Zur Liebesfeier bringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
 An Leuchtern von Smaragd im Dem;
 Und jede Seele schwillt und mündet
 Hinüber in den Dpferstrom.

Der Eichwald.



Ich trat in einen heilig düstern
 Eichwald, da hör' ich leis' und lind
 Ein Vächlein unter Blumen flüstern,
 Wie das Gebet von einem Kind;

Und mich ergriff ein süßes Grauen,
 Es rauscht der Wald geheimnißvoll,
 Als möcht' er mir was anvertrauen,
 Das noch mein Herz nicht wissen soll;

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
 Was Gottes Liebe sinnt und will!
 Doch schien er plötzlich zu erschrecken
 Von Gottes Näh' — und wurde still.

Die Münze bleiern sah so traurig blinkend,
 Fast wie ein brechend Auge, das Gepräge
 War Christus mit dem Kreuz am Leidenswege,
 Nach Ruhe schmachtend und zusammensinkend. —

Da weckten meine wirthlichen Genossen
 Mit lautem Ruf zurück mich in das Zimmer,
 Als ich erwacht, hielt meine Hand noch immer
 Das Zauberbild, vom Mondenlicht umflossen.

Seemorgen.



Er Morgen frisch, die Winde gut,
 Die Sonne glüht so helle;
 Und brausend geht es durch die Flut.
 Wie wandern wir so schnelle!

Die Wogen stürzen sich heran:
 Doch wie sie auch sich häumen,
 Dem Schiff sich werfend in die Bahn,
 In toller Näh' schäumen:

Das Schiff voll froher Wanderlust
 Zieht fort unaufgehalten,
 Und mächtig wird von seiner Brust
 Der Wogendrang gespalten.

Gewirkt von goldner Strahlenhand
 Aus dem Gespräch der Wogen,
 Kommt ihm zur Seit' ein Irisband
 Hellflatternd nachgeschogen.

So weit nach Land mein Auge schweift,
 Seh' ich die Flut sich dehnen,
 Die uferlose; mich ergreift
 Ein ungeduldig Sehnen.

Daß ich so lang Euch meiden muß,
 Berg, Wiese, Laub und Blüthe! —
 Da lächelt seinen Morgengruß
 Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht
 Im kalten Wogelärme,
 Wie wohl thut Menschenangeficht
 Mit seiner stillen Wärme!

Vision.



om Himmel strahlt der Mond so klar,
Greif aus, o Rappe, greif!
Im Winde fliegt des Reiters Haar,
Des Rosses Mäh'n' und Schweif.

Auf seinem Hut der Reiter trägt
Gemsbart und Federnpuß,
Ein schmerzliches Gelächter schlägt
Er auf und schwingt den Stuß.

Der Reiter sprengt um Mitternacht
Durch's Land Tyrol, allein;
Der Waldstrom braust und stürzt mit Macht,
Der Reiter holt ihn ein.

Die Schneegans dort hoch oben ruft
Ihr schnatternd Wanderlieb,
Schnell zieht der Vogel in der Luft,
Der Reiter schneller fliehet.

Schnell ist der Wolken Schatten Flucht,
Der Reiter schneller noch,
Kaum braust er in der tiefen Schlucht,
Schon auch am Gipfel hoch.

Wo das Gebein der Helden liegt,
Sieht er dem Ross die Sporn,
An den vergessnen Gräbern fliehet
Er wild vorbei im Zorn.

Am Wege liegt ein Crucifix,
Des Unglücks Herberg' ragt!
Seitwärtsge wandten finstern Blicks
Vorbei der Reiter jagt.

So reitet er durch's Land Tyrol,
Und ruft so bang, so schwer:
„Mein schönes Land, lebwohl! lebwohl!
Du siehst mich nimmermehr!“

Das letzte Heltengrab zerreißt,
Der Reiter stürzt hinein,
Grab zu. Verschwunden ist der Geist
Von Achtzehnhundert Neun.

Der Lenz.



a kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Necken,
Dem Winter angethan.

Er gibt sie frei, die Bäcklein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon ziehn die Wellen stink von bannen
Mit Längen und Geschwäh,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Geseh.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinklärmen durch's Gesild,
Und wie sie scherzend sich enthaschen
Sein aufgeblüthes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lofe
Und zieht ihr schmeichelnd feck
Das sanfte Weilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gefinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Klust,
Und schleudert seine Singrafeten,
Die Lerchen, in die Luft.

Joseph Christian von Bedlitz.

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Kunde,
Geht emsig auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill' und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten tobt'n Soldaten
Erwachen im Grabe davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilflut schlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen 's Gewehr zur Hand. — —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmetteret in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf lustigen Pferden
Die tobt'n Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. — —

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Felschere sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'. — —

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhell't den weiten Plan;
Der Mann im kleinen Hüthchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr sagt dem nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich!“ ist die Parole,
Die Losung: „Sankt Helena!“ —

Dies ist die große Parade
Im ehyeischen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

Karl Egon Ebert.

Der Sänger im Palast.



in Sänger tritt, die Harf' im Arme,
Durch das Gewühl des Volks hervor,
Und drängt sich aus dem lauten Schwarme
In des Palastes Säulenthor.

Gehöhlt und bleich sind seine Wangen,
Sein Haar durchschlingt ein grüner Kranz,
Sein grau Gewand mit schwarzen Spangen,
Paßt seltsam auf des Hauses Glanz.

Der Höf'ling, wie der Knecht, wie der
Mist scheel die klägliche Gestalt,
Die, wie ein Geist entrückt dem Grabe,
Durch die geschmückten Gänge wallt.

Der Schalksnarr ruft mit kind'scher Pöffe:
„Si seht! da kömmt Gevatter Tod!
Kein Herz schlägt morgen mehr im Schlosse,
Und keine Wang' ist morgen roth!“

Den Sänger macht der Spott nicht wirre,
Er lächelt nur ein einzig Mal,
Und schreitet fort und wird nicht irre,
Die Treppen aufwärts in den Saal.

Dort sitzt der König ernst im Throne,
In dunkelpurpurnem Gewand,
Auf helzem Haupt die goldne Krone,
Das blanke Schlachtschwert in der Hand.

Vor ihm, gebückt in schweren Banden,
Ein Mann, dem Dual im Antlitz liegt,
Einst Herrscher von gewalt'gen Landen,
Jetzt von des Königs Arm besiegt.

Und rings umher in weitem Kreise
Der Rät'h' und Richter hohe Schaar,
Der Hofmann, Ritter, und der Weise
Im Goldwammis, Panzer und Lalar.

Da tritt mit sicherem, muth'gem Gange
Der schlichte Sänger vor den Thron:
„Herr, wollest horden meinem Sange,
Und meiner guten Harfe Ton.“

Der König drauf mit finstern Blicke,
Der flammend schiebt nach seinem Feind:
„Ja, singe mir von Falsch und Lücke,
Von Allem, was das Herz versteinet.“

Denn eben will ich schwer mich rächen
An dem, der mir mein Land zerstört,
Ein hartes Urtheil will ich sprechen,
So hart, wie's nie die Welt gehört.“

Der Sänger zu dem König wieder:
„Herr, gern errang' ich Deine Gunst,
Doch kenn' ich keine harten Lieder,
Der Sang ist eine milde Kunst.“

Auch sing' ich nicht vor dieser Menge,
Mein Lied gehört für Dich allein;
Entslicthen laß uns dem Gedränge,
Dann mag ich gern Dir willig sein.“

Da hebt der König sich vom Throne,
Er öffnet leis' ein still Gemach,
Er winkt dem schlichten Liedersohne,
Der folgt ihm rasch und freudig nach.

„Was gönnt der Herr so hohe Rechte
Dem überdeckten Liedermann,
Der nie das Schwert hob im Gefechte,
Der nie im ernstern Rathe sann?“

Gilt mehr ein Lied, als ein Gericht,
Der Harfner mehr ihm, als der Rath;
Nun denn, so wahl' er solche Wichte,
Und bleibe ohne Rath und That.“

So murr't's die Reihen auf und nieder,
Der Saal erdrohnt von dem Gebrauch;
Da öffnet sich die Thüre wieder,
Der König tritt bewegt heraus.

Zu seinem Feind mit nassen Blicken
Tritt er in stiller Geiterkeit,
Und löst die Hände ihm vom Rücken,
Die von den Fesseln er befreit.

„Zieh' heim!“ so ruft er, „zieh' in Frieden,
Und denk' an dieses Mannes Sang!
Und geh't's Dir einst noch wohl hienieden,
So denk' an dieser Harfe Klang!“

Dann bracht er aus der gelbnen Krone
Die größte Perle flugs heraus:
„Nimm hin, o Sänger, dieß zum Lohne,
Und keh'r' einst wieder in mein Haus!“

Die Perle sei ein Bild der Thräne,
Der Thräne, die mir heut entfloß,
Als sich der Wohlklang Deiner Töne
So lindernd mir in's Herz ergoß.“

Und zu des milden Königs Füßen
Stürzt dankend der befreite Feind,
Der Sänger neigt mit freud'gem Grüßen
Sich vor dem König, geht und weint.

Und staunend sehn ihn Alle scheiden,
Und blicken ihm voll Ehrfurcht nach,
Der Höfling selbst muß ihn beneiden,
Der so den Sinn des Königs brach.

Der Schalksnarr kann nun immer scherzen,
Er beugt sich vor der Gramgestalt,
Er steht mit reuerfullem Herzen,
Und ehrt des Liedes Hochgewalt.

„Der Sänger aber eilt von hinnen,
Schon steht er wieder vor dem Haus,
Mit seiner Perl' und frohen Sinnen,
Zieht er in's weite Land hinaus.“

Die
politischen Lyriker der Gegenwart.

Herwegh, Prutz, Beck,
Hoffmann von Fallersleben u. A.



Wir müssen bei dem Schluss des vorliegenden Werkes, welchem eine größere Ausdehnung nicht zugemessen ist, noch einer, besonders in der neueren Zeit hervortretenden Richtung der Poesie, und der zu derselben gehörenden Dichter Erwähnung thun. Dies ist die sogenannte politische Poesie.

Ein gewiss für das Fortschreiten, oder besser gesagt, für das endliche Erwachen deutscher Nationalität erfreuliches Zeichen ist es offenbar, daß unsere Poesie angefangen hat, sich aus der gemächlichen Schaglichkeit ihrischen Empfindelns aufzurichten, und kühn und mutig ihren Gesang mit dem Grollen des Donners zu mischen, der Sturm und Ungewitter verkündend, durch das deutsche Land himmurmelt, — denn wenn die rechte, wahre Kunst immer ein treues lebendiges Abbild der jedesmaligen Gegenwart sein soll, so muß die Poesie insbesondere der Zeit und ihren Geburten hellenchtend und mahnend vorangehn.

Sind nun auch wohl die Schlachtgesänge Körner's und Arndt's und der zu ihnen gehörenden Dichterguppe auch als eine, dieser Richtung der Poesie angehörende Erscheinung zu betrachten, findet sich dieselbe auch in den Arbeiten Rückerts, (geharnischte Sonnette) Uhland's und Anderer, könnte man auch die früher erwähnten Dichtungen Gleims und seiner Periode hier herrechnen, so haben wir doch in der neuesten Zeit eine Reihenfolge von Dichtern aufzuzählen gesehen, die den Stoff zu ihrer Poesie fast ausschließlich aus dem rauschenden Strome der Zeit und der Gegenwart schöpfen.

Wenn schon Anastasius Grün angefangen hatte, in seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten“ eine Poesie der Menschheit mit all' ihren gewaltigen Interessen der Gegenwart und Zukunft zu erstreben, wenn in einer uns noch näher liegenden Periode, „Freiligrath“ seine Muse zur wackeren Vorkämpferin der Zeit und ihrer gewaltigen Interessen machte, wenn auch des unglücklichen Kenau innerlichstes Streben dieser Richtung angehörte, und wir die Namen dieser Dichter bereits an den geeigneten Orten genannt haben, so bleiben uns dennoch einige bedeutende Erscheinungen unter den Dichtern übrig, die diesem Streben angehören:

XVIII. Heft.

Da ist nun zunächst G. Herwegh zu nennen, der durch seine „Gedichte eines Lebendigen“ die allgemeinste Anerkennung hervorgerufen, dessen Auftreten indessen nur eine ephemere Erscheinung gewesen zu sein scheint, hauptsächlich darauf berechnet den schnell vergänglichen Schimmer dichterischen Ruhmes zu erlangen. Bereits die wenig angemessene, müßige Zueignung der genannten Gedichte, das spätere Benehmen des Dichters dem Könige von Preußen gegenüber, seine jeztige Unthätigkeit, alles dies deutet darauf hin. Auch in seinen Gedichten, so wenig wir denselben im Allgemeinen unsere vollste Anerkennung versagen dürfen, findet sich das Rhetorische verwallend, daß man leicht zu der Meinung kommen könnte, der Dichter habe durch Längen dieser Art, eine häufige Armuth an poetischen Gedanken verdecken wollen.

Geboren wurde Herwegh im Jahre 1816. Er verließ sein Vaterland Württemberg und begab sich nach der Schweiz um den Folgen eines unangenehmen Ereignisses auszuweichen, welches ihm zu Stultgardt auf einem Balle begegnete, wo er, als Soldat seiner Militär-Dienstplicht genügend, Händel mit einigen Offizieren hatte. Nachdem er sich längere Zeit in der Schweiz aufgehalten, dort auch seine „Lieder eines Lebendigen“ herausgegeben, ging er nach Berlin, mußte indessen auf Befehl der Regierung bald Preußen ganz verlassen, und hat seinen gegenwärtigen Aufenthalt in Paris genommen.

Neben ihm nennen wir zunächst Hoffmann von Fallersleben, der in seinen unpolitischen Liedern von allen Dichtern zunächst daran war, uns einen deutschen Chanson in ähnlicher Richtung wie Gérard den Franzosen zu schaffen, wenn nicht die Bitterkeit, die wir in allen seinen Gedichten finden zu wenig Versöhnung enthielte. Das Volkshümliche aber und der Humor des Volkes will nicht Serriffenes, er sucht im Gegentheile die Contraste einander näher zu bringen, das Widerstrebende mit einander zu versöhnen, wenn er auch scheinbar deren Zwiepsalt vergrößert. Diese Gutmüthigkeit fehlt fast überall in den Arbeiten Hoffmanns, und er selbst fühlt und sagt dasselbe ebenfalls, wenn er als Motto die Worte aus der Offenbarung Johannes gewählt hat: „Und ich nahm das Büchlein von der Hand des Engels und verschlang es, und es war süß in meinem Munde wie Honig und da ich's gegessen hatte, grimmete mich's im Bauch.“

Jedenfalls ist aber Hoffmann eine bedeutende Erscheinung unserer Zeit, hervorgerufen durch das Vorwärts-Streben und Ringen derselben nach einer bessern Zukunft, und es ist dem rüstigen Vorkämpfer derselben wohl zu wünschen, daß er noch diese Zukunft erleben möge, die an ihm gut machen wolle, was er um ihrerwillen gelitten. Geboren wurde Hoffmann 1798 in Breslau, besuchte die dortige Universität und erhielt nach Beendigung seiner Studien ebendasselbst die Professur. Die Herausgabe der bereits gedachten Lieder zog ihm jedoch eine Untersuchung zu, in Folge welcher er seinen Lehrstuhl Breslau verlassen mußte. — Er lebt jezt in Mecklenburg mit seinen Studien beschäftigt.

Ein leider für uns Alle viel zu früh dahingeshiedener Dichter, dessen Namen wir ebenfalls hier nennen müssen ist Friedrich von Sallet. Im Jahre 1812 geboren, widmete er sich früh dem Militärstande, aber die Verhältnisse, welche ihn als Offizier beengten entsprachen seinem vorwärtsstrebenden, nach Freiheit ringendem Geiste nicht. Er verließ deshalb bald genug einen Stand, der seiner Individualität so wenig zusagte und folgte dem Rufe seines Genius. Seine Gedichte, und das Laienevangelium gehörten einer früheren Periode an, und tragen den Charakter dieser Entwicklung in sich. Unter allen Dichtern der politischen Gegenwart ist er der freiste und entschiedenste.

Oh! Ihr werdet es nicht wagen,
Wie auf einen Zauberschlag
Eure Haut zu Markt zu tragen,
Kommt uns nicht der Freiheit Tag.

So ruft er den „zahmen Propheten“, wie er sie nennt zu und wahrlich, er war selbst ein solcher Mann der That, er fühlte es tief in seinem ernstlichen stolzen Bewußtsein, daß er ein solcher sei, von dem er dann weiter singt:

Einzelu muß der Mann sich stellen
Wo Gefahr sein Haupt umkreist,
Und muß Senker und Gefellen
Vor dem Volk entlarven dreist.

Stürzt er von den ersten Schlägen,
Weil er wehrlos steht und vorn,
Bleibt sein Wort im Volk ein Segen,
Schwellend wie das Samenorn.

Leider starb Haller schon 1843 in einem Alter von 31 Jahren, aber sein Name und seine Gedichte werden einen ehrenvollen Platz unter den Kämpfern für Recht und Freiheit jederzeit behaupten.

Noch bedeutender, besonders in Hinsicht auf seine wahre dichterische Begeisterung ist Robert Prutz. Sei ihm bewundern wir neben dem edlen Streben nach der ewigen Wahrheit der Menschenrechte, das poetische Naturell. Er ist keiner dieser wild anstürmenden Kämpfer, die zuweilen überlaut, um den Mangel wirklichen Talents zu verdecken ihre Stimme erheben. In leichten melodischen Versen, mit Tönen die tief in die Seele dringen und an das Herz schlagen, nimmt er in den Reihen der Kämpfer für Freiheit und Recht, eine Stelle in den vordersten Gliedern ein. So ist z. B. sein Rheinlied, welches nicht wie das Becker'sche gegen die Franzosen, sondern für die Freiheit für das edelste Gut der Völker, in die Schranken tritt. Auch sein Gedicht an den König von Preußen bei Gelegenheit des Kölner Dombaues ist gleich schön an poetischem Gehalt, wie an ehrenwerther, kräftiger Gesinnung.

Fortbau! — Fürwahr du hast es getroffen,
Das ist ein Klang der unserm Ohr gefällt,
Das ist es, das was deine Völker hoffen
Das ist die Lösung der verjüngten Welt. —
Nicht Dome nur, und Burgen und Palläste —
Bau fort o Herr an einem andern Haus,
Bau fort o Herr an einer andern Weste,
Den Dom der Freiheit — bau ihn aus!

Eine ebenfalls bedeutende Stelle unter den politischen Lyrikern der Gegenwart nimmt Carl Beck ein. Er wurde zu Pesth in Ungarn im Jahre 1817 geboren, studierte in Leipzig die Rechte und hält sich gegenwärtig in Berlin auf. — Das kräftige Bewußtsein eines Vaterlandes, das sich durch viele blutige Kämpfe seine Freiheit und Unabhängigkeit erhalten, giebt auch diesem Dichter, wie wir es bei Lenau gesehen haben, eine kecke Sicherheit, ein Gefühl des Stolzes, der sich in seiner Nationalität begründet. Wo er von seinem Vaterlande spricht, bietet er uns eine ganz andere Erscheinung dar. — Ein Wagen fährt über die Haide von Dobreczyn; der aus Frankreich vertriebene König sitzt darin. Zigeuner wollen den finstern Mann aufheikern, sie bitten ihm ein Lied vorsingen zu dürfen, und als er gewährt, ist es die Marseillaise — das Lied welches ihm ein Reich und eine Krone gekostet. —

Weniger freudig und stolz sehen wir ihn dagegen in seinen übrigen Gedichten, z. B. „die Lieder vom armen Mann,“ aber auch hier wie überall bekundet er sich als ein ächtes, wahres Dichtergemüth, das rüstig an dem „saufenden Webluht der Zeit“ mit zu arbeiten berufen ist.

Unter den übrigen Dichtern, die sich ebenfalls in der politischen Lyrik, wenn wir nun einmal diesen Ausdruck brauchen wollen, einen Namen erworben haben und hoffentlich noch rüstig weiter fortschreiten werden auf der einmal betretenen Bahn, begegnen wir noch den folgenden, die alle mehr oder minder späterhin große Erfolge erringen dürften, wenn auch ihre Lieder bisher nur wenig in den Mund des Volkes gekommen sind.

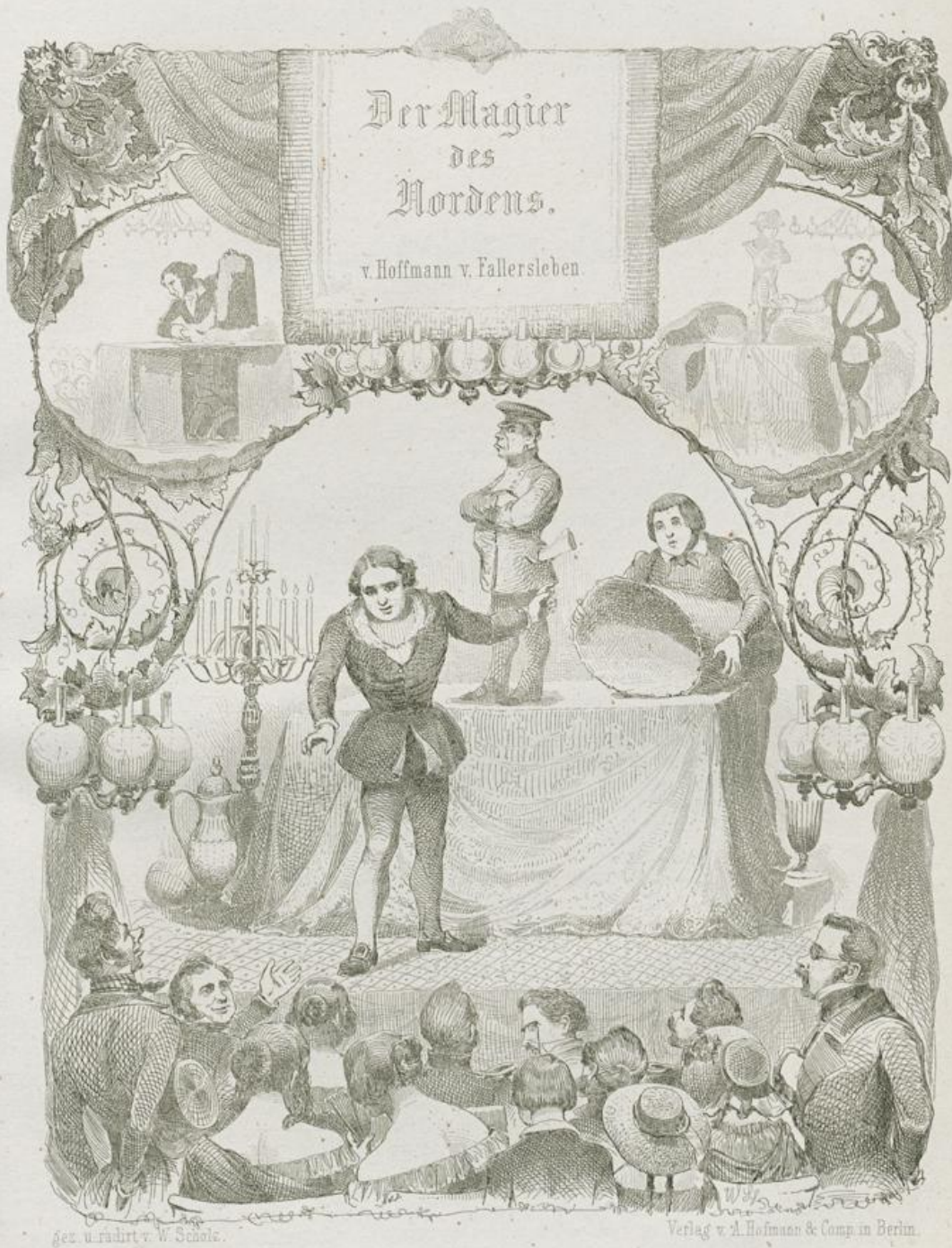
Da ist zunächst Ludwig Seeger, ein geborner Würtemberger, der indessen auch seinen Aufenthalt in der Schweiz genommen hat. Er ist ein begeisterter Kämpfer für die Freiheit nicht in seinen Gedichten

allein, sondern auch der That nach. 1840 kämpfte er, wie uns Ruge erzählt, mit gegen die Tyrannei von Neuhaus, als es noch sehr zweifelhaft war, ob das Volk einer Erhebung zum Selbstregiment fähig wäre: schon war sein Name auf der Liste der Proscribirten, da entschieden die Volksversammlungen zu Gunsten der Reformation, welche den politischen Liberalismus zur durchgeführten Republik erhob.

Außer ihm haben sich noch Rudolph Gottschall einen tüchtigen, Gottfried Keller, Alfred Meißner und andere Ruf erworben. Der erste ein junger Öpreuze, der sich mit seinen „zwölf Freiheitsliedern“ einen großen und wohlverdienten Beifall erworben. Der zweite Gottfried Keller, ein Schweizer von Geburt, und bekannt durch sein „Jesuitenlied“, den Apostelenmarsch und andere wohlgediegene Arbeiten. Alfred Meißner, ein Östreicher, der alle Principien der socialistischen Interessen in sich aufgenommen hat, und ein Apostel derselben geworden ist, daß man seine Poesien fürwahr für Lehrgedichte dieser Religion halten dürfte. Alle diese Männer haben sich wie gesagt einen tüchtigen Ruf erworben, ob aber derselbe ein wahrer Dichterruhm ist und es bleiben wird, oder ob nur das Blendende dieser mächtigen Regung der Zeit den Beifall hervorgerufen hat, mit dem man auch ihre Arbeiten aufgenommen, dies ist eine Frage, von der wir eben in der Zukunft die Entscheidung suchen müssen, jedenfalls aber ist die Gesinnungstüchtigkeit dieser Männer ein anerkennenswürdiges Bedingniß ihres Strebens, und für sie war es, für welche Ahland besonders die ermunternden Worte ausgerufen:

Singe, wem Gesang gegeben
In dem deutschen Dichterwald!





gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Hoffmann von Fallersleben.

Der Magier des Nordens.

Mel: Als Noah aus dem Kasten war.



Der Döbler ist ein Zaubermann,
Was der doch schöne Kunststück
fann;
Zum Beispiel legt' er auf den Tisch
Ein Ei, das ganz gesund und frisch;
Er stülpt eine Glocke drauf,
Was wird daraus? nun passet auf!

Seht, wie er hebt die Glock' empor,
Da kommt ein General hervor,
Ein General ganz wundernett
Mit Degen, Spor'n und Spaulettes.
Der Döbler macht, o Teufel!
Macht General' aus einem Ei.

Der Döbler reicht den Korb herum,
Spricht: hochgeehrtes Publikum!
Das ist fürwahr gar keine Sach',
Das Kunststück macht mir jeder nach.
Mein Herr, versuchen Sie's einmal!
In jedem Ei ein General.

Es nimmt ein Herr ein Ei, glückauf!
Legt's hin und stülpt die Glocke drauf.
Er hebet dann die Glocke empor,
Was aber kommt, was kommt hervor?
Dies Mal kein General es ist,
's ist ein gemeiner Polizist.

Droh wundert sich denn mancher Troyf
Und schüttelt droh gar sehr den Kopf.
Der Döbler untersucht's und find't
Heraus den wahren Grund geschwind,
Und Alles sperret auf das Maul,
Als Döbler spricht: Das Ei war faul.

Der Regierungsrath.

Mel: Wohltauf, Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd.



Er Morgen graut, der Regierungsrath
Sitzt schon bei seinen Geschäften,
Ist ausgerüstet für Kirch' und Staat
Mit frisch erneuerten Kräften,
Er denkt mit Freuden an seine Pflicht
Und schreibt an einen neuen Bericht.

Er sitzt und sitzt in den Acten tief,
Hat Weib und Kinder vergessen,
Und hätte wenn ihn die Frau nicht noch rief,
Sogar auch die Mahlzeit vergessen.
Er setzt sich zu Weib und Kindern und spricht
Von nichts als von seinem neu'n Bericht.

Der Regierungsrath nimmt kaum sich die Zeit,
Mit Ruhe das Mahl zu verzehren,
Da sieht man ihn schon mit Geschäftigkeit

Zurück an die Arbeit kehren.
Zwar hat er vergessen, doch weiß er es nicht,
Er dachte nur stets an seinen Bericht.

Der Regierungsrath ist geladen zum Thee,
Doch denkt er an seine Pflichten;
Gern kann er auf Ball und Assemblée,
Concert und Theater verzichten.
Die Welt hat so große Genüsse doch nicht,
Als ihm gewährt ein guter Bericht.

Der Regierungsrath und sein Actenstosß
Sind ewiglich treulich verbunden,
Beneidenswerthestes Menschenloos!
D selig verlebte Stunden!
Und wenn nun endlich das Herz ihm bricht,
So stirbt er an seinem letzten Bericht.

Der Spittelleute Klagelied.



Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Wir müssen Morgens früh aufsteh'n,
Und wenn wir das Gebet gesprochen,
Zwei Eimer Wasser holen geh'n
Und uns're Morgensuppe kochen,

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Dann müssen wir um halber zehn
An unser Tagewerk gleich schreiten,
Und wied'rum an dem Heerde seh'n
Und unser Mittagsmahl bereiten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Kaum ist das Mahl genommen ein,
Kaum kann man sich des Schlags erwehren,
Gleich muß man wieder munter sein,
Das Besperbrötchen zu verzehren.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Ist nun auch endlich das gesch'eh'n,
So wird es Abend unterdessen,
Wir möchten gern zu Bette geh'n,
Und müssen noch zu Nacht erst essen.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Gottlob, bald endigt sich die Noth!
So denkt man wohl, o ja — mit nichten!
Wir müssen nach dem Abendbrot
Erst uns're Andacht noch verrichten.

Wir armen Spittelleute,
Was haben wir zu thun!
Nun ist es doch zum Ausruh'n Zeit,
O nein! wir dürfen noch nicht schlafen;
Der Spittelmeister lärmt und schreit:
Erst reinigt Keller, Krug und Hasen!

Robert Prutz.

Der Rhein.



Der deutsche Rhein —! Wie klingt das Wort
so mächtig!
Schon seh'n wir ihn, den gelbig grünen
Strom,
Mit heitern Städten, Burgen stolz und prächtig,
Die Lurlei dort und dort den Kölner Dom!
Der freie Rhein —! Gedächtniß uns'rer Siege,
Du mit dem Blut der Edelsten getauft,
Ruhm uns'rer Väter, die im heil'gen Kriege
Mit Liebern nicht, mit Schwertern dich er-
kaufte! —

Ich sah ihn auch — es war ein böses Zeichen,
Novemberwolken hingen d'rüber hin,
Nicht strömen, nein! mich dünkt, ich sah sie schleichen
Die gelb'ne Fluth wie eine Bettlerin;
Als klagte sie, daß noch mit Zoll und Banden
Sie ungestraft der Fremdling knechten darf,
Daß noch ein Wort, verfälscht und mißverstanden,
Sie von des Meeres keuschem Busen warf.

Ich sah das Land — die Traube sah ich reifen,
Die rechte Milch, um Männer groß zu zieh'n,
Ließ weit hinaus mein flammend Auge schweifen,
Dem nie ein Traumbild liebreicher erschien;
Ein lautes Echo donnernd fortgetragen,
Schien Strom und Thal und Felsen mir
bereit;

Doch — grad heraus! man darf das Wort nicht
wagen,
Das freie Wort, ihr wißt es! ist gefeit!

Wer hat nun Recht zu sagen und zu singen
Vom freien Rhein, dem freien deutschen Sohn?
O diese Lieder, die so mutzig klingen,
Beim ew'gen Gott! sie dünken mich wie Hohn.

Ja wolltet ihr erwägen und bedenken,
Welch' stolzes Wort von eurer Lippe kam,
Ihr müßtet ja das Auge niedersehen,
Mit bittern Thränen, voller Zorn und
Schaam! —

Es gilt nicht dir, der du zuerst gesungen
Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
Das durch die Welt sich adlergleich geschwungen,
Dich schließ' im Geist in meinen Arm ich
ein!

Aus voller Brust ist dir das Lied gequollen,
Und nicht im Kästch hast du es bewahrt:
Frei fliegt es hin, wohin die Winde wollen —
Du thatest Recht! und das ist Sängertart.

Euch gilt mein Ruf, ihr Fürsten und Vasallen,
In deren Händen unser Schicksal liegt! —
Euch Deutschen gilt es, nah' und fern, euch Allen,
Soweit ein Hauch vom deutschen Munde
fliegt:

Mit euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen!
Soll unverfäht von heiserem Geschrei
Und ungetrübt des Rheines Welle rinnen,
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei

Denn käme nun die Stunde der Gefahren,
Die wir am Himmel dämmernd schon gesehn,
Ich meine wohl, ihr würdet bald gewahren,
Daß es nicht leicht ist, Schlachten zu besiehn.
Nicht jene Bürger werden niedersteigen,
Die Mädchen küssen, aber kämpfen nicht,
Die stummen Fische, glaubt mir! werden schweigen,
Und Ruder brechen, wo ein Reich zerbricht.


'S giebt einen andern, kräftigern Genossen,
 Als jener Trümmer brockelndes Gestein:
 Wer ihm den Arm, den Busen ihm erschlossen,
 Der steigt durch ihn — und auch durch ihn
 allein!
 Ein Feuer ist's, das unauflöslich zündet,
 Ein Zauberwort, das Mauern niederreißt —
 D'rum frisch gewagt und euch mit ihm verbündet:
 Es ist der Deutsche, ist der freie Geist!

Gebt frei das Wort, ihr Herrn auf euren Thronen!
 So wird das And're sich von selbst befrei'n.
 Wagt's und vertraut! In allen euren Kronen,
 Wo giebt's ein hell'res, edleres Gestein?
 Die Presse frei! Uns selber macht zum Richter,
 Das Volk ist reif! Ich wag's und sag' es
 laut:
 Auf eure Weisen baut, auf eure Dichter,
 Sie; denen Gott noch Größ'eres auch ver-
 traut!

Sei deutsch, mein Volk! Verlern' den krummen
 Rücken,
 An den du selbst unwürdig dich gewöhnt!
 Mit freier Stirn, gradaufwärts mußt du blicken,
 Vom eig'nen Muth gesättigt und verschönt.
 Es kann den Fürsten selber nicht gefallen,
 Dies schmeichlerisch demüthige Geschlecht, —
 Ein off'nes Auge! so geizt es Allen,
 Zu Boden sieht das Thier nur und der
 Knecht. —

So wird's erreicht! Und wenn in künft'gen Tagen
 Das stolze Frankreich unsern Rhein begehrt
 Wir werden es mit Lächeln dann ertragen,
 Dann ohne Lieder, doch die Hand am Schwert.
 Denn da gelang's, ihn ewig fest zu fesseln:
 Die gold'ne Freiheit soll die Fessel sein!
 Dann lohnt es sich, bis in den Tod zu sechten,
 Dann, deutsch und frei, dann bleibt er
 unser Rhein!

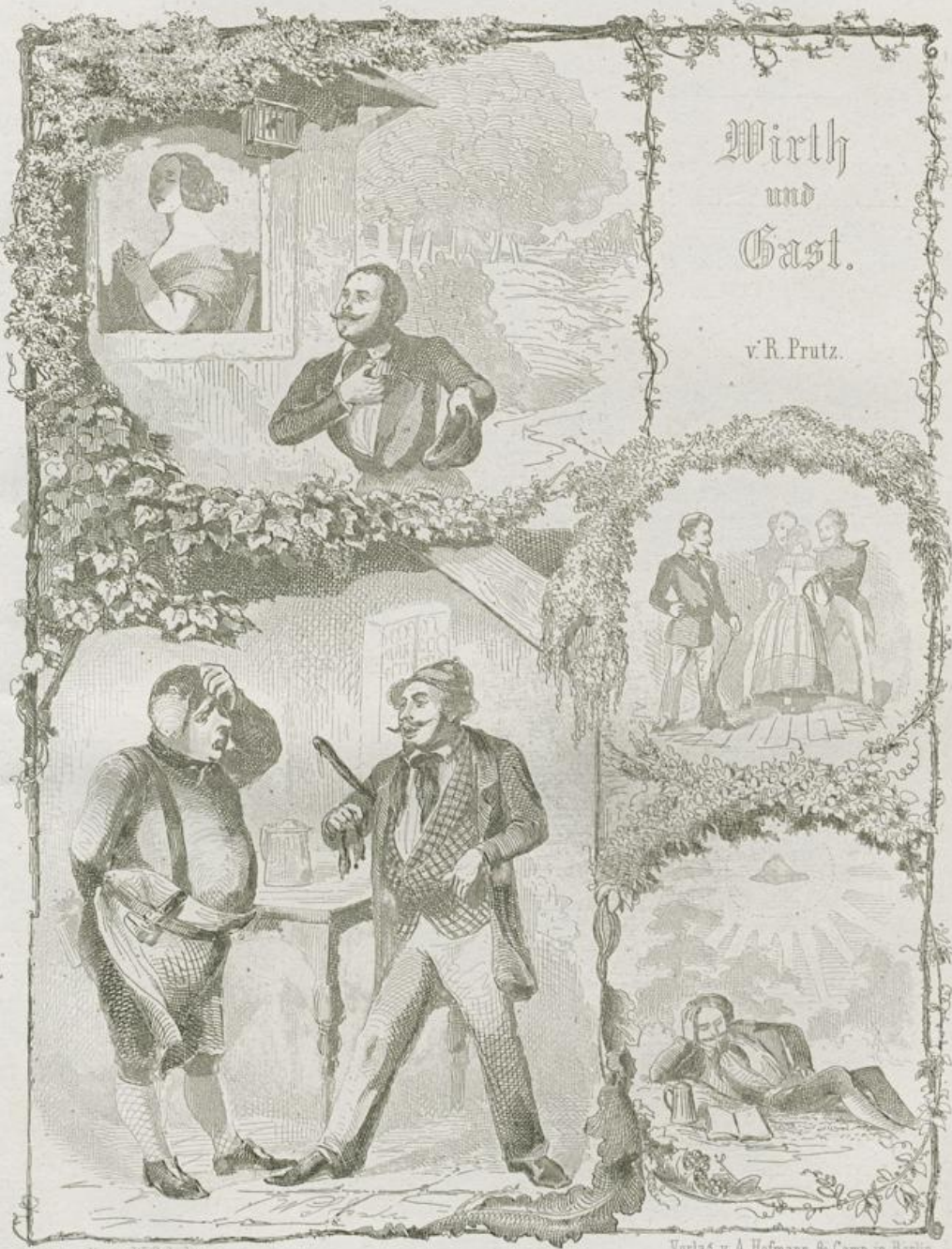
Zeichen der Zeit.

 Ich sah einen Knaben der spielte Krieg
 Mit zierlichen, zinnernen Truppen.
 Da hört' er 'ne Trommel! fuhr auf und schwieg,
 In den Ofen warf er die Puppen:
 Und sah mit Augen kühn und stolz,
 Wie das Metall im Feuer schmolz. —
 Spute dich, Knabe!

Ich sah einen Mann, der stand am Heerd,
 In seiner Kinder Kreise;
 Kugeln goß er und schliff ein Schwert
 Und pfiß eine muntere Weise:
 Er sah nicht auf, er sprach kein Wort,
 Er schliff und pfiß nur lustig fort. —
 Wird es bald scharf sein?

Ich sah einen Jüngling, der fuhr empor
 Und schüttelte seine Locken,
 Aus der Dirnen Arm, aus der Becher Chor,
 Ueber sich selbst erschrocken:
 Und stand und lauschte voller Schaam,
 Ob schon die Morgenröthe kam. —
 Hast du's verschlafen?

Ich sah einen Greis, der sprach bei sich:
 „Weh mir elendem Greisen!
 Bald donnert die Schlacht nun ohne mich,
 Ohne mich nun funkelt das Eisen!
 Muß liegen in des Grabes Schooß
 Und oben bricht die Freiheit los.“ —
 Warte mit Sterben



Wirth
und
Gast.

v. R. Prutz.

gez. u. radirt v. W. Scholz.

Verlag v. A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Wirth und Gast.

1834.



Herr Wirth! Herr Wirth! mir
ist so krank,
Mir schwirt das Ohr, mir pocht das
Blut,
Denn ach, ein Mägdelein hold und schlant
Verdiebt mir allen Muth!
Stolz wendet sie den Rücken mir,
Und dennoch zieht's mich hin zu ihr,
An ihren Rosenmund!
„Schenkt ein! Schenk ein!
Der Wein! der Wein!
Der Wein macht euch gesund!“

Herr Wirth! und dann verdriest es mich:
Bin auch gezogen mit in's Feld,
Stand unverzagt auf Hieb und Stich,
Und wurde doch kein Held!
Steh' in der Ecke wie ein Nicht,
Ach, und mein Mädchen kost und spricht
Mit den besternten Herrn!
„Schenkt ein! Schenk ein!
Der Wein! Der Wein!
Gilt mehr als Kreuz und Stern!“

So sei's dem Wirth denn auch vertraut:
Nicht hab' ich eben viel studirt,
Mehr nach den Mädchen angeschaut,
Getrunken, renommirt!
Nun reizt der Doctorhut mich sehr,
Doch ich bekom' ihn nimmermehr,
Bin lang nicht klug genug!
„Schenkt ein! Schenk ein!
Der Wein! der Wein!
Der Wein macht Ehren klug!“

Herr Wirth! Herr Wirth! ei was ist das?
Hab' in der Tasche ja kein Geld!
Ob ich denbeutel gar vergaß?
Ei, ei, poß alle Welt!
Ihr riethet heut so trefflich mir,
Nun, lieber Wirth, nun helfst auch hier
— Mir ist die Tasche leer!
Trinkt aus! Trinkt aus!
Und geht nach Haus,
Weiß keine Hilfe mehr!“

Friedrich von Sallet.

Das Begräbniß der Rose.



In Blumen und Zweigen vergraben
Lag ich unter schattigem Dach,
Da sah ich 'nen wilden Knaben,
Der ein Waldröslein brach.

Doch bald warf er's zur Erde,
Gefättigt von seinem Hauch,
Dann sprang ohne Sorg' und Beschwerde
Von dannen der kleine Gauch.

Da nah'ten sich schwärzliche Käfer
Und zogen an grünem Strauch,
Zu wecken die träumenden Schläfer
Durch Trauerglockenklang.

Maiglöcklein tönten leise
Mit fernhin säuselndem Hall,
In seltsam schauriger Weise,
Zu künden den Todesfall.

Nun kamen von allen Seiten
Zaub'rische Gestalten viel,
Das Begräbniß zu bereiten
Bei Sang und Orgelspiel.

Der Dom war gewölbt von Zweigen,
Fernhin erschallte schon
Durch's dumyse Trauerschweigen
Des Baches Orgelton.

Die Blumen nah'ten im Leide,
Weil die Schwester gestorben war;
In priesterlich weißem Kleide
Trat die Lillie vor den Altar.

Sie sandte Gebete, so leise,
Unhörbar, himmelwärts;
Doch Düste, wie Seufzer so heisse,
Bezeugten den tiefen Schmerz.

In bunten Chorgewanden
Die Schmetterlingschaar auch kam,
Die dienend den Altar umstanden,
Die Schwingen erbebten vor Gram.

Die Bienen in Schaaren summten,
Herbei von ferner Flur,
Die Blumen in Leid verstummten,
Thanthränen hatten sie nur.

Geschäftige Käfer gruben
Ein kühles Grab im Moos,
Indeß die Bienen erhoben,
Den Lobtengesang der Ros':

„Du warst einst Wonne Allen,
Nun bist du Aller Schmerz,
Laßt Lobtenglocken schallen
Und Lieder himmelwärts!“

„Laßt uns die schöne Hülle
Begraben tief in's Moos!“
Da liegt sie kühl und stille
Von Glanz und Düften los.“

„Doch wenn auch Wärmer nagen
Den schönen Leib entzwei!
Laßt ab vom hängen Klagen,
Denn ihre Seel' ist frei!“

„Die reinen frommen Düfte
Sind ihr unsterblich Theil,
Die schwingen durch die Lüfte
Sich auf zum ew'gen Heil.“

„Wo Engelstimmen klingen
In des Allmächt'gen Ohr,
Strebt nun auf geist'gen Schwingen
Der Todten Seel' empor.“

„Im Himmel wird sie wallen,
Weil sie so fromm und rein,
Da saugt mit Wohlgefallen
Sie der Allmächt'ge ein.“

„So, innig ihm vereinet,
Wird sie von ihm ein Theil.
Was klaget ihr und weinet?
Lobſingt und preiſt ihr Heil!“ —

Das Lied verſäuſelt ſchaurig,
Sie ſenkten die Koſt' hinab,
Die Blumen ſchüttelten traurig
Thautropfen und Duſt auf's Grab.

Da ſüßert ein Weilchen mit Beben:
„Ich habe dich heiß geliebt;
Doch weil du ſo prächtig im Leben,
Stand ich dir fern betrübt.“

„Und drang meiner Düſte Sehnen
Nicht zu dir, verweht von der Luſt:
So fallen doch meine Thränen
Legt nieder auf deine Gruſt.“ —

Ob das Weilchen noch lange gelebet,
Ob's nicht verblühen bald? —
Nicht weiß ich's, von Schauer durchbebet
Verleß ich den ſillen Wald.

Wanderlied.



Ich ſag's: ſo traurig iſt kein Neſt,
Wo man eine Woch' verweilet,
Daß es einem nicht das Herz abpreßt,
Wenn man von dannen eilet.

Da bleib ich ſteh'n im Sonnenſtrahl
Und ſchau' zurück mit Trauern
Hinab in's enge, dunkle Thal
Auf ſchwarze Thürm' und Mauern.

Und keine Muſik iſt ſo ſchlecht,
Auch nicht der Leierkaſten,
Daß, fühlt man nur die Töne recht,
Sie nicht zum Tanze paſten.

Kein Liebel iſt ſo lahm und dumm,
Es läßt ſich fröhlich pfeifen,
Und kein Geſell ſo zahm und ſumm,
Es läßt ſich mit ihm ſtreifen.

Kein Weg ſo krumm und voll Geſtein,
Der nicht zur Schenke lenke,
Und, kommt man luſtig nur hinein,
Iſt's luſtig in jeder Schenke.

Und bin ich ein armer Teufel auch,
Will ich mich nicht grämen und ſchämen
Um's Hauyt den friſchen Morgenhauch,
Den wird mir niemand nehmen.

Vom Mädel der geſtohlne Kuß,
Der Trunk für meinen Dreier,
Sind Ding' die man mir laſſen muß;
Das Andre hol' der Geier!

Man achtet mich dabei nicht ſehr,
Drum lieb' ich das Parſchieren;
Da grüßen die Wiſſel ringsumher,
Die Vöglein muſiciren.

Georg Herwegh.

Auf dem Berge.

Sa wären sie, der Erde höchste Spitzen!
Doch wo ist der, der einst an sie geglaubt?
Das Auge sieht die Sonne näher blißen,
Doch arm und sonnenlos ist dieses Haupt.

Ich sehe die granitnen Säulen ragen,
Und endlos wölbt der Bau sich drüber hin;
Doch will das Herz mir tief beklommen schlagen,
Wie unter einem Königsbaldachin.

Hier wollte ich als frommer Parsa beten!
Hier singen nach der Sterne reinem Laft,
Hier mit der Donnerstimme des Profeten
Gotttrunken jauchzen in den Katarakt.

Ich wollte = ja, ich habe mich vermessen —
In diesen Bergen suchen mir mein Glück;
Ich wollte, ach! und konnte nie vergessen
Die Welt, die ich im Thale ließ zurück.

O wie verlangt mich nach dem Staub der Straßen,
Dem Druck der Not da unten allzumal!
Wie nach den Feinden selbst, die ich verlassen,
Und nach der Menschheit vollster, tiefster Qual.

Ihr glänzt umsonst, ihr Purpurwolkenstreifen,
Und ladet mich, gleich sel'gen Engeln, ein;
Ich kann den Himmel hier mit Händen greifen,
Und möcht doch lieber auf der Erde sein.

Der Gang um Mitternacht.

Schreite mit dem Geist der Mitternacht
Die weiten stillen Straßen auf und nieder. —
Wie hastig ward geweint hier und gelacht
Vor einer Stunde noch! . . . Nun träumt man wieder.
Die Lust ist, einer Blume gleich, verdorrt,
Die tollsten Becher hörten auf zu schäumen,
Es zog der Kummer mit der Sonne fort,
Die Welt ist müde — laßt sie, laßt sie träumen!

Wie all' mein Haß und Groll in Scherben bricht,
Wenn ausgerungen eines Tages Wetter,
Der Mond ergießet sein versöhnend Licht,
Und wär's auch über welke Rosenblätter!

Leicht wie ein Ton, unhörbar wie ein Stern,
Fliegt meine Seele um in diesen Räumen;
Wie in sich selbst, versenkten sie sich gern
In aller Menschen tiefgeheimstes Träumen!

Mein Schatten schleicht mir nach wie ein Spion,
Ich sehe still vor eines Kerkers Gitter.
O Vaterland, Dein zu getreuer Sohn,
Er küßte seine Liebe bitter, bitter!
Er schläft, — und fühlt er, was man ihm
geraubt

Träumt er vielleicht von seinen Giechenbäumen?
Träumt er sich einen Siegerkranz um's Haupt?
O Gott der Freiheit, laß ihn weiter träumen.

Gigantisch thürmt sich vor mir ein Palast,
 Ich schaue durch die purpurnen Gardinen,
 Wie man im Schlaf nach einem Schwerte faßt
 Mit sündigen, mit angstverwirrten Mienen,
 Gelb, wie die Krone, ist sein Angesicht,
 Er läßt zur Flucht sich tausend Kasse zäumen,
 Er stürzt zur Erde, und die Erde bricht. —
 O Gott der Rache, laß ihn weiter träumen!

Das Häuschen dort am Bach — ein schmaler
 Raum!
 Unschuld und Hunger theilen drin das Bette.
 Doch gab der Herr dem Landmann seinen Traum,
 Daß ihn der Traum aus wachen Nengsten rette;
 Mit jedem Korn, das Morpheus Hand entfällt,
 Sieht er ein Saatenland sich golden säumen,
 Die enge Hütte weitet sich zur Welt. —
 O Gott der Armuth, laß die Armen träumen.

Beim letzten Hause auf der Bank von Stein
 Will segensreichend ich noch kurz verweilen;
 Trenn lieb' ich Dich, mein Kind, doch nicht allein,
 Du wirst mich ewig mit der Freiheit theilen.
 Dich wiegt in gold'ner Luft ein Taubenpaar,
 Ich sehe wilde Kasse nur sich bäumen;
 Du träumst von Schmetterlingen, ich vom Nar —
 O Gott der Liebe, laß mein Mädchen träumen!

Du Stern, der, wie das Glück, aus Wolken
 bricht!
 Du Nacht, mit deinen tiefen stillen Blauen,
 Laßt der erwachten Welt zu frühe nicht
 Mich in das gramtensetzte Antlitz schauen!
 Auf Thränen fällt der erste Sonnenstrahl,
 Die Freiheit muß das Feld dem Tage räumen,
 Die Tyrannei schleift wieder dann den Stahl. —
 O Gott der Träume, laß uns Alle träumen!

Die Schweiz.

1842



Land der Sehnsucht, d'rin die Berge
 Wie der Freiheit Prachtstatuen,
 Wie aus blankem Gold und Silber
 Von dem Herrn gegossen, glähen;
 Berge, die er seinem Himmel
 Als die letzten Säulen gab,
 Wiege seiner Wetterwolken,
 Seiner Adler einsam Grab!

Land der Sehnsucht, d'rin die Ströme
 Sich wie muthige Rebellen
 In die Ebne niederstürzen,
 Auch der Rhein mit seinen Wellen,
 Auch der Rhein mit seinen Wellen,
 Der die vielen Worte hört —
 Ob's die deutschen Fürsten ahnen,
 Daß sich auch der Rhein empört?

Daß er hier sich nicht um Klippen
 Nicht um deutsche Lieder kümmert,
 Und den eignen Friedensbogen
 Tausendfach im Sturz zertrümmert?

Ob ihr auch so voll des Lobes,
 Deutsche Säger, hier erscheint,
 Wo er donnernd schon als Säugling
 Seine Sporen sich verdient?

Wo die ersten Schöpfungsworte
 Laut noch durch die Lüfte klingen:
 Land der Dichter! das emporsteigt,
 Adlergleich, auf Felsenschwingen;
 Wo die Erde heiß verlangend
 Nach dem Kranz der Sterne faßt,
 Bis sie vor der eignen Größe
 Tief erschäudert und erblaßt?

Wieder bin ich dein geworden,
 Wieder glänzt ihr, stolze Firnen,
 Jeden Abend, jeden Morgen
 Frische Rosen um die Stirnen;
 Land der Sehnsucht, ob auch eitel
 Manich ein Slave mit dir prahlt,
 Bleibst du doch der treu'ste Spiegel,
 Der die Freiheit wiederstrahlt!

Einstens, hört ich, ging ein Engel,
Durch der Herren Länder fragen,
Ob ihr Boden nicht den Samen
Auch der Freiheit möchte tragen?
Und er bat um wenig Erde
Und er bat um wenig Raum,
Wenig Raum und wenig Erde
Braucht ein solcher Freiheitsbaum.

Also mußt' er seine Wurzeln
Wie die junge Tanne treiben:
Mög' er auch wie eure Tannen
Immer grün, o Schweizer, bleiben!

Sicher vor des Himmels Blige
Und vor eurer eignen Hand,
Sicher vor des Fremdlings Wige
Und — vor eurem Unverstand.

Doch sie riefen ihre Schergen
In die Thäler, auf die Hügel,
Und der Engel nahm den Samen
Wieder unter seine Flügel,
Trug ihn aus dem finstern Lande
In der Berge Purpurschein,
Sankt' ihn statt' in lock're Erde
In den Schooß der Felsen ein.

Vive la Republique!

Beim Alpenglühen gedichtet.



Berg an Berg und Brand an Brand
Lobern hier zusammen;
Welch' ein Glühen! ha! so stand
Nun einst in Flammen.
Ein versinkend Königshaus
Raucht vor meinem Blicke,
Und ich ruf' in's Land hinaus:
Vive la Republique!

Heil'ge Gluthen, reiner Schnee
Goldne Freiheitskissen,
Abendglanz umstrahlter See,
Schluchten, wild zerrissen —
Daß im Schweizerlandrevier
Sich kein Nacken bücke!
Kaiser ist der Bürger hier;
Vive la Republique!

Eine Falanx stehet fest,
Fest und ohne Wanken
Und an Euren Alpen meist
Eure Gedanken!

Eurer Berge Kette nur
Ward Euch vom Gesichte;
Auf die Kette schreib Natur:
Vive la Republique!

Blumen um die Schläse her
Steigen Eure Höhen,
Frisch, wie Venus aus dem Meer,
Auf aus Euren Seen;
Daß aus deinem Jungfernkranz
Man kein Röschen knicke,
Schweiz'rin, hüt' ihn wohl beim Tanz!
Vive la Republique

Auf die Felsen wollte Gott
Seine Kirche bauen
Vor dem Felsen soll dem Spott
Seiner Feinde grauen!
Zwischen hier und zwischen dort
Giebt's nur Eine Brücke:
Freiheit, o du Felsenwort!
Vive la Republique!

Dem Deutschen.

Eine Vision.



Ich hatt' ein seltsam Traumgesicht:
Da saß Gott Vater zu Gericht
Und rief jedwede Nation
Herbei vor seinen Sternenthron.

Die Völker kamen in dichten Haufen,
Just wie sie waren, angelaufen:
Die Britten, Russen und Franzosen,
Die letzten, wie immer, ohne Hosen;

Selbst China und die Mongolei,
Auch ein Stück Pole war dabei.
Und als der Herr die Völker zählte. —
Gi, sich! das deutsche Reich noch fehlte.

„Wo bleiben meine Deutschen wieder?
Necken sie noch die faulen Glieder?“

Sie könnten, seit ich sie begraben,
Doch endlich ausgeschlafen haben!“

D'rauf ließ er 'nen Engel zur Erde springen,
Die Siebenschläfer herauf zu bringen.
Der Engel lief in Deutschland herum,
War Alles still, war Alles stumm,

„Ihr Deutschen, wollt ihr nicht aufstehn?
Die Ewigkeit geht eben an!“
Der Engel blies in lichtigem Zorn,
Wie toll, in sein himmlisch Jägerhorn;

Doch eh' sich die Deutschen zusammengesunden,
War längst der jüngste Tag verschwunden,
Hatt' Alles seinen Lohn empfangen. —
Den Deutschen ist Himmel und Höl' entgangen.

Carl Beck.

Im Jahr des Heils 18 — — ?

Aus den Monatsrosen.)

1.



Der Tag beginnt und wieder mußt Du
wandern
In das gewohnte Loch, nach Deinem Brot;
Du hörst nicht auf das Leid der Andern,
Du hörst das Echo nur der eignen Noth.
Ach, was Du denkst ist Zahl und Maas und Wage,
Ach, was Du treibst ist Trug und Streit;
Die Plage theilt sich mit der Klage
Erbarungslos in Deine Zeit.

Sinnst Du mit eines Trödlers schlauer Kunst
Den alten Kram des Lebens neu zu schmücken;
Mit neuem Schwank, mit neuer Brunnst
Mit neuem Wahn die Menge zu berücken;

Hast Du das Loosungswort getroffen
Zu einem Tagesheldenthum,
Und siehst verzückt die Thüren offen
Zu Gut und Geld, zu Macht und Ruhm:
Dann mußt Du klug den Blick des Nächsten meiden,
Dann glätte wohl die Falten Deiner Stirn,
Dann lasse Dein gebärend Hirn
Geheim sein schmerzlich Wochenbette leiden.
Ein Wort, ein Lächeln auch, ein Schritt verräth
Was mächtig Dir in dunkler Brust erstarrte,
Und schelmisch bringt ein Zweiter es zu Markte.
O säume nicht! Bedächtig heißt: Zu spät!
Rasch zeige die Geburt in allen Gassen,
Ihr, eh sie stirbt, noch huldigen zu lassen.

Dem Schwärmer laß die selbne Grille,
Mit Ernst und Kraft, nach weiser Ahnen Brauch
Ein dauernd Werk zu schaffen in der Stille, —
Ertschaffe Du, wie Gott, mit einem Hauch!
Die wilbbewegten Pulse dieser Zeit
Sind Ungebuld und Athemlosigkeit,
Den Schnellsten nennt die Welt den Ersten auch.
Sei schnell, Du bist der Herr zu dieser Frist,
Bis Morgen Dich besiegt der schneller ist.

2.

Die Furcht vor Morgen und die Qual von Heute
Geht mit dem Schreck von Gessern Hand in Hand.
Wohin Du horchst, es rühmen Dir die Leute
Die alte Zeit, die alte Zeit, die nur zu früh entschwand:
Da noch Erwerb auf allen Wegen:
Mit linker Faust zu greifen war;
Da vor des Ehebettes Segen
Noch nicht gezagt ein brütend Elternpaar;
Da noch die Junft mit anerkanntem Fug
Den Fremden wies aus den bedrohten Hallen;
Da noch der Krieg den Völkern allen
Die überwollen Aern schlug.
So elend ist die Welt geworden!
Sie wünscht den Krieg, vielleicht die Pest zurück,
Allmächtig im Gewühl zu morden.
Wie Fliegen um ein winzig Zuckerstück,
Um eines Tropfens halbverwischte Spuren:
So schwärmen um ein Pünktchen Glück
Geräuschvoll tausend Kreaturen.

3.

Willst Du nach Brot in fremde Thäler ziehen?
In Deines Herzens Angst die Heimath fliehen
Mit Weib und Kind fort auf der falschen See?
Auswandern, ach, es ist das herbste Weh!
Wehl längst befrachtet steht der Leiterwagen,
Wehl steht geschürt der Klepper vor dem Haus,
Doch können sie Dein Hüttlein weiter tragen?
Und giebt das Grab die Theuren Dir heraus?
Erinnerung an Deinen Jugendtraum
Ungaukelt Dich, ein heller Sommersaden,

Und hängt sich hier an Deinen liebsten Baum,
Und dort an Deinen besten Kameraden.
Wenn gar zuletzt Dein quellend Auge schaut
Das Nest im Thurm, vom Klapperstorch gebaut,
Der scheiden muß im Herbst, ja scheiden —
Doch stets mit übersürztem Flügelschlag
Gezogen kommt am ersten milden Tag,
In treuer Brust des Heimwehs holbe Leiden:
Dann geht wie Kirchenfang und Orgelton
Durch dein Gebein ein tiefes Selbsterbarmen,
Und wieder hält den schon verlorenen Sohn
Und doppelt fest die Heimath in den Armen.
Das Köllchen Gelb, gespart von Deiner Hand,
Zu werben um das neue Vaterland,
Genießest Du am liebsten doch dahim:
Du traust ja noch dem frommen Keim
Vom Herrn, der auch den kleinsten Sperling legt
Und auf dem Feld die zarte Lilie neht.

4.

Geh hin und spanne Dich ins alte Joch,
Du wirst, das wisse nur, beneidet!
Wer auserwählt, wer stolz von Dir sich scheidet,
Wer aufgebläht am Eigenthum sich weidet,
Der seidne Mann ist ärmer noch.
Er fürchtet die verschwenderischen Kinder,
Die schnelle Pest im Stall der Kinder,
Den Brand der Speicher und Kasse,
Im Lenz den jähen Jern der Welle;
Er zittert vor dem kleinsten Faltenzug,
Der auf der Stirn des Staates dunkelt;
Den Schrein, darin sein Silber sunfelt,
Wo birgt er ihn? wer hütet ihn genug?
Du fürchtest Nichts! Du willst nicht Mehr,
Willst kaum Genug die Noth zu stillen;
Was übrig bleibt ist Dein Begehr,
Das Allerlegte nur um Gottes Willen!
Du fragst ja nicht, ob's Deiner armen Seele
An allem Licht, an jedem Blümchen fehle?
Du willst ja Nichts vom Zufall erben,
Verlangst ja nicht des Glückes Gnadenschein,
Du willst ja gern und mühevoll erwerben;
Genießen willst Du nicht, nur nicht verderben,
Nicht leben — nur am Leben sein!

Die
poetische National-Literatur
der Deutschen

von ihrer frühesten Entwicklung bis auf die neueste Zeit.



Wie die Geschichte eines jeden Landes und Volkes und die Weltgeschichte selbst sich zu allernächst ihrer naturgemäßen Entwicklung nach in eine alte, mittlere und neuere Geschichte theilt, so scheidet sich auch die Geschichte der deutschen Literatur zu allernächst in diese drei Hauptklassen.

Die Geschichte jener ersten Periode verliert sich in jene Zeiten hinauf, wo das Christenthum in Deutschland eingeführt wurde, und begreift die Poesie des Mittelalters in sich, denn von den früheren Gesängen der Varden, von denen Karl der Große, wie man sagt, eine Sammlung veranstaltet haben soll, finden sich keine Spuren. — Reich an einem Nationalgefühl, welches leider seit vielen Jahrhunderten ausgestorben ist, und an dessen Wiederherstellung wir jetzt uns aus Leibeskräften und mit Anwendung aller möglichen künstlichen Reizmittel und Medicamente abarbeiten, hatte sich zu jener Zeit auf dem Boden eines an Volksagen so reichen Landes wie Deutschland, noch dazu unterstützt durch eine klangreiche, volltönende und bildsame Sprache, die Poesie der damaligen Zeit zu einer wahrhaft nationalen Poesie herangebildet, deren Frische und Lebendigkeit wir in jenen späteren Perioden vergeblich suchen. In dieser Poesie hatte namentlich das Epos seine höchste Blüthe erreicht und unter den verschiedenen Arbeiten dieser Gattung,

sowie überhaupt unter allen deutschen Gedichten des Mittelalters ragt vor Allen das Lied der Nibelungen hervor, welches mit Recht dem homerischen Epos an die Seite zu stellen ist. Ferner gehört die Sammlung alter Heldenlieder, welche den Namen „das Heldenbuch“ erhalten hat, hierher. In beiden ist national-deutsche Poesie. Zu den fremden Dichtungen gehören die, aus der Mythologie und Geschichte umgestalteten, vom trojanischen Kriege, von Alexander dem Großen, und seinen Paladinen, die vom Artus, der Tafelrunde, dem heil. Graal u. a., welche größtentheils aus Frankreich kommen. Die ersteren waren allgemein unter dem Volke verbreitet; die wälschen Dichtungen hingegen fanden, wie es scheint, an den Höfen größere Gunst, wo die Vorliebe für das Ausländische schon damals häufig ihren Sitz hatte, obgleich das Ausländische nicht immer von so edlem Gehalte war. So volkmäßig, als die einheimischen Sagen konnten sie niemals werden, weil es dann auf Schilderung der Hoffitten und des gebildeten Ritterthums abgesehen war, dann, wegen eines gewissen fremden Gepräges, das überall durchschimmert. Diese romantische Poesie welche die Deutschen von den Provenzalen erhielten, blühte unter den schwäbischen Kaisern und wurde durch die sogenannten Minnesänger oder schwäbischen Dichter ausgebildet, (obgleich sie weder alle Schwaben noch lediglich Sänger

der Liebe waren). Alle Umstände vereinigten sich in diesem Zeitalter, die Poesie auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu heben. An Macht, Volksmenge und Industrie hatte Deutschland beträchtlich gewonnen, Fürsten und Adel waren mächtiger, der Glanz der Höfe größer geworden. Die Reichsstädte sammelten Schätze, der Handel führte Luxus herbei, die Zeit einen andern Geist. Der Provenzalen romantische Schwärmerei fand leichter Eingang in deutsche Gemüther, deren Grundzüge Tapferkeit, Liebe und Verehrung der Frauen, Treue und innige Freundschaft waren. Die Kreuzzüge waren das Mittel, jenen romantischen Geist nach Deutschland zu verpflanzen. Die Poesie, welche jenen Geist ausdrückte, begünstigt von den schwäbischen Kaisern, wurde ein Lieblingsstudium der höheren Stände. Die Minnesänger zerstreuten sich durch ganz Deutschland, und dichteten nicht nur lyrische Gesänge, welche sich durch eigenthümliche Lieblichkeit, Tiefe und Zartheit der Empfindung auszeichneten, sondern auch mehrere größere und kleinere romantisch-epische Gedichte. Sie sind größtentheils der provenzalischen Poesie der Troubadours, z. B. der Romane vom Lancelot, Percival, Tristram u., frei nachgebildet. Doch giebt es auch in diesem Zeitraum schon mehre Uebersetzungen der Alten, z. B. der virgilischen Aeneis von Heinrich von Veldeck, des Ovid von Albrecht von Halberstadt, rhythmische Bibelübersetzungen von Rudolph von Hohenems und Heinrich von München (1250), Uebersetzungen französischer Ritterromane Iwain von Hartmann, von Iue und Andern. In diese Periode gehören die in dem Heldenbuche, in dem Buche der Liebe enthaltenen Dichtungen, und viele einzelne romantische und komische Erzählungen und Legenden, seit kurzen von Müller, v. d. Hagen, Müsching, Gebr. Grimm, Tieck u. A. herausgegeben, — die meisten dieser poetischen Erzählungen des Mittelalters unterscheidet von

den späteren Romanen auch der unbequeme Reim; — auch giebt es didaktische und satirische Gedichte dieser Zeit voll kräftiger Züge und kerngesundem eindringendem Verstand, unter welchen sich Fabeln, z. B. Boners Edelstein und Spruchreime u. auszeichnen. Seit Ende des dreizehnten, mehr aber noch vom Anfange des vierzehnten Jahrhunderts (die Zeit der Fehden und Kriege in Deutschland) verschwand allmählig die romantische Poesie der Minnesänger in Deutschland von den Höfen und Burgen; die Poesie wandelte sich in Reime, und den Minnesängern folgte zu einer Zeit, wo in Deutschland Alles in Orden und Zünfte zusammentrat, die Zunft der Meistersänger, in deren meist nüchternen und langweiligen Reimereien der letzte Klang unserer romantischen Poesie verhallte. Aber die Poesie verbreitete sich auch durch diese unter das Volk, und ihr ganzes Institut trug viel zur Ausbildung der niederen Stände bei. Das Zeitalter der Meistersänger setzte man gewöhnlich von 1347 bis gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts fest, und vorzüglich zu Mainz, Straßburg und Nürnberg blühten ihre Singschulen. Die Ausgezeichneten unter ihnen sind: Frauenlob, Muscablüt, Hans Folz, Heinrich von Alkmar (Bearbeiter der epischen Fabel, Reinicke der Fuchs), vorzüglich aber Hans Sachs und Hans Schwypper, genannt Rosenblüt. Auch gehören in diese Zeit der Satiriker Sebastian Brandt (1458—1520) über dessen Satire, das Narrenschiff, von Geiler und Keffersberg in Straßburg öffentlich gepredigt wurde; späterhin Murner (geb. zu Straßburg 1475), durch mehrere satirische Schriften, die Narrenbefreiung, die Schelmenzünfte u. Johann Fischart aus Mainz, und George Rollehagen (1542—1609) durch seinen Froschmäusler bekannte. Ueberhaupt offenbart sich in dem Zeitalter der Meistersänger eine überschwenglich komische und satirische Laune,

wie sie kaum zu einer anderen Zeit unter den Deutschen zu finden ist, und sie zeigt sich unter der eigenthümlichen Form gutmüthiger Drolligkeit und Derbheit, welche den Deutschen angehörte. In diese Periode gehören die originellen Anfänge der dramatischen Literatur der Deutschen (seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts), welche wir der Schule der Meisterfänger zu Nürnberg verdanken. Vorher kannte man nur die Mysterien, Dramatisirungen biblischer Geschichten, größtentheils in lateinischer Sprache. Hans Holz, ein Barbier, und Rosenblüt, ein Wappenmaler u. A., führten die Fastnachtsspiele ein, welche nicht nur von den Reichsbürgern zu Nürnberg, sondern in ganz Deutschland durch ihren festen und lebendigen Geist vielen Beifall fanden. Sie übertrifft der geniale und erfindungreiche Hans Sachs (1494 — 1576), vielleicht neben dem Spanier Lope de Vega der fruchtbarste Dichter, dem auch ein Wieland und Göthe ein Denkmal zu setzen nicht unter ihrer Würde achteten. Andere Dramen, wie z. B. Faust, blieben ungedruckt. Diese dramatischen Versuche scheinen vorbereitet worden zu sein durch die im vierzehnten Jahrhundert sich ausbildenden deutschen Volkslieder, welche sich durch ihre Mannigfaltigkeit an Stoff, — indem sie sich auf alle Stände, Stimmungen Situationen des damaligen Lebens beziehen, ferner durch ihren sinnlich handelnden Charakter und ihre ungezügelte Freiheit, Frische und Munterkeit auszeichnen, und eine in dieser Art neue Erscheinung darbieten. Sie sind jedoch, wie auch andere lyrische Gedichte, z. B. die trefflichen Kriegslieder eines Veit Weber (1476) nicht immer Product der Meisterfänger. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte war das Singen und Musciren dem deutschen Volke Bedürfnis geworden, dies erzeugte eine in allen Klassen verbreitete Volkspoesie, welche auch den geistlosen, handwerkmäßigen Meistergesang

gewissermaßen verdrängte. Im siebzehnten Jahrhunderte schadete ihnen die wachsende Gelehrsamkeit und der Sinn des Wohlstandes. In diesem Zeitraum (fünfzehntes und sechszehntes Jahrhundert) fangen auch die epischen Gedichte an, allegorisch und historisch zu werden, (z. B. Melchior Pfünzigs Teuerdank, welcher Maximilian I. zum Helden hat) und die Form der Prosa anzunehmen, wodurch der jetzt sogenannte Roman vorbereitet wurde; — aus den größeren romantischen Gedichten hatten sich früher schon kleinere, als Romanzen und Balladen, abgesondert. Aus den ersteren entstanden die deutschen Volksbücher, die Melusine, Magelone und viele andere, welche bis auf heutige Zeit das Volk ergötzt haben; unter ihnen sind auch einige Originale, wie der berühmte Till Eulenspiegel. Groß wie ein Heros steht der kräftige Luther in diesem Zeitraum als religiöser Sänger da, „dessen Worte Schlachten sind.“ Eine neue Zeit begann, als die romantische verschwand, und mit ihr beginnt:

II) die neuere Poesie, an deren Spitze ein achtungswürdiger Deutscher, Martin Opitz von Boberfeld (geb. zu Bunzlau 1597, starb 1639) mit seiner sogenannten schlesischen Dichterschule steht. Die Zeit des Epos war dahin, und selbst das Nationalepos der Deutschen ziemlich vergessen, seit das öffentliche und das bürgerliche Leben sich im entschiedensten Gegensatze entwickelte. Die Wissenschaften, befruchtet durch die Literatur des Alterthums, fingen an sich auszubilden: jenach war der Dichter auf lyrische Darstellung fast beschränkt, und die Gelehrten deuteten hin auf die Muster des Alterthums. Die Deutschen fingen nun an, nach classischen Mustern, oder solchen, die man dafür hielt, zu dichten, bis diese Nachahmung auf die Nachahmung der Nachahmer herabsank, und die Gallemanie die deutsche Poesie in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in ihrer

tiefften Erniedrigung zeigt. In diesem Zeitabschnitte finden wir mehre Deutsche, welche in lateinischer Sprache dichteten, als deutsche Sänger, ja viele verloren wohl ihr poetisches Talent an diese, wie ein Jac. Balde (1603—1662). Dazu kam, daß der Geist des Alterthums noch nicht allseitig gefaßt war, daß die wichtigsten politischen und religiösen An- gelegenheiten die Aufmerksamkeit von der Poesie oft abwendeten, und wir können uns erk- laren, warum die deutsche Poesie und Literatur am Ende dieses Zeitabschnittes von ihrem hohem Bestreben zurückgesunken war. Auch Opiz ahmte die Werke der Alten nach (er übersetzte auch zuerst des Sophokles Antigone in deutsche Verse, und bediente sich glücklich der metrischen Formen der südlichen Poesie), aber sein poetisches Talent war noch reich genug, um durch das Eigenthümliche die deutsche Poesie zu beleben und zu bereichern. Dagegen können wir ihn nicht von einseitigen moralischen Tendenzen frei sprechen; aber seine religiöse Kraft ist erhebend und st- rkend. Seine lyrischen Gedichte sind das Trefflichste. Zu seinen geistreichen Nachfolgern, worunter viele religiöse Liederdichter bekannt sind, gehören A. Tscherning (1611—1659), P. Gerhard (1606—1676), F. v. Logau (1616—1664), A. Gryphius (1616—1664), Dietrich v. d. Werder (welcher auch den Ariost und Tasso übersetzte), und sein Freund Jul. Wih. Zinkgraf (1591—1635). Nicht zu dieser schlesischen Schule gehören Georg Rudolph Weckherlin (geb zu Stuttgart 1587), ein Mann von großer poetischer Phantasie; der berühmte Paul Fleming (1606—1640), der durch poetische Kraft und Kühnheit Opiz noch hinter sich l-t, und als eine seltene Erscheinung dieses Zeitraums dasteht; sein Freund Adam Olearius, der auch aus dem Persischen übersetzte, der treffliche Simon Dach, Johann Rist (1607—1667), der originelle Georg Phil. Hardrffer,

Stifter des Blumenhirtenordens. Ueberhaupt fallen in diese Zeit eine Menge poetischer Gesellschaften, z. B. die fruchtbringende, welche 1616 vom Fürsten Ludwig von Anhalt gestiftet wurde, und noch jetzt dem Namen nach existirt und, deren Dasein das gemeinschaftliche Streben nach einem festen Mittelpunkte in der Poesie und Sprache bew- hrt. Doch arteten viele in kleinliche Korrectheit und Affectation aus. Mit dem Verlust der politischen Bedeutung Deutschlands, welche seit dem 30j- hrigen Kampfe durch Frankreichs Uebergewicht nieder sank, sank auch die deutsche Poesie wieder herab. Man strebte, die deutsche Poesie nun durch affectirte Nachahmung der Ausl- nder auszubilden, dies geschah vorzüglich drch Ch. Hoffmann v. Hoffmannswaldau (geb. zu Breslau, 1618—1679), einen witzigen, aber gemthlosen Dichter, der den Geschmack des Guarini und Marino in die deutsche Literatur einzuführen suchte. Er ward von seinen Zeitgenossen angestaunt. Aber jetzt war die Dichtung schon zu einem losen Schmucke, zu einer lügenhaften Maske herabgesunken, sie bestand in einem schwulstigen Bilderborgen und Haschen, um die Unwahrheit des Gemüths zu verbergen, und an die Stelle der Empfindung sollte eine unertr- gliche, sliche Empfindelei treten. In diesen verkehrten Richtungen ging auch das große Dichtertalent eines Dan. Caspar von Lohenstein (1635 bis 1683) unter. Doch kann man ihm Feuer und Originalit- t in Behandlung seiner Muttersprache bei aller Ueberladung, Schwulst, rednerischer Antithesen- sucht und Sophistik nicht absprechen. H- tte es zu seiner Zeit in Deutschland eine Bühne gegeben, so w- re wahrscheinlich auch sein dramatisches Talent auf einem richtigeren Wege ausgebildet worden. Sein Roman Arminius und Thsnelda, auf patriotische Ideen aufgebaut, vereinigte die seltenste Kraft und die kr- ftigsten Ausartungen eines in fremdem Schein befangenen

Zeitalters. Seine Nachahmer zerfielen in Bombast, Schwulst und klägliche Empfindseli, z. B. Heinrich Anselm v. Ziegler (1663—1697), Verfasser der asiatischen Banise, Barthold Feind u. A. Das vorzüglichste was in diesem Zeitraum die Poesie hervorbrachte, waren noch die geistlichen Lieder, welche wir mehren der oben angeführten Dichter verdanken. Diese Gestalt oder Umgestalt der Poesie dauerte bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts. Einige, wie Wenike, bekämpften diese Schwulst durch Wiße Statt dieser sehen wir nun eine wässerige und platte Gelegenheitspoesie auftreten, und es ist nur aus der einseitigen Richtung, welche die Verstandescultur der Deutschen in diesem Zeitraume nahm, zu erklären, wie man an einem Freiherrn v. Kanig (1654—1699), Neukirch, Günther, Besser u. Geschmack finden konnte. Bald jedoch zeigte sich das Unbefriedigende der bisherigen Poesie durch einen mit großer Hefigkeit lange Zeit hindurch geführten Streit zwischen Gottsched, welcher nebst seinem zahlreichen Anhangen den durch französische Poesie bewafferten Geschmack und die Tugend der Correctheit empfahl, und durch den Schweizer Bodmer (der auch späterhin einige unglückliche poetische Versuche machte), und Breitinger, welche Dicht und seine Nachfolger lobpriesen.

Durch die Bestrebungen dieser letztgenannten Dichter, welche wir als die ersten Begründer der dritten und letzten Periode der deutschen Poesie ansehen dürfen, war ganz besonders auf das Denken gewirkt worden, das sich nunmehr als Gegensatz zu der bisher erfolgten phantastischen Richtung geltend machte. So sehen wir zu Anfang dieser Periode sich besonders die Poesie des Verstandes entwickeln und den Grundsatz aufgestellt, daß die wahre Bestimmung, der eigentlichsste Zweck der Poesie darin bestehen, in Form von Versen moralische Lehren zu geben und so sehen wir die didaktische Poesie in jener

Zeit angebaut und die bedeutendsten dichterischen Erscheinungen aus dieser Epoche sind Lehrgedichte. In das Lehrgedicht war so sehr durch Zeit bedingt und aus ihr hervorgegangen, daß alle dichterischen Kompositionen, selbst die lyrischen diesen Charakter an sich tragen und Gedichte dieser Gattung vor allen andern bevorzugt wurden.

Unter denjenigen Dichtern, die sich besonders in dieser Gattung der Poesie auszeichneten sind hier: Haller, Kreuz, Witthof und Uz zu erwähnen, und mit dem erstgenannten beginnt eine andere frisch und lebendig emporblühende Periode der deutschen Dichtkunst.

Bereinzelt, wie zwei himmelanstrebende Bergspitzen, die sich hoch empor über das niedere Gebirge erheben, mit granitenem Fuß tief in der Erde wurzelnd, und die Stirn kühn in die Wolken erhebend, hoch empor in das Licht, während da unten noch Alles in Nebel und Finsterniß gehüllt ist, so ragen auch aus der Masse der theils schon erwähnten, theils nicht erwähnten Dichter jener Zeit zwei hervor, die allerdings so groß und vereinzelt dastehen, daß sie nicht nur nirgends in eine Klasse mit jenen zu bringen sind, sondern diese Stellung auch ewig und immer behaupten werden, so lange es noch deutsche Sprache und deutsche Dichtkunst überhaupt geben wird. — Diese Männer sind Friedrich Gottlob Klopstock und Gotthold Ephraim Lessing.

Die sächsische Schule war bei allen ihren Bestrebungen, selbst in ihren gelungensten Erzeugnissen doch immer nur eine Fortsetzung Gottsched's, den sie höchstens durch geschmackvolleres Aufgreifen des Fremden, nicht An-eigenen, — nur der ächte Dichtergeist Hagedorn's vermochte dies — übertraf; ihr Weg hätte nie zu einem Ziele geführt, weil ihre Dichtungen nicht aus der wahren Quelle aller Poesie flossen. Obgleich an die meisten Dichter der sächsischen Schule durch die engsten Banden

inniger, ja zärtlicher Freundschaft geknüpft und mit Wärme an ihren Bestreben Antheil nehmend, schloß sich Klopstock in literarischer Beziehung doch bald von ihnen ab; er schlug eine Bahn ein, welche die Entwicklung der deutschen Poesie mächtig beförderte. Um die deutsche Poesie für alle Zeiten von jeder Abhängigkeit zu befreien, mußte Klopstock Sprache und Gehalt umschaffen. Was er in erster Beziehung gethan hat, ist unermesslich. Der didaktischen Breite gegenüber, die sich im geistreichen Spiele des Witzes gefiel, gab er dem Ausdruck Kürze, Gedrängtheit, Kraft und Kühnheit, er drang in die Geheimnisse der Sprachbildung und überraschte seine Zeitgenossen durch eine Menge neuer, aber natürlicher Wortschöpfungen, so wie durch den freien Schwung seiner Wortfolge. Weil er die geschwätige Weitschweifigkeit seiner Zeitgenossen hauptsächlich dem Reim zuschrieb, warf er denselben weg und suchte die metrische Kunst der Griechen und Römer auch in unsere Sprache zu verpflanzen. Wenn auch schon vor ihm Versuche gemacht worden waren, die altklassische Sylbenmaße nachzuahmen, so waren diese Versuche doch vereinzelt geblieben, ohne sich eines bleibenden Erfolgs zu erfreuen; Klopstock allein gebührt der Ruhm, unserer Poesie eine Darstellungsform eröffnet und für immer gesichert zu haben, die bei ihrem unerschöpflichen Reichthum an Wohlklang dem Charakter unserer Sprache so sehr entspricht. Freilich ist er selbst in der Behandlung der antiken Versmaße nicht eben so sehr glücklich gewesen, weil er die deutsche Sprache gleich der griechischen quantitativ behandelte und die Gesetze der Betonung mißkannte; desto glücklicher war er in der Anwendung, denn gerade weil man von der innersten Natur der Poesie keinen Begriff hatte, gerade weil man sie nur in der äußeren Gestalt suchte, hatte sich der Reim unentbehrlich gemacht. Obgleich er ziemlich roh behan-

delt wurde, weswegen die Dichter jener Zeiten so oft über die Unbiegsamkeit der deutschen Sprache jammern und den Reichthum, den die französische in ihren Reimen darbietet, zugleich bewundern und beneiden, gab er doch dem Gedichte eine gewisse poetische Färbung, die der Auffassung so sehr mangelte. Klopstock erkannte, daß der Reim nur ein trügerisches Hülfsmittel sei, daß er den Mangel an poetischen Gehalt zu verdecken strebe; er warf ihn daher unbedingt weg und zwar mit Recht, weil alle Gattungen der Poesie, die er bearbeitete, des Reims nicht bedurften.

Daß aber Klopstock die eigentliche Bedeutung des Reims wirklich nicht erkannt hatte, geht daraus deutlich genug hervor, daß er ihn gänzlich verwarf, selbst da verwarf, wo er, obgleich widerwillig, von der Nothwendigkeit gezwungen, ihn gebrauchte, im Kirchenliede; aber es hatte ihn doch ein richtiges Gefühl geleitet, als er ihn im Epos und in der höhern Lyrik mit den antiken Sylbenmaßen vertauschte, welche deren fortschreitender Bewegung schon deshalb angemessen sind, weil sie selbst auf Bewegung, dem Rhythmus, beruhen.

So wie nun Klopstock der deutschen Lyrik zu einem selbstständigen und entschiedenen nationalen Bewußtsein verholfen hatte, so that Lessing das Gleiche für das deutsche Drama.

Die Carnevals-Mummereien gaben wohl die nächste Veranlassung zu Marionettenspielen, die aus dem Stegereif ohne weitere theatralische Vorrichtung aufgeführt worden. Biblische Geschichten, dramatisch dargestellt (Mysterien genannt), und sogenannte Moralitäten waren die ersten Schauspiele, welche vorzüglich in den Klöstern aufgeführt wurden. Seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden dergleichen, besonders komischen Inhalts, von Hans Rosenplüt (die ersten Fastnachtspiele, welche gedruckt wurden), im

sechszehnten von dem fruchtbaren Hans Sachs und Myrer und Anderen gedichtet, und wahrscheinlich von Liebhabern oder von herum ziehenden Fastnachts-Spielern (etwas Aehnliches waren die sogenannten Spruchsprecher zur Zeit der Meistersänger), vorzüglich in den Reichsstädten dargestellt. Sie waren derb und unausgebildet, aber kräftig, lustig, schlicht und deutsch gedichtet. Ihre Darstellung auf Bühnen mochte diesem Charakter angemessen sein, die Uebersetzungen der Alten, z. B. des Terenz, welche in diese Zeiten fallen, wirkten auf das Volk nicht und scheinen auch nicht aufgeführt worden zu sein. Mimische Belustigungen dauerten neben den Schauspielen fort. Im siebzehnten Jahrhundert machte das deutsche Theater keine bedeutende Fortschritte. Uebersetzungen bildeten nur die Dichter und gaben den Schauspielen einen etwas regelmäßigen Zusammenhang. Nach dem bekannten Martin Opitz, der auch der italienischen Oper einige Singspiele nachbildete, wurden die sogenannten Singkomödien und singende Possenspiele häufiger. Im Anfange jenes Jahrhunderts finden wir Schauspieler-Gesellschaften unter Anführung von Principalen, welche die Fastnachtsspiele und geistliche Komödien durch Vorstellungen übersehter Stücke zu verdrängen suchten; denn Originalstücke gab es außer jenen nicht und das fremde Theater war schon ausgebildeter als das deutsche, und diese Schauspieler-Gesellschaften nahmen immer mehr Zunehmendes an. Durch Uebersetzungen des Guarini kamen nun die sogenannten Schäferdramen (Schäferereien, auch Waldkomödien oder Waldgedichte genannt) in Deutschland auf. Ad. Gryphius (geb. zu Großglogau 1616, gest. 1664), der um die Mitte dieses Jahrhunderts blühte, arbeitete und bearbeitete viele Stücke für das Theater. Sie verlieren sich zwar oft in Schwulst, doch sind sie voll Phantasie und

haben in der Charakterzeichnung einiges Verdienst. Lohensteins Dramen waren wegen ihres langweiligen Bombast eben so wenig für das Theater geeignet; doch fanden sie großen Beifall und ihr Ton, der Ton affectirter Erhabenheit, nahm auf der Bühne zum großen Schaden des deutschen Theaters bald überhand. Dadurch entstanden die markt-schreierisch sogenannten Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen französischer und spanischer Trauerspiele, mit schwülstigem Pathos ausgestattet und eben so mit vieler Anstrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Flitterstaub, aufgeführt, wobei ein Paar schwarzsammtne Hosen dem Schauspieler ein unentbehrliches Requisit waren, im Ganzen schlechte Nachahmungen der gebildeten französischen Bühne. Zifland schilderte die Bühne dieser Zeit sehr launig in seinem Aufsätze: „über den Vortrag in der höheren Tragödie (Almanach für Theater u. auf das Jahr 1807). Von der Declamation der Schauspieler in diesen Staatsactionen sagt er: „sie nahmen den Mund so voll, daß kein Wort herauskommen konnte, wie bei anderen Menschen, und ihre Blicke schwebten stets in den Wolken. Jemehr die Gesellschaft dem Schauspieler die bürgerlichen Rechte versagte, desto stolzer trug er sein Haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erschienen sie selten ohne Degen. Als assyrische oder griechische Helden verbanden sie in ihrem Anzug und Wesen die Gegenwart mit der Vergangenheit u. In diesen Staatsactionen mußte übrigens in der Regel auch eine lustige Person unter dem Namen Courtisen, späterhin Püchelhäring, vorkommen, so wenig konnten die Deutschen ihren natürlichen Geschmack bei dieser langweiligen Lustbarkeit verläugnen. Schon im Jahre 1669 wurde eine Uebersetzung des Polyeuct von Corneille gedruckt und von einer wandernden Gesellschaft unter einem gewissen

Magister Veltheim, der auch nebenbei noch Ballets und italienische Burlesken aus dem Stegereife aufführen ließ, aufs Theater gebracht. Anderntheils wurden Molières Lustspiele häufig übersezt und aufgeführt, die Schauspieler aber konnten ihre Kunst theils wegen jener herrschenden Verwirrungen der Dichter, theils weil sie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden, und das Theater mit der Geistlichkeit im Kampfe stand, noch nicht mit Freiheit ausbilden. Doch fanden sie auch ihre Gönner und Verteidiger; die Gesellschaften vermehrten sich zusehends, und es entstanden bestimmtere Rollenfächer. In den ersten 50 Jahren des achtzehnten Jahrhunderts waren jene Staatsactionen und Opern (wie sie z. B. der fruchtbare Humold unter den Namen Menander schrieb), nebst den extemporirten Komödien, die jedoch wegen ihrer Freiheit nicht selten größern Werth als jene haben mochten, auf den deutschen wandernden Theatern herrschend. In Wien, wo bisher nur Italiener gespielt hatten, führte zuerst ein gewisser Stranighy 1708 ein deutsches Schauspiel ein; er bediente sich dabei des drolligen bairischen und salzburgischen Dialects, und verwandelte den italienischen Harlekin in den deutschen Hanswurst, der, wie das Lustspiel überhaupt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt ist in der Geschichte des deutschen Theaters Johanna Steubner, geb. Weissenborn, welche zugleich Principalin einer der besten damaligen Gesellschaften, Schauspielerin und (mittelmäßige) Uebersetzerin war. Sie spielte zuerst in Weissenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Gegenden Deutschlands. Auf sie hatte zuerst der Professor Gottsched in Leipzig großen Einfluß. Dieser veranlaßte sie vorzüglich seine und seiner Freunde französische Uebersetzungen, so wie sein Nachwerk, den sterbenden Cato, zu spielen, und gab sich überhaupt große Mühe, an die Stelle des bisher herrschenden

krampfhaften Schwulstes eine glatte Correctheit einzuführen. Vom Nationalschauspiel konnte bei so gänzlichem Mangel an Originalität nicht die Rede sein. Auch die Spuren ächtkomischer Kraft hätte er mit dem zu Leipzig (1737) feierlich zu Grabe getragenen Hanswurst gern ausgetilgt, wenn dieser nicht dem pedantischen Ernst zum Trost in immer neuen Gestalten wieder entstanden wäre, und selbst späterhin (wie Justus Möser) manchen geistvollen Apologeten gefunden hätte. Zwar traten auch einige geistvolle Dichter auf, wie Elias Schlegel, in seinem Herrmann, und mehren Lustspielen, Gellert, Cronegk, Krüger, Rane u. s. Doch rissen sie sich nie ganz von dem französischen Geschmack los. — So z. B. Gellert in seinen Schauspielen. In dieser Zeit nun trat Lessing auf. In seinen ersten Versuchen erscheint er allerdings auch noch auf dieser untergeordneten Stufe der Nachahmung, aber ein Geist wie der seine konnte die ihm in solcher Weise überlieferten Fesseln nicht lange ertragen.

Von Shakspeare angeregt, der gerade damals anfang, in Deutschland bekannt zu werden, wendete er seinen gewaltigen, das Höchste wie das Kleinste umfassenden Forscherblick auf das Drama, und er bemerkte bald, wie beschränkt und irrig die bisherige Ansicht gewesen war. Durch seine eigenen Schöpfungen, so wie durch seine kritischen Bemühungen (Hamburgische Dramaturgie) hat er zuerst in Deutschland das Wesen und die Natur der dramatischen Poesie festgestellt, und es ist nicht zu läugnen, daß, wenn dieselbe zur hohen Blüthe gedieh, dies zunächst seinen Forschungen und seinem Vorgange zu verdanken ist. Denn selbst Göthe hat die französische Anschauungsweise erst verlassen und in seinem Oth von Verlichingen eine freiere Bahn eingeschlagen, als Lessing mit seinen Forschungen hervorgetreten war.

Klopstocks Größe konnte, so bedeutend sie

auch ist, leichter ergriffen werden, da sie auf Einen Punkt sich vereinigte; nicht so verhält es sich mit Lessing, der, ein wahrer Proteus, in den mannigfaltigsten Gestaltungen erscheint, in den verschiedensten Bestrebungen sich bewegt und in allen zur höchsten Höhe gelangt. Lessing ist Einer von den wenigen Menschen, die Jedem Bewunderung und Liebe abzwängen, weil ihrer Größe sittliche Schönheit zu Grunde liegt. Er war ein vollendeter, großer Mensch, eine von den seltenen Erscheinungen, in welcher sich die Großartigkeit des Charakters mit der Großartigkeit des Geistes in hoher Vollkommenheit vereinigt finden. Daher war er Groß in Allem was er unternahm, er wäre in Allem groß geworden, was er auch hätte unternehmen wollen; denn die Größe seines Geistes bestand eben darin, daß er sich selbst diejenigen besondern Talente dienstbar machen konnte, die nicht ursprünglich in ihm lagen. Er hat selbst behauptet, er sei kein Dichter; man hat gesucht, dieses Bekenntniß als die Wirkung einer melancholischen Stimmung darzustellen, in welcher er das Geleistete mit dem Ideale seiner Bestrebungen verglichen, und gefunden habe, daß er in seinen Leistungen unter demselben geblieben sei. Aber Lessing war nicht der Mann, sich von melancholischen Stimmungen hinreißen zu lassen; er war aber ganz der Mann zu wissen, was ein Dichter sei, ganz der Mann, sich selbst zu verstehen. Als er jenes Wort aussprach, hatte er vollkommen recht, er war kein Dichter, mit der eingebornen, lebendigen Quelle, die durch eigne Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen ausschießt. Und dennoch hat er Meisterstücke in mehren Gattungen der Poesie geschaffen. So hatte er wahrscheinlich auch kein angebornes Talent zur Malerei, ein solches Talent, wie Raphael es besaß, von dem man geistreich sagt, er wäre der größte Maler geworden, auch wenn er ohne Hände geboren

wäre; aber Lessing hätte auch als Maler Meisterstücke hervorgebracht, wenn er gewollt hätte.

Wie die Lyrik durch Klopstock, das Drama durch Lessing fortgeführt oder vielmehr gänzlich umgestaltet wurde, so wurde der epische Poesie durch Wieland eine neue Bahn geöffnet. Zwar hatte das Epos schon vielfache, talentvolle Bearbeiter gefunden; aber theils hatten sich dieselben über die engen Grenzen des komischen Heldengedichts nicht erheben können, wie Zacharia, theils hatten sie Stoffe gewählt, die der epischen Auffassung, ja überhaupt der dichterischen Behandlung widerstrebten, wie Bodmer und viele Andere. In Nachahmung Klopstocks hatte auch Wieland bei seinem ersten Auftreten das Epos im religiösen Sinne aufgesetzt (der geprüfte Abraham): aber seine ächt poetische Natur konnte diese Verirrung nicht lange ertragen, die doch nur eine Folge seines längeren Zusammenlebens mit Bodmer gewesen war. Mit aller jugendlichen Schwärmerei, deren sein poetisches Naturell fähig war, hatte er damals seines älteren Freundes finstere Religiosität in sich aufgenommen, und sie sogar mit Uebermuth Anderen aufzubringen gesucht; aber als eine freiere Lebensanschauung ihm die Nichtigkeit jener orthodoxen Bestrebungen entdeckte, riß er sich nicht allein von denselben los, er trat ihnen sogar feindlich entgegen, und gerieth in entgegen gesetzte Extreme. Daher schloß er sich zunächst wieder an die Franzosen an, deren lebensfrohe und lebensgewandte Darstellung seiner neuen Richtung mehr zusagten.

Das Bestreben dieser drei großen Männer hatte zunächst die Folge, daß man die Sprache, die man bis dahin mehr oder weniger immer als ein Hinderniß größerer poetischer Ausbildung angesehen hatte, schätzen, ja bewundern lernte. Sie hatte unter den Händen jener großen Meister eine so ganz andere Gestalt gewonnen, sie war so kräftig und zugleich so

biegsam geworden, sie hatte mit einem Worte so viele bis dahin unbekannte Reize entwickelt, daß nicht nur Alles darob in Bewunderung ausbrach, sondern jeder selbst sein Glück in der Behandlung der liebgewordenen Muttersprache versuchen wollte. — Es war zum großen Theil nicht ein innerer poetischer Drang, der den Dichtern jener Zeit Poesien entlockte, sondern vielmehr nur die jugendliche Freude, in der Sprache Klopstocks oder Lessings schreiben zu können, und da man vorzüglich die geschmeidige Biegsamkeit, mit welcher die Sprache jedem Bedürfnisse der Darstellung entgegen kam, bewunderte, so suchte man diese Eigenthümlichkeit in ihrem ganzen Glanze zu zeigen; man bestrebte sich, durch die That nachzuweisen, daß die Deutschen mit ihrer unvergleichlichen Sprache alle Dichtungsformen der alten und modernen Literatur nachbilden, ja sich aneignen konnten.

Dies Bestreben der Zeit machte sich besonders unter denjenigen Dichtern bemerkbar, die unter den Namen der Hallischen oder Preussischen Dichterschule bekannt sind. Die diesem Verbands angehörigen Dichter hatten sich größtentheils auf der Universitätshalle zusammen gefunden, und unter ihnen sind es besonders Gleim, Götz, Ullrich, Weiße, Jakobi, Schmidt und Gerstenberg die hier zu erwähnen sind, besonders war es Anakreon, den Götz und Ullrich späterhin übersetzten, der ihnen zum Vorbild diente. Aber hiermit nicht zufrieden versuchte man auch die übrigen griechischen Dichter nachzuahmen, und noch dazu durch die kriegerischen Ereignisse der Zeit angeregt, versuchte sich zunächst Gleim in Nachbildungen des Thyrtäus, dessen Weinamen er auch von seinen Zeitgenossen, wenn auch ziemlich in unverdienter Weise erhielt. Nächst ihm sind hier noch Weiße, Gerstenberg und Lavater zu erwähnen, die indessen bereits schon an den betreffenden Stellen unseres Werkes genannt sind.

Auch Kretschmann und Denis gehören hier-

her, und von ihnen besonders stammt jene Gattung der Poesie her, welche unter dem Namen der Bardiete bekannt ist, und auch hier ist wieder Klopstock als der erste Begründer dieser, jener Zeit eigenthümlichen Dichtungsform anzusehen, die er selbst folgendermaßen definiert: „Es sind Gedichte, deren Inhalt aus der Zeit der Barden, und deren Bildung so fein muß, als wenn sie es wären. Der Bardiet nimmt die Charaktere und die vornehmsten Theile des Plans aus der Geschichte unserer Vorfahren; in den hinzugekommenen Dichtungen muß er jener Geschichte nicht widersprechen, dem alten Kostüm überall gemäß und nie ganz ohne Gesang sein. Aus jener Zeit stammen auch die ersten Versuche der deutschen Poesie, die horazische Ode uns zu übertragen und besonders war Ullrich der erste, welcher die Ode im Geiste des römischen Dichters auffaßte; aber hierbei war er von bloßer Nachahmung weit entfernt. Seine Oden tragen alle den Stempel seiner Eigenthümlichkeit; sie sind der treueste Abdruck seines ernstern, nach Wahrheit und hoher Sittlichkeit strebenden Geistes; in allen zeigt sich eine Größe der Gesinnung, eine Begeisterung für die edelsten Verhältnisse des Lebens, die uns den Dichter lieb und theuer machen.“

Die eigentliche Nachahmung des Horaz beginnt indessen erst mit Ramler, der den römischen Dichter auch zuerst nicht ohne Glück übersezte. Seine Nachahmungen sind aber so frei, als es eine Nachahmung überhaupt nur sein kann; denn Ramler war es nicht sowohl darum zu thun, die poetischen Ideen wieder zu geben, die er bei seinem Vorbilde fand, oder die äußere Gestalt der römischen Oden nachzubilden, als vielmehr die kunstvollendete Schönheit derselben seinen eigenen Gedichten aufzuprägen. Zunächst war es also die geistreiche Composition der horazischen Oden, die er zu erreichen strebte, so wie dann auch die poetische Schönheit der Ausführung mit ihren edlen und wirksamen

Bildern, mit ihrer freien und geistvollen Wendung, mit der überlegten Wahl des Ausdrucks. Beinahe alle Oden Namlers sind nach dem Muster irgend einer Horazischen gebichtet, und sie stellen sich insofern allerdings als Copien dar; aber es sind Copien eines Kunstners, der eben so leicht, ja vielleicht noch leichter, eigene Schöpfungen hätte hervorbringen können. Weil aber bei Namler Alles durchdacht und überlegt, weil der ganze Plan seiner Gedichte wie das geringste Detail in demselben das Ergebniß eines rastlosen, ernstern Studiums der Kunst ist, weil in seinen Oden somit eine ganze Theorie derselben verborgen liegt, so ist kaum ein älterer Dichter geeigneter, die Aufmerksamkeit der Kunstjünger auf sich zu ziehen, als er.

Auch von einigen Oesterreichischen Dichtern wurde die Ode nicht ohne Glück behandelt, und unter diesen sind es besonders Denis, Malatiner, welche den ersten Rang einnehmen.

Derselbe Grund nun, der die Dichter jener Zeit veranlaßte, die gute deutsche Sprache in die Zwangsjacke des engsten Rhythmus hineinzupressen, gab auch die Veranlassung zur Nachbildung der Dithyramben. Ohne daran zu denken, daß eine Dichtungsart wie diese, unter ganz andern Verhältnissen, andern Sitten und in dem Glauben und der Begeisterung an andere Götter gebichtet wurde, — ob auch gleich wir nicht einmal über die Form desselben etwas wissen, da keine derselben sich uns erhalten hat, und uns keine andere Definition gekommen ist, als daß es Lobgesänge zur Ehre der Götter waren, die besonders an dem Bacchusfeste gesungen wurden, so wollten doch die guten Deutschen auch ihre Dithyramben haben, und wenn irgend ein Dichter jener Zeit etwas darin leistete, so war es Willamow, den wir bereits an der betreffenden Stelle unsers Werkes als Fabeldichter erwähnt haben. Auch Johann Heinrich

Wosß, versuchte sich mit noch größerem Glück als jener in dieser Dichtung.

Ebenso wurde auch die Kantate*) und zwar

*) Die Kantate hat sich ursprünglich aus dem Madrigal entwickelt, der sich wegen seiner freieren Bewegung am leichtesten zu musikalischen Compositionen eignet. Als aber in Italien das musikalische Leben immer reger wurde, konnte auch der Madrigal in seiner ersten Einfachheit nicht mehr genügen; man bildete ihn daher nach den musikalischen Bedürfnissen weiter aus, und so entstand diejenige Form, welche wahrscheinlich erst seit dem siebenzehnten Jahrhundert allgemein den Namen Kantate erhielt. Diese ist ursprünglich lyrischer Natur; denn es werden in ihr Gefühle und Empfindungen dargestellt, die um so mehr von aller objectiven Anschauung frei sein müssen, als sie sich mit der Welt der Töne vermählen sollen. Da aber dem Tonkünstler Gelegenheit gegeben werden soll, die mannigfaltigsten Tonverbindungen anzubringen, so konnte die Kantate nicht dabei stehen bleiben, wie das Lied, ein einziges Gefühl darzustellen, da auf diese Weise nur eine einzige, immer wiederkehrende Melodie möglich gewesen wäre. Man mußte vielmehr darnach streben, in dem einen Gedichte eine größere Mannigfaltigkeit von Empfindungen zu verbinden. Dadurch war aber schon ein gewisses, der Lyrik unbekanntes Fortschreiten nothwendig gemacht, welches unmittelbar zur dramatischen Entwicklung führen mußte. Auf diese Weise wurde die Kantate die Darstellung einer Reihe von Empfindungen, welche irgend eine Person vermöge der wechselnden Situationen, in denen sie sich nach und nach befand, bald schwächer, bald stärker bewegten, oder sie wurde der Ausdruck der verschiedenen Gefühle verschiedener Personen, die durch ein dieselben mehr oder weniger betreffendes äußeres Ereigniß hervorgerufen wurden; d. h. die Kantate bildete sich aus, entweder als Monolog oder als Dialog. Daraus folgt allerdings, daß der Kantate eine Handlung zum Grunde liegt, daß sich in ihr eine Reihe von Vorgängen entwickelt, die sämmtlich nach Einem und demselben Ziele streben. Aber die Handlung in einer Kantate muß höchst einfach sein. Die Vorgänge müssen mehr aus den dargestellten, durch sie hervorgerufenen Gefühlen hervorgehen, als von den Personen erzählt

besonders durch Rammeler, Gerstenberg und auch Herder angebaut, und wenn wir noch bei dieser Gelegenheit der Idylle erwähnen, welche Dichtungsart, besonders durch Gessner, Bronner und Ewald von Kleist mit vielem Glück behandelt wurde, so wären wir mit dem Schaffen der preussischen Dichterschule zu Ende, besonders da wir an dem betreffenden Orte über die deutschen Fabeldichter ausführlich gesprochen haben, welche ebenfalls dieser Zeitperiode angehören.

Aus der didactischen Poesie, welcher Gattung wohl alle die erwähnten Dichtungsarten zuzuzählen sind, wenigstens in der Art und Weise, wie wir dieselben auftreten sehen, bildete sich ganz durch Wieland, erst besonders aber durch Herder die Allegorie heraus, der wir

oder gehandelt werden: denn die Kantate darf ihren lyrischen Charakter auf keine Weise verlieren. Doch war es unvermeidlich, daß nicht in einigen Stellen das dramatische Element lebendiger hervortrat, als in andern. Denjenigen Theil der Kantate nun, dessen Inhalt erzählend oder beschreibend ist, nennt man das Rezitativ. Es bildet den wesentlichsten Theil der Kantate, und wird auf eigene Weise, die das Mittel zwischen Gesang und Deklamation hält, vorgetragen, daraus geht schon hervor, daß der Ton im Rezitativ ruhiger ist, als in den übrigen Theilen der Kantate, das Sylbenmaaß ist ungleich und nach den Bedürfnissen wechselnd, so auch der Reim, der auch übrigens gänzlich fehlen kann. In denjenigen Stellen aber, die rein lyrischer Natur sind, sucht die Sprache sich den musikalischen Bedürfnissen möglichst anzunähern; sie strebt nach Wohlklang und schöner Gestaltung; daher tritt, wie im Liede, der Reim und mit ihm wohl auch eine wiederkehrende Strophenform ein. Diesen Theil der Kantate nennt man Arie. Ist die Arie aber ein Gespräch zwischen zwei oder mehreren Personen, so nennt man sie Duett, Terzett, Quartett, Quintett &c. Wenn endlich ein Gefühl viele oder gar alle in der Kantate vorkommenden Personen durchdringt, und sie sich vereinigen dasselbe auszusprechen, so nennt man dies den Chor.

in ihren verschiedensten Gestaltungen, als Parabel, Paramythie, als Legende, Elegie, Hymne, Epigramm, Spruch oder Gnome, begegnen. Unter den Dichtern die hier erwähnt werden müssen steht, wie schon gesagt Herder oben an, gewissermaßen der Verkünder einer neuen Zeit für die deutsche Poesie. Nächst ihm sind als Parabeldichter Nicolai noch, und besonders Krummacher zu erwähnen, die alle mehr oder weniger, Herder zum Vorbilde genommen haben. Dasselbe ist auch bei den Legendendichtern der Fall, von denen wir hier Kosgarten und Schubart erwähnen müssen, obgleich auch später Göthe und Uhland mit der ihnen eigenen Meisterschaft Dichtungen dieser Art lieferten.

Als Epigrammen-Dichter finden wir Kästner, Götting, Lessing und Bürger und mit Nennung dieses letzten Namens sind es die Bestrebungen des Hainbundes (Göttinger Dichterbundes) an welche wir hier uns erinnern müssen. Wir haben indessen über diese Dichterschule bereits an der betreffenden Stelle ausführlich gesprochen und eben so über das unmittelbare hervorgehende Bestreben nach einer volksthümlichen Poesie, welches dadurch noch entschiedener wurde, daß man auch die verschiedenen Dialecte der deutschen Sprache zu bearbeiten suchte, (Grübel, Usteri u. a. m.)

Alle Bestrebungen und dichterischen Erscheinungen von Haller bis auf Göthe lassen sich also dahin zusammen fassen, daß sie sämmtlich die deutsche Kunst von dem Zwange des Fremden zu befreien, und sie auf ihre nationale Eigenthümlichkeit in Sprache und Anschauung zurückzuführen suchten. Bis auf wenige sind die meisten Dichtungen nicht sowohl ihretwegen selbst da, als vielmehr durch irgend eine Nebenrückicht hervorgerufen, und sie haben eben deshalb alle eine gewisse polemische Richtung und Färbung, auch dann, wenn der Dichter sich dieser nicht bewußt war. So eröffnet Haller der Trivoli-

tät seiner Vorgänger gegen über eine ernstere Gedankenwelt, welche durch die sächsische Schule verbreitet, aber auch oft verwässert wurde: Klopstock begründete eine nationale Sprache und Gesinnung, Lessing brach tieferer Kunstansichten eine erfreuliche Bahn, und Wieland bemühte sich, der Sprache die gefährdete Nützlichkeit und Geschwindigkeit zu retten. Die preussischen Dichter faßten diese Bestrebungen zusammen und stellten sie durch allseitige Bemühungen fest. Nun konnte Herder in die Tiefen der poetischen Anschauung selbst dringen, und der schon geübten und gestärkten Sprache und Kunstbildung die eigentlichste Welt der Poesie eröffnen, die sich als Volkspoesie zum Theil im Hainbund abspiegelte, dessen steter Rückblick auf Klopstock die erworbene Nationalität der Sprache und Gesinnung für immer wahren und sichern mußte. Nun war es dem dichterischen Geist erst möglich, sich frei und allseitig zu bewegen. Die Sprache war kräftig, biegsam, umfassend geworden; sie konnte allen poetischen Anforderungen Genüge leisten; die Kunstansichten hatten Sicherheit, größere Bestimmtheit und fortschreitendes Leben erhalten, das jeder Erwartung zugänglich, jeder naturgemäßen Entfaltung fähig war; es hatte sich endlich das Meer des poetischen Aufstauens in seiner unerschöpflichen Tiefe erschlossen, und schien nur auf den Meister zu harren, der es zum Leben erwecke. Dieser Meister war Johann Wolfgang von Goethe, in dessen Erscheinen sich alle diese Bestrebungen der Zeit zu einem harmonischen Ganzen gestalteten. Während einerseits, der Raum eines so bedrängten Auszuges wie der vorliegende es kaum möglich macht alle die Verdienste zu erwähnen welche sich der Altmeister der deutschen Poesie um dieselbe erworben, so haben wir andererseits, bereits schon an den betreffenden Orten ausführlicher seine und seines großen Nebenbuhlers Friedrich von

Schillers Thätigkeit berichtet, und deren vielseitige Wirksamkeit, auf deutsche Poesie und Kunst überhaupt zu erwähnen gesucht. Wir gehen daher gleich zu den Zeitgenossen dieser beiden Coryphäen der deutschen Literatur über, in deren Werken zwar Schillers und Goethes mächtiger Einfluß nicht zu verkennen ist, die aber doch dabei eine für sich bestehende Erscheinung der damaligen Zeit bilden. Fast bei allen von ihnen finden wir eine Vorliebe für Sentimentalität eine Art von beschreibender Poesie, wie dieselbe seit dem preussischen und dem göttinger Dichterbunde nicht wieder aufgetaucht war. Unter ihnen ist es besonders Matthiffon, der schnell berühmte, aber noch schneller vergessene, der an der Spitze derselben steht. In der That ist es ein seltsames Schicksal welches diesen Dichter betroffen. Seine Arbeiten wurden bei ihrem ersten Erscheinen mit den allgemeinsten Beifall aufgenommen, selbst die bedeutendsten Dichter jener Zeit ließen es an Lob und Anerkennung nicht fehlen und jetzt sind sie verschollen und vergessen. Es ist sogar nicht weg zu läugnen daß Matthiffon einen sehr bedeutenden Einfluß auf die damalige Zeit ausübte, daß eine große Zahl damaliger Dichter sich seinen Bestrebungen anschloß. Hierher gehören besonders Salis, Liedge, Louise Brahmman, Mahlmann, Seume, bei welchem letzteren die Sentimentalität allerdings nicht die Oberhand über seine kräftige, nach Freiheit ringende Seele erhalten konnte.

Zwei Umstände waren es nun in jener Zeit die ganz besonders dahin wirkten, der deutschen Poesie eine neue Richtung zu geben, die eine geraume Zeit hindurch alle andern Bestrebungen verdunkelte. Der erste dieser Umstände lag in Entwicklung der Poesie selbst. Wir haben vorher gesagt, daß die weiche, mattscherzige Sentimentalität Matthiffons zu großen Ehren gelangt war, daß sie durch ihre ganz äußerliche Po-

litur Alles, selbst die besten unter den Dichtern geblendet hatte. Als der erste Hauch vorüber war, mußte sich eine um desto kräftigere Opposition dagegen herankommen, je stärkere Wurzeln sie geschlagen hatte. Um dieselbe Zeit hatten Kozebue und Iffland die Alleinherrschaft des Theaters an sich gerissen, und bei großem Talent doch nur wenig Gutes, wohl aber viel Schlechtes producirt, das um so nachtheiliger wirken mußte, als es sich die Neigung des großen Publikums zu erwerben verstand. Wie das Theater von seiner kaum errungenen Höhe herabsank, wie es gemißbraucht wurde, um die gemeinsten Lebensverhältnisse darzustellen, zeigt uns die treffliche Satyre „Shakspears Schatten,“ von Schiller. Bei dem großen Einfluß, den das Theater auf die poetische und sittliche Entwicklung eines Volkes hat, galt es, diesem Treiben kräftig entgegen zu wirken, es that um so mehr Noth, als jenen Theaterdichtern, namentlich aber dem Kozebue ein bedeutendes dramatisches Talent nicht abgesprochen werden konnte. Da nun die Kozebue'sche Poesie auf der Darstellung des flachen alltäglichen Lebens beruhte, da seine Dramen mehr oder weniger die höhere Sittlichkeit, den Glauben an das Wahre, die Liebe für das Edle und Gute untergruben, so mußte die ihm entgegretende Opposition nothwendig an das innere Leben, an die Tiefe des Gemüths appelliren, sie mußte für Religion und Glauben, für Wahrheit und Liebe in die Schranken treten. Und weil Mathisson in seinen Schilderungen, so oft er sich mit der Natur beschäftigte, derselben doch niemals eine höhere Anschauung abgewinnen konnte, da sie ihm vielmehr immer als eine Masse von zwar schönen, aber leblosen, und alles innern Zusammenhangs entbehrenden Erscheinungen sich darstellte, so suchte man im Gegensatz in die geheimnißvollen Tiefen derselben zu dringen und ihren

Geist zu erfassen. Diese Bestrebungen wurden freilich durch die damals sich entwickelnde Naturphilosophie Schelling's mächtig unterstützt.

Der zweite Umstand, welcher zur Ausbildung der romantischen Poesie wesentlich beitrug, liegt in den politischen Verhältnissen der damaligen Zeit. Deutschland war von der französischen Uebermacht erdrückt. In den bessern und kräftigern Naturen weckte die Trauer über das Unglück des Vaterlandes zugleich auch die Sehnsucht nach glücklicheren Zuständen; aber bei der Zerrissenheit des Landes, bei der Unmacht der einzelnen Völkerschaften, und der immer mehr steigenden Macht des Feindes konnte die Hoffnung auf eine bessere Zukunft kaum erstehen. Da blieb kein anderes Mittel, als aus dem erdrückenden Leben zu flüchten und ein anderes aufzusuchen, das dem nach Freiheit und Nationalität sich sehrenden Herzen Befriedigung gewähren konnte. Schon vor und durch Lessing war man auf die Herrlichkeit des deutschen Mittelalters aufmerksam geworden, wo Staat, Kirche und Poesie, wie später nie wieder, segensreich emporblühten. Man hatte diese große Zeit in der Folge zwar nie ganz aus den Augen verloren, öfters hatten bedeutende Männer, wie Herder, den Blick dahin gelenkt, aber ohne großen und bleibenden Erfolg. Was die begeisterte Mahnung Herders nicht hatte vollbringen können, das gelang der von Aussen eindringenden Noth. Man flüchtete sich zur ehemaligen Herrlichkeit des deutschen Volkes, um in ihr Trost und Stärkung gegen den Druck der Gegenwart zu finden, Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu schöpfen. Nichts war aber geeigneter, die sinkende Poesie zu verjüngen, sie mit neuer Lebenskraft zu erfüllen als der Rückblick in eine Zeit, die in jeder Beziehung so reich an poetischem Leben und die zugleich das Bild selbständiger und vollkommener Nationalentwicklung gewährt. Klop-

stock hatte, um die Volksthümlichkeit der heimatischen Kunst zu retten, auf die älteste Geschichte des Volkes zurückgewiesen; da jedoch weder in historischer, noch viel weniger aber in poetischer Beziehung ein fester Standpunkt gewonnen werden konnte, so konnte auch das Resultat den Erwartungen nicht entsprechen. Im Mittelalter dagegen fand man eine uner-schöpfliche Fülle von historischem und poetischem Leben, das, in die Gegenwart ausgefäet, die reichsten Früchte tragen mußte. So richtig die Idee der Romantiker aber auch war, so irrten sie doch darin, daß sie das Wesen von der äußeren Erscheinung nicht trennten. Statt die poetischen Elemente, die sich in jener herrlichen Zeit so reichlich darbieten, auf die Gegenwart zu übertragen, und diese eben dadurch zu beleben, oder auch nur zu erfrischen, gaben sie die Gegenwart ganz auf, und wollten, in die fortschreitende Entwicklung des Lebens verwegen eingreifend, die längst abgestorbene Zeit wieder ins Dasein zurückrufen. Allerdings hatte sich im Mittelalter ein überaus poetisches Leben entwickelt, das, auf Nationalität, Vaterlands-liebe, Religion, Natur und Liebe beruhend, als Ritterthum, Mönchswesen, Herrschaft des Adels und der Geistlichkeit u. s. w. zur Er-scheinung gelangt war. Aber die Ideen waren nicht an diese vergänglichen Formen gefesselt, wie die Romantiker wähnten; das Höhere, das Geistige allein mußte gerettet, mußte auf-genommen, in die Gegenwart und ihre Er-scheinungen übertragen werden. Da die Ro-mantiker dies nicht thaten, da sie ihre Zeit und deren gerechte Anforderungen verkannten, konn-ten sie auch nicht volksthümlich werden, eben so wenig, ja noch weniger, als Klopstock es jemals werden konnte, welchen übrigens die meisten Dichter der romantischen Schule an poetischem Genie weit übertrafen. Nur so

lange Deutschland unter dem fremden Joche schmachtete, so lange die Gegenwart beengend und drückend auf dem Volke lastete, konnten die Romantiker ihren Irrthum vergessen machen; als aber das Volk die Fesseln des Eroberers zerbrochen hatte, als es in sich die Gewähr einer schöneren Zukunft fand, da verlor die Schule, die immer nur in der abgestorbenen Vergangenheit das Heil der Zukunft erblickte, allen Boden. Denn der Dichter soll wohl über seiner Zeit stehen, aber er darf nimmermehr hinter ihr und ihren begründeten Anforderungen, hinter ihren Fortschritten zurückbleiben. „Tragen wir nun, sagt Mundt in seiner Geschichte der neuern Literatur „wie sich zuerst diese Gesellschaft, welche die romantische Schule genannt worden, zusammen gefunden habe, so stellt sich uns ein Kreis von strebenden Jugendgenossen vor Augen, der in gleichen Bildungselementen sei-ner Zeit sich begegnete und verband. Als ein äußerer Vereinigungspunkt erscheint uns dabei die Universität Jena zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo sich in den dort zusammen-treffenden Geistern alle Einflüsse, aus denen die neue Schule sich mischte, auch nach der Seite ihrer philosophischen Abstammung hin in engster Berührung zeigten. Dies Leben in Jena hat Niemand so trefflich geschildert, wie Stef-fens, den man auch als einen Angehörigen der Romantik betrachten muß, in sofern er dieselbe bis auf die speculativen Höhen der Schelling'schen Philosophie verfolgte, und sich in dieser Verwurzelung der Romantik mit der Speculation so ausbildete, daß er als Philosoph immer Romantiker, und als Ro-mantiker immer Philosoph war. „Es war wohl eine schöne Zeit — heißt es in dem Novellencyclus von den vier Norwegern — die ich in Jena verlebte. Ich kann ohne freudige Nahrung, ja ohne Begeisterung nicht an sie

denken. Ein neues Zeitalter wollte beginnen, und regte sich in allen empfänglichen jugendlichen Gemüthern.

Wo wir hinsahen, erblickten wir bedeutende Männer, die hier einen Mittelpunkt des wechselseitigen Verständnisses gefunden hatten. Göthe gehörte diesem Kreise zu, und ward als sein Stifter betrachtet. Die bedeutende Stelle, die er bekleidete, wie sie sonst wohl die Jugend entfernt, nicht selten zum Widerstand reizt, schien uns durch ihn einen hohen Glanz zu erhalten, in dem sie ihn auch äußerlich erhob. Es war für die anmuthigeren Formen des Lebens, für die zarteren Verhältnisse der Geselligkeit nicht ohne Einfluß, daß ein solcher Mann der Jugend genähert wurde, wenn er auch nur aus der Ferne erschien, und an keine nähere Verbindung zu denken war. Er war dennoch geistig in unserer Mitte, indem sein Geist durch Männer, die wir so hoch verehrten, in seiner tieferen Bedeutung hervortrat. Und welche Männer waren hier versammelt! der starke Fichte, der mächtige Schelling, dessen gewaltiges Ringen uns anzog, Tieck, die Gebrüder Schlegel; Novalis erschien als Gast, Schleiermacher, obgleich fern, gehörte dem Kreise zu, und wenn gleich mancher Widerstreit unter so entschiedenen Naturen sich frühzeitig entwickeln mochte, wir kannten ihn nicht, ahneten ihn kaum, und erblickten nur den blühenden Frühling einer neuen geistigen Zeit, den wir mit jugendlicher Hefigkeit frohlockend begrüßten.“

Als die erste umfassendere Schöpfung, durch welche die neue Epoche auf productivem Wege sich angekündigt hatte, kann man gewissermaßen den großen Roman Tieck's, William Lovell betrachten, der zuerst im Jahre 1796 erschien. Schon in diesem Roman, welcher die frühe Ausgeburt mächtiger Jugendkämpfe ist, zeigt sich das neue Streben dieser Generation als aus

einer Anknüpfung an die Göthe'sche Poesie entsprungen. Denn vorherrschend sind darin die Elemente des Werther und Faust auf eine eigenthümliche Weise verarbeitet und bekämpft, welche Elemente so sehr der allgemeine Inhalt des Zeitgeistes geworden waren, daß sie das Individuum nicht mehr von sich abzuweisen vermochte. Es war dies die absolute Seculation und die lyrische Subjectivität, welche sich in die Tiefen der Unendlichkeit stürzte, an denen sie ihr individuelles Dasein zerschaltete. Tieck faßte diese beiden Richtungen im William Lovell zusammen, und stellte sie als Ausartungen der individuellen Menschennatur dar, die mit einem erhabenen Anfang zu einem ganz gemeinen Ende gedehnte. Indes faßte er die Erhabenheit dieses Anfangs nicht tief und idealistisch genug, und die Gemeinheit des Endes zu cynisch. Daß er in der Manier dieses Romans die Göthe'sche Darstellung nachgeahmt habe, läßt sich wohl nicht behaupten, wenn auch sonst in den Productionen Tieck's aus dieser frühen Zeit ein so hohes Bestreben nicht zu verkennen ist. Die lyrischen Briefe und Ergießungen des William Lovell erinnern allerdings an die des Werther wie an die Monologe des Faust, aber das lyrische Element, das sich bei Göthe rein und im volltönenden Ausdruck der Innerlichkeit ergießt, wird bei Tieck eine chaotisch herumschweifende Phantastie. In diesem Roman zeigt sich zuerst und am mächtigsten die dämonische Gewalt der Phantastie, welche die neue Dichtergeneration ergriffen hat. Hier wogt die tiefe Nacht und das gräßliche Chaos eines dunklen menschlichen Innern, das alle Schleißen der Melancholie und Hypochondrie in sich eröffnet hat. Sehen wir solche Productionen in der Geschichte der Poesie als Reinigungen von der eigenen Verworrenheit, gleichsam als Polemik eines Dichters gegen sich selbst, hervortreten, so giebt uns Tieck in der Vorrede zur neuen Ausgabe des

des Lovell (vom Jahre 1814) zugleich als Standpunkt dieses Romans eine Polemik gegen seine damaligen Zeitgenossen an, „denen er ein Gemälde ihrer Verwirrung und ihres Seelenübermuthes hinzustellen suchte, das seine Abweichung von ihr gleichsam rechtfertigen sollte.“ Als Vorläufer des William Lovell kann in dieser Beziehung schon die Erzählung: Abdallah, von Tieck, gelten, in der uns bereits jene auf riesenhafte Geburten sinnende und in einem Nachtdunkel der Verwirrung sich gefallende Macht der Phantasie, seltsam, doch oft in colossalen Zügen, entgegentritt.

Diese neue Richtung der Schule, welche sich gewissermaßen über Hals und Kopf in der Phantasie, besonders auch darin zeigte, daß sie über die Phantasie wiederum phantastirte, charakterisirt sich noch in einem anderen Roman von Tieck, Franz Sternbald's Wanderungen, in denen sich die ganze ästhetische Manier dieser neuen Epoche, und ihr Bewußtsein über die Kunst, von dem sie ausging, am naivsten ausdrückte. Dieser Künstler-Roman, in dem die Götthe'sche Prosa im Wilhelm Meister nachgeahmt ist, offenbart als Darstellung eines in sein Künstler-Leben und in sich selbst versenkten und in seinen Empfindungen verschwimmenden Individuums ganz erschöpfend den Standpunkt der neuen Schule, welche durch eine geniale Reflexion über die Poesie, zur Poesie und durch die Andacht zur Kunst, zur Kunst zu gelangen sucht. In diese Anfänge der romantischen Schule mischte sich demgemäß eine Art von Kunstpietismus, dessen Streben, mit einer sehnfüchtigen Andächtelei einen Heiligenschein auf die Kunst zu werfen, uns eben so sehr als Krankheit erscheinen muß, wie die religiöse Frömmelikeit selbst. An dieser Kunstfrömmelikeit aber, die sich besonders im ersten Theil des Sternbald und in den Herzensergießungen des kunstliebenden Klosterbruders, wie in den

Phantasten über die Kunst, ihren Ausdruck gab, war Tieck nicht für sich allein betheiligt, sondern er verfaßte diese Partien in Gemeinschaft mit seinem Jugendfreunde, dem früh verhallten Wackenroder. Es ist dabei die Anregung, welche auch diese Tendenz der romantischen Schule durch Götthe empfangen, und zwar hier durch seinen Tasso, nicht zu verkennen, in welchem letzteren schon das Vorbild gegeben war, das Leben und Wesen des Künstlers in seinen inneren und äußeren Verhältnissen zur Ansicht einer poetischen Darstellung selbst zu erheben.

Der Umgang, welchen Tieck bei seinem Aufenthalt in Jena mit den Gebrüdern Schlegel und Schelling fand, scheint vornehmlich Ursache gewesen zu sein, daß dieser hochbegabte Dichter, der durch eine Isolirung in seiner eigenen Phantasie vergehen zu wollen schien, sich zu einer schärferen, seine Zeit ergreifenden Wirksamkeit entschloß. Denn von nun an beginnt er eine Periode, die sowohl reicher an Gegenständlichkeiten ist, als auch wegsamer in das äußere Gebiet der Literatur hinausgreift, und dabei das Bewußtsein einer neuen romantischen Poesie immer entschiedener und voller entfaltet. Selbst seine Märchenwelt, der er schon früher unter der Firma des Peter Leberecht die herrlichsten Gestalten abgewonnen hatte, erstrebt in ihrer feinen Verbindung mit Humor und Satyre jetzt eine realere Haltung und rüttelt im Prinzen Zerbindo das Jahrhundert aus seiner materialistischen und aufklärerischen Versteifung auf. Die der Poesie abgeneigte Gesinnung der Zeit wird darin durch den höchsten poetischen Reiz geflachtet, und mit den Erscheinungen des Märchenlebens übermüthig genug in Contrast gebracht. Dazu übernimmt Tieck die Uebersetzung des Don Quixote von Cervantes, obwohl mit einer unvollkommenen Kenntniß der Sprache, doch in

einem der ganzen Literaturbewegung möglichem Geiste. Die Ironie, die Cervantes auch aus einem Gegensatz zu seinem Jahrhundert in sich erzeugt, wird mit ihrer geistreichen Virtuosität in Behandlung der Lebenscontraste zu einem Eigenthum der neuen Schule gewonnen. Gleichzeitig beschäftigte sich Tieck viel mit den deutschen Minnesängern und ihrer Bearbeitung, und von seinem Antheil an Shakespeare gab er in dem „Poetischen Journale“ die bedeutendsten Verheißungen. Gozzi ward von ihm nachgeahmt und überhaupt mit den italienischen und spanischen Dichtern ein Verhältniß eingegangen, an dem sich die deutsche Poesie sowohl durch die künstlichen südlichen Maaße und Formen, als durch den weichen schmelzenden Geist des Ausdrucks, bereichern sollte. Nach dem sich Tieck aller dieser Elemente innerlich und äußerlich bemächtigt hatte, ging er an eine umfassende Schöpfung, in welchem die neue Romantik ihren höchsten Ausdruck und Aufschwung finden sollte. Dies war die *Genoveva*, die in ihrer einfachen Anknüpfung an die Sage den ursprünglichen Kern des poetischen Lebens erfassen, und zugleich in dem Schmuck und Glanz der Ausführung alle Reichthümer der poetischen Form enthalten sollte. So ist in dieser Dichtung das wunderliche Schaugepräge entstanden, das wie ein Jahrmarkt aller poetischen und ästhetischen Ueberlieferungen sich ausnimmt. Von allen Künsten werden hier gewissermaßen die Effecte abgeborgt, um eine Transfiguration der Poesie hervorzu bringen. An malerischen und musikalischen Motiven schwelgt man im Ueberfluß, und wo die Töne schweigen, reden die Wipfel und Wälder in geheimnißvollem Rauschen. Die Naturpoesie feiert ihren Carnival in diesen Formen und Bildern, alles tummelt sich und überflürzt sich, um an dem Rausche, der die ganze Schöpfung ergriffen zu haben scheint, theilzunehmen. Es kommt indeß zu diesem romantischen

Aufrubr der Natur zu viel künstliche Quälerei hinzu, als daß es bei dem frischen, natürlichen Eindruck verbleibe. An die Stelle des Blumen Duftes tritt oft eine moralische Mäucherei, und die Vogelstimmen klingen wie abgerichtete Kastriaten bei einer Messe. In der *Genoveva* ist die Romantik überhaupt am offensten beim Katholicismus zur Beichte gegangen, und zwar wie von selbst ein Zug all der süßen Spielerei dazu hingerissen. Jetzt schon angelegt, aber später vollendet wurde der „Kaiser Octavianus,“ den eine größere Klarheit und Abgeschlossenheit auszeichnet, und indem das Chaos dieses romantischen Dichters sich gewissermaßen zu einer sicheren Harmonie abgeklärt hat. Es herrscht hier nicht die ängstliche schwüle Luft wie in der *Genoveva*, das romantische Wesen ist zu einem heiteren Durchbruch gekommen und die humoristische Charakteristik stellte die ergößlichsten Figuren auf, die mitten unter all dem Rauschen und Reigen einen festen körperlichen Anhalt geben. Die „alte Pracht“ hat es in ihrer Erneuerung wirklich zu einem Meisterstück gebracht, und man kann den Octavian für die vollendeteste Dichtung ansehen, welche der neuen Schule gelang, in so fern sie den Geist der Romantik in der klarsten Form und die romantischen Formen in dem reinsten und innigsten Geist der Schönheit wiedergab. Eine Hauptrolle spielte in dieser Poesie allerdings die Metrik, die dem deutschen Geist ganz neue glänzende Fesseln anlegte, sie aber auch zu Wendungen und Aeußerungen verführte, die mehr der Form als dem Inhalte angehörten, und überhaupt das inhaltlere Empfindeln das Tönen um des bloßen Tons willen, begünstigten. Einen solchen metrischen Ball veranstaltete die ganze Schule im Verein, in dem *Musen-Almanach* für das Jahr 1802, welchen Tieck zusammen mit August Wilhelm Schlegel herausgab, und wo das Sonett,

die Canzone, das Triolett, die Stanze und die Terziet oft wahrhaft bacchantische Reigen aufführten. Tieck hatte unzweifelbar den rechten Ton, wie das rechte Maas in der Einführung des romantischen Elements getroffen; die Sehnsucht nach dem Höheren, Ueber sinnlichen hatte sich in ihm als Sehnsucht nach innigster Vereinigung mit der Natur, als der lautersten Gottesoffenbarung ausgesprochen; er suchte in die geheimnißvollsten Tiefen der Natur zu dringen und sie dem Menschen zu enthüllen. Aber ob er gleich nicht die äußeren Erscheinungen als solche darstellte, sondern vielmehr die in ihnen liegende Gottesprache verkündigte, so mußte er doch jene zur Basis seiner Poesie machen, und so konnte er denn nicht aller Realität entsagen, sie war vielmehr die unentbehrliche Brücke, über die er zu seinen poetischen Ideen gelangte, ihm war sie der magische Spiegel, durch welchen er seine reiche Gedankenwelt zur Anschauung brachte. Nun gingen aber seine Freunde und Nachfolger noch einen Schritt weiter; sie suchten alles Reale abzustreifen und ohne Mittelglied, ohne realen Anhaltspunkt es unmittelbar an das Ueber sinnliche anzuschmiegen; sie wollten dieses in seiner unkörperlichen, durchaus geistigen Natur zu poetischer Anschauung bringen. Freilich lag hierin ein unauf löslicher Widerspruch, welcher sie bald zwang einen andern Weg einzuschlagen. Nothgedrungen warfen sie sich wieder auf das Reale, ja sie gingen sogar weiter als Tieck, der sich immer an die Natur gehalten hatte; sie zogen die historische Welt ins Bereich der Poesie, wobei sie aber wie Tieck, nicht sowohl die Erscheinung selbst, als vielmehr die ihr zu Grunde liegende Idee im Auge hatten; sie betrachteten die Erscheinungen als Symbole eines höheren Gedankens, den in jenen zur Verkörperung gelangt sei. Endlich genügte ihnen auch dies nicht mehr, die äußeren Erscheinungen erschienen ihnen nicht

mehr als bloße Symbole über sinnlicher Ideen, sondern als diese Ideen selbst; sie wagten, die christliche Glaubensansicht, nach welcher Gott sich in menschlicher Gestalt den Menschen geoffenbaret habe, auf rein historische Erscheinungen, auf menschliche, vergängliche Einrichtungen überzutragen, und diese als Offenbarungen Gottes zu verkünden. Und da sie, wie überhaupt Alles, von der trostlosen Gegenwart zurückgedrängt waren, so waren es Erscheinungen und Einrichtungen der Vergangenheit denen sie ihre Liebe zuwandten, welche sie auf die angegebene Weise vergötterten. So erhielt die mystische Neigung der Romantiker eine feste Gestalt, sie sprach sich aus als Sehnsucht nach dem verbliebenen Glanze der Hierarchie und des Ritterthums, welche beide sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln, oft mit großem Talent, als ein neues Evangelium verkündigten.

Diese Neigung zum Mystischen erblickten wir zuerst in Friedrich v. Schlegel, denn ob er gleich später, da sein Ruhm als Dichter bereits fest begründet war, in die Irbahn des entschiedensten Mysticismus sich verirrete, so sind doch auch schon seine frühesten Gedichte zum Theil Zeugen davon, daß es ihm an klarer Auffassung des Lebens mangelte. Man betrachte nur die in altklassischer Form gedichtete Elegie: „Herkules Musagetes“, deren oft bedeutende Unklarheit die großen Vorzüge, die ihr nicht abgesprochen werden können, gar sehr verdunkelt. Es ist kaum möglich den Hauptgedanken, den der Dichter durchführen wollte, herauszufinden, eben so wenig begreift man die Uebergänge von einer Idee zur andern. Das Ganze zerfällt in zwei Theile. Der erste von B. 1—80 erscheint als Einleitung zum folgenden bis an's Ende reichenden Theile. Diese Einleitung berührt aber die mannigfaltigsten Gegenstände; nur der Gedanke, daß die Poesie in Verfall

gerathe, obgleich treffliche Männer das Höchste gezeigt und errungen hätten, und daß er, der Dichter, eine Ahnung des Besseren in sich trage, muß wohl als die Grundidee dieser achtzig Verse angesehen werden, an welche sich dann der zweite Theil schließt, der die Ansichten des Dichters über Poesie und Kunst entwickelt.

Aber nicht bei Friedrich von Schlegel allein, sondern auch unter den meisten Nachfolgern Tieck's finden wir dies Abirren von den richtigen Wegen, dieses Hinneigen zum Mystischen wieder.

Hierher gehören Hardenberg bekannt unter dem Dichternamen Novalis, Achim v. Arnim, der wohl von allen Romantikern nach Tieck das größte Talent besaß, ferner Clemens Brentano, welcher durch die Hinweisung auf das deutsche Volkslied, sich bedeutende Verdienste erwarb, und auch Fouqué der ritterliche Sänger ist hier zu nennen.

Unmittelbar aus dieser mystischen Richtung der romantischen Schule entspringend, sehen wir zu jener Zeit auch das geistliche Lied wieder erstehen, obgleich nur wenige Dichter, die dieser Richtung angehören das eigentliche Kirchenlied cultivirten. Indessen scheint dies seinen Grund darin zu finden, daß die Meisten, und insbesondere die bedeutendsten Romantiker der Kirche, wie sie sich ihnen darbot, mehr oder weniger entfremdet waren, wie denn viele von ihnen die Confession, in der sie geboren waren, verließen, und sich in eine andere, ihren Bestrebungen näher verwandte, flüchteten. Ferner mochte dazu beitragen daß sie das religiöse Leben in alle Beziehungen hinüber trugen, und das religiöse Lied daher sehr oft die Gestalt des weltlichen annahm, wie wir in den früheren Abschnitten gesehen haben. — Außer Hardenberg ist hier Lavater zu nennen, und mit ihm Binzendorf, die mit einer religiösen an Schwärmerci grenzenden Begeisterung, die

christliche Liebe, als das Grundprincip alles Bestehenden in ihren Dichtungen verherrlichen, auch Albertini Knapp und Falk schloßen sich in dieser Richtung den Romantikern an, ohne indessen in ihren eigentlichen Grundprincipien mit denselben verwandt zu sein.

Auch auf dramatische Poesie jener Periode hatte die Romantik einen entscheidenden Einfluß geübt, ja wir können sogar sagen, daß sie ihre Bestrebungen zunächst gegen den Unfug richtete, den Kogebue und Iffland, ihre Talent mißbrauchend, auf die deutsche Bühne ausübten. — Selbst Göthe und Schiller hatten vergeblich gegen dieses dramatische Unwesen angekämpft, und leider konnten die Romantiker dem verwöhnten Publikum keinen reellen Ersatz liefern, da sie sich durch die Grenzen, in welche die dramatische Kunst gewiesen ist nicht fesseln ließen. So trefflich in ihrer Art die dramatischen Poesien Tieck's auch sind, so sind sie doch durchaus untheatralisch, und sie konnten eben deshalb der theatralischen Macht Kogebue's keinen Abbruch thun. Noch weniger gelang dies, als man sich einer falschverstandenen Nachahmung Shakespeares oder Calderon's hingab, welcher letztere der aufstauenden Neigung zur Musik nur zu viel Nahrung gab, so daß sich nach und nach die Idee der Schicksalstragödie entwickelte, welche eine zwar glänzende, aber glücklicher Weise nur kurze Periode hatte, weil das kräftig sich ermannende Leben in Kunst und Politik ihr bald allen Boden entriß, den sie so schnell gewonnen hatte.

Viel früher hatte A. W. Schlegel versucht, die rein griechische Form einzuführen und darin Nachahmer gefunden (Fr. Schlegel, Apel); aber es fehlte diesen Versuchen eben so sehr die innere Nothwendigkeit, als den spätern Kopirungen Calderon's, weshalb sie bald

wieder in Vergessenheit gerathen mußten. Am wenigsten konnte man an der Verschmelzung des Klassischen und Romantischen, wie Friedr. Schlegel es (in seinem *Markos*) versuchte, Behagen finden. — Außer Tieck und Schlegel erwähnen wir hier Fr. Müller der besonders in seiner *Niobe* seinen wahren Künstler Ruhm bewährt hat. — Ebenfalls der romantischen Schule angehörend, wenn auch mehr aus der ideellen Richtung, ist Heinrich v. Kleist. Sein *Prinz von Homburg*, *Räthchen von Heilbronn* und besonders sein schönes Lustspiel, der zerbrochene Krug, letzteres wohl eine der besten Schöpfungen deutscher dramatischer Kunst, überhaupt, sichert ihm eine ehrenvolle Stellung unter den deutschen Dramatikern. Auch *Dehleschlägers* müssen wir gedenken, der indessen an innerem Gehalt weit hinter Kleist zurück steht.

Das Zurückgehen der Romantik in das Mittelalter hatte auf einem sehr natürlichen Wege zu der Poesie der südlichen Völker und der des Morgenlandes geführt, in deren Studium man sich allmählig zu versenken begann, und bald genug wurden Versuche gemacht, die südlichen Formen nach zu bilden, und sie in der deutschen Poesie einheimisch zu machen. Zunächst war man auf die hohe Bedeutung des Reims, auf seine mannigfaltige Wirkung, wie auch auf eine durchgreifendere Behandlung desselben aufmerksam gemacht worden, denn ob schon Göthe in dieser Beziehung Vollkommenes geleistet hatte, so war es doch kaum zum Bewußtsein gekommen, weil man die Vortrefflichkeit seiner Dichtungen mehr ihrem Inhalte als ihrer Form zuschrieb. Bei den südlichen Völkern hingegen ward es oft genug offenbar, daß aller Reiz dieser ohne jener Dichtung auf die geschickte Behandlung des Reims beruhe, weil ihr Gehalt mehr oder weniger bedeutungslos

war. Man suchte daher diese Eigenthümlichkeit ebenfalls nachzunahmen, und es ist wohl kein Zweifel, daß das Bestreben der Romantiker nach schöner und geschickter Behandlung des Reims unendlich viel dazu beigetragen hat, demselben die Bedeutung geben, die er in unsern Tagen erlangt hat, so wie man anerkennen muß, daß ihre desfallsigen Bemühungen auf das schönste gekrönt wurden; die meisten Dichter dieser Schule zeichnen sich in der oft wunderbar glücklichen Behandlung des Reims aus. — Das Sonett, die Canzone, die Siciliane, die Sestina, das Mitornell, die Glosse, das Ghafel und ähnliche dahin gehörende Dichtungsformen fanden ihre Bearbeiter, und vor Allem ist es wohl Rückert besonders, der sich, wie schon erwähnt, in der Kunstfertigkeit, denn man kann es doch kaum anders nennen, auszeichnete, die deutsche Sprache in diese fremdartigen Formen einzupressen. — Sogar eine malyische Form finden wir durch Chamisso wieder gegeben.

Die Bedrängnisse, in welcher das deutsche Vaterland schmachtete, hatte das Gemüth der Besseren von der Gegenwart abgezogen; sie hatten sich mit ihren Wünschen und Hoffnungen der Vergangenheit zugewendet, ja zum großen Theil in die Irrgänge des Mysticismus verloren. Doch behielt, besonders in den ersten Zeiten, als die romantische Schule sich entwickelte, die Gegenwart auch noch ihre Rechte; sie ließ sich selbst durch das schönste poetische Leben nicht vergessen: sie ließ sich eben so wenig abschütteln, als der Druck, unter welchem das deutsche Volk seufzte. So gestaltete sich die Betrachtung der dumpfen, niederbeugenden Gegenwart oft zum tiefgefühlten Klagliede über das Unglück des Vaterlandes, das Anfangs schwächer, dann immer in stärkeren Tönen auch die Sehnsucht und Hoffnung nach besseren Verhältnissen aussprach, bis es endlich, als das Volk

mit erwachendem Selbstgeföhle sich erhob, den fremden Eroberer aus dem geliebten Vaterlande zu drängen, in das kräftige Kriegs- und jubelnde Siegeslied übergieng.

Außer den schon erwähnten, hierher gehörenden Dichtern, müssen wir hier noch zunächst zwei Männer nennen, welche, wie man wohl mit Recht sagen kann, jener unglücklichen Zeit zum Opfer wurden. Der eine von ihnen ist Sonnenberg, dessen gewiß nicht gewöhnliches Talent, leider nicht zur Reife kommen konnte, da er sechsundzwanzig Jahr alt, niedergebengt durch das Unglück seines Vaterlandes, sein Leben durch Selbstmord endigte. Besonders gelungen sind seine Oden, in denen er lebhaft an Klopstock erinnert. Der Andere, der ebenfalls in der unglücklichen Zeit erlag, ist Hölderlin, er wurde bekanntlich wahnsinnig.

In jener zweiten Periode aber, wo Deutschland wirklich die Fesseln brach, in denen es so lange gelegen, sehen wir jene Reihen kräftiger Dichter entstehen, denen wir bereits einen eigenen Abschnitt dieses Werkes gewidmet haben, wie Körner, Schenkendorf, Arnbt und Andere, und wie die Erhebung Deutschlands, zunächst von Oesterreich ausging, so sehen wir auch dort zunächst, die ersten Dichter, ihre kräftigen Schlachtgesänge dichten.

So begann und so endete jener große Kampf, der so mächtig auf die Entwicklung sämmtlicher Interessen Deutschlands eingewirkt hat.

Die Erhebung des deutschen Volkes gegen das fremde Joch hatte eine so gewaltige Lebenskraft in ihm hervorgerufen, daß es sich mit den unklaren, zur ohnmächtigen Schwäche gesunkenen Bestrebungen der späteren, mystischen Romantik nicht länger befreundet konnte. Was sollte auch die in Thränen zerfließende, sich selbst verzehrende Sehnsucht nach der Vergangenheit, was sollte das Versenken in dunkle,

nebelhafte Ahnungen einem Volke, das aus riesigem Kampfe siegreich hervorgehend, seine unvergängliche Thatkraft so glänzend bewährt hatte. Dagegen war das romantische Element zu tief im Wesen des deutschen Volkes begründet, als daß es aus der Poesie hätte verschwinden können, nur mußte in der Auffassung und Anwendung ein Umschwung stattfinden. Es hatte seine Lebenskraft verloren, weil es sich dem Leben und der Gegenwart entfremdet hatte; es mußte zum Leben und zur Gegenwart zurückkehren, sich an die geistige Regsamkeit derselben anschließen, um neuverjüngt und lebenskräftig wieder zu ersehen. Auch war ja der Grund verschwunden, der es in die Vergangenheit und in die geheimnißvolle Welt der Ahnungen zurückgedrängt hatte. Das Volk hatte sich seine Unabhängigkeit wieder erobert, die Tage des neuen Ruhms glänzten in so vollendeter Herrlichkeit wie die des alten; ja es wurden diese durch die Sonnenstrahlen einer geistigen Regsamkeit verdunkelt, welche sich bald als Streben nach allseitiger Freiheit kund gab, ein Streben, das auch in den schönsten Zeiten des Mittelalters unbekannt geblieben war. Und wie die alte Romantik, die Gegenwart abstreifend, sich als Sehnsucht nach der verschwundenen Herrlichkeit des alten deutschen Reiches ausgeprägt hatte, so bildete sich die neue als Sehnsucht nach Freiheit aus, gestützt auf kräftig emporstrebende Nationalität. Man hatte nicht mehr nöthig nach der uralten Pracht des Kaiserthums und seiner großartigen Macht, vor dem das Ausland gezittert hatte. — Hatte man ja eben auch ohne dieses den Erbfeind gedemüthigt, sich selbst gerettet; eben so wenig konnte man nach Wiederkehr des Ritterthums und geistlicher Macht sich sehnen denn Tapferkeit, Heldenmuth und Gelehrsamkeit war, wie sonst die Poesie und die Bildung, nunmehr aus den Reihen des Adels und der Priester-

schaft in die des Bürgerstandes gezogen; — es blieb nichts zu wünschen übrig, als daß dieser Stand auch erkannt, und von der bisherigen Zurücksetzung emanicipirt werde, daß er in eine Stellung gelange, in welcher er, sich selbst genügend, in freier Selbstständigkeit die ewigen Menschenrechte verwirklichen könne. (Man vergl. „Die versunkene Krone“ von Uhland.) Und so ist denn die Poesie dieser Zeit vorzugsweise eine Poesie der Freiheit, mit vaterländisch-nationaler Basis, ja sie ist so entschieden, daß sie polemisch wird, und gegen alles Retrograde den Kampf aufnimmt und aufsucht.

Weil sie aber vorzugsweise eine Poesie der Freiheit ist, entwickelt sie sich durchaus allseitig und ohne alle Beschränkung; sie ist nicht bloß auf einige herrschende Ideen hingewiesen, sie bewegt sich nicht in einzelnen bevorzugten Anschauungen, sondern sie umfaßt das ganze unermessliche Reich des poetischen Lebens. In der That hat die neueste Zeit einen Reichthum an poetischen Gedanken entfaltet, wie keine frühere, und wie kein anderes Volk sich dessen rühmen kann. Es giebt beinahe keine Erscheinung der inneren oder der äußeren Welt, die nicht ihre poetische Darstellung gefunden hätte, und dazu offenbart sich in den einzelnen oft eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Anschauung.

Bei weitem die meisten Poesien der neuesten Zeit sind lyrisch; die Gründe, welche wir weiter oben dargethan, und welche leider jeder Zeit der selbstständigen Entfaltung der anderen Dichtungsformen hindernd entgegen traten, bestehen auch jetzt noch. Zwar sind viele und mannigfaltige Versuche besonders im Drama gemacht worden, und einige Dichter, wie Immermann, und besonders Grabbe, haben verdiente Auszeichnung gewonnen, aber ihre Werke erreichen doch keineswegs die Höhe der Vollendung. Mehr ist im Epischen gethan worden, nicht

zwar im größeren Epos, sondern in kleineren epischen Dichtungen, unter welchen, besonders „die bezauberte Rose von G. Schulz“ mit Glück behandelt worden ist.

Uhland und mit ihm die schwäbische Dichterschule, waren diejenigen, welche die so nach verschiedenartigen Richtungen hinauslaufenden Bestrebungen der Romantiker dadurch vereinigte, daß sie ihn einen frealen Boden wiedergaben, und statt der dunkelen Irrgänge der Mystik in welchen sich jene verloren, sehen wir jene geheimnißvolle Wunder, in welche die früheren Romantiker sich vertieft haben, von dieser an das klare Sonnenlicht heraufgezogen, daß sich ein Jeder froh, verständlich, und innig daran ergötzen möge. — Eine einzige Ausnahme unter den hierher gehörenden Dichtern, über welche wir an den betreffenden Stellen ausführlich gesprochen haben, macht hiervon Eichendorff; in ihm finden wir diese beiden Elemente wenn auch nicht vereinigt, so doch abwechselnd hervortretend, und während er an manchen Orten sich in lyrische Ueberspanntheit und Gestaltlosigkeit verliert, gewinnt er dagegen um so sicherer an Haltung, wo er sich an die Wirklichkeit anlehnt, und da finden wir denn bei der Einfachheit seiner Lieder, ein so tiefes Gemüth, eine solche Kraft und Wahrheit, in der anmüthigsten Anschauungsweise, daß alle diese Dichtungen Eichendorffs wahre Volkslieder geworden sind. — Eichendorff ist der letzte Romantiker. Wie ein altes mächtiges Schloß das auf den Grenzmarken der Zeit erbaut ist, ragt er hinüber in die frische thatkräftige Poesie der Gegenwart, in diese Lyrik, als deren ursprünglichsten Begründer wir Heinrich Heine betrachten müssen. Sein Bestreben nach künstlerischer Einfachheit, wie schon vor ihm Herder gethan hatte, drang durch den Schwulst und den Bombast jener fremdartigen Spielereien kräftig durch, die man der deutschen Poesie auf

gezwängt hatte. — Vergeblich sehen wir daher Platen, wegen dieser ihm so verderblich scheinenden Neuerung ankämpfen, und gerade dieses Verdienst welches Heine sich um die deutsche Poesie erworben, ist es, durch welches er diesen mächtigen Einfluß erworben, den er auf die Poesie der Gegenwart ausgeübt.

Mehr oder weniger sind alle neueren Dichter, selbst ohne es zu wissen, diesem naturgemäßen

und daher um so mächtigeren Einfluß unterworfen gewesen, und obgleich von so vielen Seiten angefeindet und verdächtigt, wird es erst die Zukunft sein, welche ihm vollständige Anerkennung wiederfahren läßt. — Die erfreulichsten Resultate sind bereits daraus hervorgegangen, und es sind rüstige Arbeiter genug vorhanden, das große Werk weiter auszubauen und zu vollenden, welches er begonnen.



Uebersicht der vorzüglicheren deutschen Dichter mit biographischen Notizen.

- Albertini**, Johann Baptist v., geb. 1749 zu Neuwied, Schleiermachers Studiengenosse, zuletzt Bischof der Brüdergemeinde in Herrnhut; gestorben Ende 1831 zu Berthelsdorf bei Herrnhut.
- Alxinger**, Johann Baptist v., geb. den 24. Jan. 1755 zu Wien, studirte die Rechte, wird nach glücklich bestandenen Prüfungen k. k. Hofagent, und 1794 Secretair bei der Direction des k. k. Hoftheaters, gest. den 1. Mai 1797.
- Arndt**, Ernst Moritz, geb. den 26. Decbr. 1769.
- Arnim**, Ludwig Achim v., geb. den 26. Januar 1781 zu Berlin, studirt in Göttingen, lebt längere Zeit in Heidelberg mit Brentano, dann theils in Berlin, theils auf seinem Gute Wiepersdorf, wo er den 21. Januar 1831 stirbt.
- Auersberg**, Graf v. (Anastasius Grün), geb. d. 11. April 1806.
- Baggeresen**, Jens, geb. den 15. Februar 1764 zu Korsör in Dänemark, wird nach großen Reisen 1796 Professor in Kopenhagen, später Justizrath, entsagt 1814 seinen Aemtern, lebt dann abwechselnd in Paris und Kopenhagen. Gestorben auf einer Reise zu Hamburg den 3. October 1826.
- Blumauer**, Aloys, geb. den 21. December 1755 in Steyer, tritt 1772 in den Jesuitenorden, nach dessen Aufhebung er zum k. k. Cenfor in Wien ernannt wurde. Gestorben den 16. März 1798.
- Bodmer**, Johann Jacob, wurde 1698 zu Greifensee im Canton Zürich geboren und starb ebenda selbst 1783 als Professor der Geschichte.
- Boje**, Heinrich Christian, geb. den 19. Juli 1744 und starb den 3. März 1806.
- Brachmann**, Luise, geb. den 9. Februar 1777 in Dresden, lebte zu Weissenfels an der Saale, in welcher sie am 17. September 1822 ihrem Leben selbst ein Ende machte.
- Breilinger**, Johann Jacob, wurde 1701 in Zürich geboren, wo er 1731 Professor der hebräischen, und 1745 Prof. der griechischen Sprache wurde. Er starb ebendaselbst 1776.
- Brentano**, Clemens, geb. in Frankfurt a/M. im Jahre 1777, studirte in Jena, lebte dann in Heidelberg, wo er mit Arnim die erste große Sammlung deutscher Volkslieder herausgab. Im Jahre 1818 trat er zur katholischen Kirche über, ging dann zuerst ins Kloster Dulmen, hierauf nach Rom, hält sich jetzt theils in Frankfurt, theils in München auf.
- Bronner**, Franz Xaver, geb. den 23. Decbr. 1758 zu Höchstädt. War früher Mönch, flüchtete sich in die Schweiz, wo er nach und nach verschiedene Stellen bekleidete. Später lebte er in Karan als Archivar und Bibliothekar.
- Bürger**, Gottfried August, geb. den 1. Januar 1748, gest. den 8. Juni 1794.
- Chamisso**, Albalbert v., geb. den 27. Januar 1781 gest. den 21. August 1838.
- Claudius**, Mathias, geb. den 15. August 1740, gest. den 12. Januar 1815.

- Collin, Heinrich Joseph, Edelr. von,** geb. den 26. December 1772, gest. den 28. Juli 1812.
- Conz, Karl Philip,** geb. den 28. October 1762 zu Lorch im Königreich Württemberg, war Professor der klassischen Literatur zu Tübingen, und starb daselbst am 20. Juni 1827.
- Cramer, Joh. Andreas,** geb. den 29. Januar 1723 zu Jöhstätt in Sachsen, 1742 in Leipzig, 1750 Oberhofprediger in Duedlinburg, 1754 Hofprediger in Kopenhagen und 1765 Professor, wird 1771 vertrieben, dann Superintendent in Lübeck, 1774 Profkanzler und Professor in Kiel, stirbt daselbst den 12. Juni 1788.
- Kreuz, Friedrich Karl Kasimir, Freiherr v.,** geb. den 24. November 1724 zu Homburg vor der Höhe, studiert beinahe ohne alle Anleitung alte und neue Sprachen, Geschichte, Philosophie und die Rechte. 1746 Hofrath, 1750 erster Staatsrath, leitet die Staatsgeschäfte mit Thätigkeit und Umsicht. Uebertriebene Anstrengung bereitet ihm einen frühzeitigen Tod, stirbt den 6. Sept. 1770. Sein größtes poetisches Werk sind „die Gräber, ein philosoph. Gedicht in 6 Gesängen.“
- Cronegh, Johann Friedrich Freiherr v.,** geb. den 2. Sept. 1731 zu Ansbach, studirt 1749 in Halle, 1750 in Leipzig, 1752 Ansbachischer Hof- u. Regierungsrath, macht dann Reisen, gest. den 31. Dec. 1758 in Nürnberg.
- Eichendorf, Joseph Freiherr v.,** geb. 10. März 1788 zu Lubowitz.
- Falk, Johannes Daniel,** geb. 1770 in Danzig, von armen Aeltern, bezieht 1798 die Universität Halle, lebt dann in Weimar, widmet sich seit 1813 wohlthätigen Zwecken, zuletzt Vorsteher eines Vereins für verlassene Kinder. Gestorben den 14. Februar 1826.
- Fouqué, Friedrich Freiherr de la Motte,** geb. den 12. Februar 1777 zu Brandenburg.
- Freiligrath, Ferdinand,** geb. den 17. Juni 1810.
- Fröhlich, Abth. Emanuel,** gb. 1796 in der Schweiz.
- Gandy, Franz Freiherr v.,** geb. d. 19. April 1800, gest. im Februar 1840.
- Geibel, Emanuel,** geb. den 18. October 1815.
- Gellert, Christian Fürchtgott,** geb. den 4. Juli 1715, gest. den 13. December 1769.
- Gerstenberg, Hans Wilhelm von,** geb. d. 3. Januar 1727 zu Tondern im Herzogthum Schleswig, studirte in Jena, betrat dann die militairische Laufbahn, die er aber später mit der juristischen vertauschte. 1771 wurde er Geheimer Konferenzsecretair in Kopenhagen, 1775 Dänischer Resident und Consul in Lübeck, 1785 Justizdirector der Königl. Lotto's in Altona, wo er sich von nun an, seit 1812 privatirend, bis zu seinem Tode, den 1. November 1823 aufhielt.
- Gesner, Salomon,** geb. den 1. April 1730 zu Zürich. Glücklicher Landschaftsmaler und Kupferstecher. Gest. in Zürich den 2. März 1787.
- Gleim, Johann Wilhelm Ludwig,** geb. den 2. April 1719 zu Grmsleben, im ehemaligen Fürstenthum Halberstadt. Studirte 1738—40 in Halle die Rechte, wo er sich an Uz und Götz angeschlossen. 1747 wurde er Secretair des Domkapitels zu Halberstadt, später auch Kanonikus. Gest. den 18. Februar 1803.
- Goethe, Johann Wolfgang v.,** geb. d. 28. August 1749, gest. den 22. März 1832.
- Göth, Johann Nicolaus,** geb. den 9. Juli 1721 zu Worms, geht 1793 nach Halle, um Theologie zu studiren, wird 1742 Hauslehrer in Gmten in Ostfriesland, kehrt aber des rauhen Klima's wegen bald in seine Vaterstadt zurück. 1744 Hofmeister und Hofprediger in Herbach [Ostthüringen], 1747 Feldprediger bei einem französischen Regiment. Während seines langen Aufenthaltes in Frankreich lernte er die französische Literatur kennen und lieb gewinnen. Nach Deutschland zurückgekehrt, erhielt er nach und nach verschiedene Pfarreien und ward zuletzt Baden-Durlachischer Superintendent in Kirchberg. Gest. den 4. November 1781.
- Gottsched, Johann Christoph,** wurde im Jahre 1700 zu Judittenkirch bei Königsberg geboren. Er starb im Jahre 1766 als Professor der Dichtkunst und Logik zu Leipzig.
- Grübel, Johann Conrad,** geb. den 3. Juli 1736, gest. den 18. März 1809.
- Hagedorn, Friedrich v.,** geb. den 23. April 1706, gest. den 28. October 1755.
- Galler, Albrecht v.,** geb. in Bern den 16. October 1708, dichtet schon im zehnten Jahre, bezieht, erst 15 Jahr alt, die Universität Tübingen, studirt Medicin, besonders Anatomie und Botanik, geht dann nach Leiden, bereist Deutschland, England und Frankreich, 1729 praktischer Arzt in Bern, 1736 Professor der Medicin, Anatomie und Botanik in Göttingen, 1749 von Oesterreich in den Adelsstand erhoben, kehrt 1753 nach Bern

- zurück, wo er verschiedene Aemter bekleidet, gestorben den 12. December 1777.
- Hardenberg, Friedrich Georg v.**, unter dem Namen *Novalis* — von einem Gute seiner Familie — bekannt, ward den 2. Mai 1772 zu Weisensfels geboren, studirte in Jena, Leipzig und Wittenberg die Rechte, besuchte 1798 die Bergakademie in Freiberg, ward 1799 Assessor beim Directorium der Salinen in Weisensfels, gest. d. 25. März 1801.
- Haug, Johann Christoph Friedrich**, geb. d. 9. März 1761 zu Niederstogingen im Königreich Württemberg, studirte die Rechte auf der Karlschule in Stuttgart, 1783 wurde er Secretair bei dem herzoglichen geheimen Kabinette, 1807 Hofrath und Bibliothekar. Gestorben in Stuttgart den 30. Januar 1829.
- Hebel, Johann Peter**, geb. den 11. Mai 1760, gest. den 22. Sept. 1828.
- Heine, Heinrich**, geb. den 1. Januar 1800 in Düsseldorf.
- Herder, Johann Gottfried v.**, geb. den 24. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen. In der Absicht, Medicin zu studiren, wollte er 1762 nach Petersburg gehen, änderte aber in Königsberg seinen Entschluß und studirte dort Theologie. Im Jahre 1765 wurde er Lehrer in Alga, 1768 Reiseprediger des Prinzen von Holstein-Gutin, 1771 Hofprediger in Bückeburg, 1775 Hofprediger und General-Superintendent in Weimar, 1779 Vicepräsident des Oberconsistoriums, 1801 in den Reichstand erhoben, starb er den 18. Dec. 1803.
- Höltz, Heinrich Christoph**, geb. d. 31. Dec. 1748, gest. den 1. Sept. 1776.
- Hölderlin, Johann Christoph Friedrich**, geb. den 29. März 1770 zu Laufen im Württembergischen, hat sein ganzes Leben lang mit Unglück zu kämpfen, verfällt zuletzt in unheilbarem Wahnsinn, lebt jetzt in Tübingen.
- Hoffmann, Heinrich von Fallersleben**, geb. den 2. April 1798.
- Jacobi, Johann Georg**, geb. den 2. September 1740 zu Düsseldorf, studirte von 1758—1765 in Göttingen, Helmstädt und Halle, zuerst Theologie, dann die Rechte und zuletzt vorzugsweise Sprachen und Literatur, wie er sich denn auf Klosters Anrathen ganz der Kunstkritik widmen wollte, bis ihn Gleim auf sein Dichtertalent hinwies und ihn der Poesie erhielt. Er ward 1765 außerordentlicher Professor der Philosophie in Halle, 1769 Kanonikus in Halberstadt, 1784 Professor der Philologie in Freiburg, wo er den 4. Januar 1814 starb.
- Jffland, August Wilhelm**, geboren den 19. April 1759 zu Hannover, wird Schauspieler, 1796 Direktor des National-Theaters in Berlin, 1811 Generaldirector der königlichen Schauspiele, gest. daselbst den 22. September 1814.
- Karschin, Anna Louise**, geb. den 1. Dez. 1722 auf einer Meierei bei Schwiebus in Niederschlesien, wo ihr Vater, Christian Dürbach, Schenkwrith war. Sie verlor denselben schon im 6ten Jahre ihres Alters. Nach einer zum Theil in sehr beschränkten Umständen verlebten Kindheit, in der sich aber ihr poetisches Talent schon zu zeigen begann, ward sie, noch nicht 16 Jahr alt, an den geizigen Tuchweber Hirsferon in Schwiebus verheirathet, der sie auf das Abscheulichste mißhandelte und sich endlich von ihr scheiden ließ. Bald darauf verheirathete sie sich zum zweitenmale mit dem Schneider Karsh, mit dem sie aber nicht glücklicher lebte, da er sich dem Trunke hingab, und seine Frau dadurch in die bitterste Armuth brachte. 1755 zog sie mit ihrem Mann nach Olegau, wo sie sich nach einigen unglücklich verlebten Jahren von demselben trennte. Nun begann eine glücklichere Zeit für sie; ihr Talent hatte nach und nach die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich gezogen, und sie konnte später (1760) sogar nach Berlin reisen, und dort ihren Wohnsitz aufschlagen. Die bedeutendsten Männer (Ramler, Sulzer, Gleim u. A.) nahmen sich ihrer freundlich an, und bemühten sich sogar, ihrem Mangel an höherer Bildung durch Unterricht, den sie ihr ertheilten, abzuhefeln. Aber sie war damals schon zu alt; die Kraft ihrer Phantasie war erschöpft, und so blieben die wohlwollenden Bemühungen jener Männer beinahe ohne Erfolg. Sie starb, nachdem sie noch manche traurige Erfahrungen hatte machen müssen, den 12. October 1791.
- Kästner, Abraham Gotthelf**, geb. den 27. September 1719 zu Leipzig. Im Jahre 1731 besuchte er, 12 Jahr alt, die Universität seiner Vaterstadt, in seinem 18ten Jahre erhielt er (1737) die Magisterwürde, 1746 ward er Professor der Mathematik in Leipzig (nachdem er schon seit 1739

- öffentliche Vorlesungen gehalten hatte), 1756 Professor der Mathematik in Göttingen, wo er den 20. Juni 1800 starb.
- Kerner, Justinus**, geb. den 18. Febr. 1786.
- Kleist, Ewald Christian v.**, geb. den 7. März 1715 zu Zeblin bei Köslin, studirt 1731 die Rechte in Königsberg, wird 1736 dänischer Offizier, tritt 1740 in preussische Dienste, wird 1756 Major. In der Schlacht bei Kunersdorf tödtlich verwundet, stirbt er den 24. August 1759 in Frankfurt a. O.
- Kleist, Heinrich v.**, geb. den 10. Oktober 1776 zu Frankfurt a. O., macht den Revolutionskrieg als preussischer Offizier mit, geht 1799 nach seiner Vaterstadt, um die Rechte zu studiren, wird dann in Berlin angestellt, 1806 gefangen nach Frankreich abgeführt, lebt zuletzt in Berlin, wo er am 21. November 1811 seinem Leben ein Ende macht.
- Klinger, Friedrich Maximilian v.**, geb. 1753 in Frankfurt a. M. General in russischen Diensten. Gest. den 25. Februar 1831.
- Klopstock, Friedrich Gottlieb**, geboren den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, 1739 auf die Schulstorte wo er schon den Plan zum Messias entwirft. Studirt 1745 in Jena, 1746 in Leipzig, 1748 Hauslehrer in Langensalza, wo er seine Fanny (Friedrich Schmidt) kennen lernt, 1750 geht er nach Zürich zu Bodmer, 1751 nach Kopenhagen, wo er eine Pension erhält, um den Messias zu vollenden; 1771 in Hamburg, stirbt er daselbst den 14. Mai 1803.
- Knapp, Albert**, geboren in Tübingen den 25. Juli 1798, Diakonus an der Hospitalkirche in Stuttgart.
- Knebel, Karl Ludwig v.**, geb. den 30. November 1744 zu Wallerstein in Franken, in Ansbach mit U. vertraut, der auf seine Bildung segensreichen Einfluß übte. 1774 Erzieher eines weimarschen Prinzen, steht mit Göthe, Herder, Wieland in genauen, selbst freundschaftlichen Verhältnissen; gestorben in Jena, wo er zuletzt lebte, den 23. Februar 1831.
- Körner, Theodor**, geb. den 23. September 1791, gest. den 26. August 1813.
- Kopisch, August**, geb. den 26. Mai 1799.
- Kosegarten, Ludwig Gotthard (Theobul)**, geb. den 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen, Prediger in Altenkirchen auf der Insel Rügen, zuletzt Professor der Geschichte in Greifswalde, wo er den 26. Oktober 1818 starb.
- Kohebur, August Friedrich Ferdinand v.**, geb. den 3. Mai 1761 in Weimar, lebte lange Zeit in Rußland, wird den 23. März 1819 in Mannheim von einem Studenten K. L. Sand ermordet.
- Kreetschmann, Karl Friedrich**, geb. den 4. Decemb. 1738 zu Zittau, bezieht 1757 die Universität Wittenberg, um die Rechte zu studiren. 1764 wurde er Oberamtsadvokat in seiner Vaterstadt. 1774 Gerichtsactuar, und 1797 wurde er in den Ruhestand versetzt. Er starb in Zittau den 16. Januar 1809.
- Krummacher, Friedrich Adolf**, geb. den 13. Juli 1768 zu Leckenburg in Westphalen, zuerst Professor in Duisburg, dann Consistorialrath und Hosprediger in Verburg, seit 1824 Pastor in Bremen, wo er in der neuesten Zeit durch übertriebenen Pietismus mancherlei Aergerniß giebt.
- Langbein, August Friedrich Ernst**, geb. 1751, gest. 1835.
- Lavater, Johann Kaspar**, geb. den 15. November 1741 zu Zürich, studirte Theologie, und versah auch verschiedene geistliche Aemter in seiner Vaterstadt. Schon früh zeichnete er sich durch sittlichen Muth aus; so daß er, erst 19 Jahr alt, den ungerechten harten Landvogt Grebel öffentlich verklagte. Gestorben den 2. Jan. 1801.
- Lenz, geb. den 12. Jan. 1750 zu Säßwezen in Plesland, lernte in Straßburg, wo er studirte, Göthe kennen. Gest. 1792 in Moskau.**
- Leisewitz, Johann Anton**, geb. den 9. Mai 1752 zu Hannover, studirt in Göttingen, wird wirklicher geheimer Justizrath. Gest. d. 10. Sept. 1806.
- Lichtwer, Magnus Gottfried**, geb. den 30. Jan. 1719, gest. den 7. Juli 1783.
- Liscow, Christian Ludwig**, geb. 1701 zu Wittenburg in Mecklenburg-Schwerin, gest. in Gilenburg 1760.
- Lessing, Gotthold Ephraim**, geb. den 22. Januar 1729 zu Camenz in der Lausitz, im 12. Jahre auf der Fürstenschule zu Meissen, geht 1746 um Theologie zu studiren nach Leipzig, beschäftigt sich aber vorzugsweise mit dem Theater, hält sich später in Berlin, Wittenberg, Leipzig, Breslau und Hamburg auf. 1770 Bibliothekar in Wolfenbüttel; stirbt dort den 15. Februar 1781.
- Mahlmann, Siegfried August**, geb. den 13. Mai 1771, lebt in Leipzig, wo er zuerst die Zeitung

- für die elegante Welt und dann die Leipziger politische Zeitung redigirte. Gest. daselbst im Jahre 1826.
- Manso**, Johann Kaspar Friedrich, geboren den 26. Mai 1759 zu Zella im Herzogthum Gotha. 1783 Kollaborator und dann Professor am Gymnasium zu Gotha, 1793 Rektor des Gymnasiums in Breslau. Gest. den 9. Juni 1826.
- Masallier**, Karl, geb. den 16. November 1731 in Wien. Wie Denis, war er in den Jesuitenorden getreten, zu dessen würdigsten und gelehrtesten Mitgliedern er gehörte. Gest. in Wien den 6. October 1795.
- Matthisson**, Friedrich v., geb. den 23. Jan. 1761 zu Hohendoreben bei Magdeburg, war eine Zeitlang Privatlehrer in Dessau, dann Vorleser und Reisegefährte der Fürstin von Dessau durch das südliche Deutschland, die Schweiz, Italien, 1809 vom König von Württemberg geädelt, 1812 in Stuttgart als Oberbibliothekar, seit 1829 mit dem Titel eines Geheimen Legationsraths in Wörlich, wo er den 12. März 1831 starb.
- Mayer**, Karl, geb. 1786,
- Miller**, Johann Martin, geb. in Ulm d. 3. Dezember 1750, geht 1770 nach Göttingen, wo er ein thätiges Mitglied des Hainbundes ist. 1775 nach Ulm zurückgekehrt, wird er 1780 Pfarrer in Jungingen. 1781 Prof. in Ulm, 1783 Pfarrer am Münster, 1797 Prof. der catechetischen Theologie am Gymnasium, 1810 Dekan und geistlicher Rath. Gestorben den 21. Juni 1814.
- Müller**, Wilhelm, geb. den 7. Oct. 1795, gest. den 1. October 1827.
- Neubek**, Valentinus Wilhelm, geb. den 21. Januar 1765 zu Arnstadt (im Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen), studirt in Göttingen und dann in Jena Medizin, wird 1793 Kreisarzt in Steinau in Schlesien, 1821 erhielt er den Titel eines Königl. Preussischen Hofraths.
- Nicolay**, Ludwig Heinrich v., geb. den 29. Decbr. 1737 zu Strassburg, wo er nach vollendetem Studium Professor der Logik wird. 1770 geht er als Kabinetsecretair des Großfürsten nach Petersburg, wird 1772 geädelt, tritt später in den Staatsdienst über, wird 1796 Staatsrath, 1801 Geheimrath, zieht sich dann in das Privatleben zurück und stirbt im Jahre 1820 auf seinem Gute bei Wiborg in Finnland.
- Oehlenschläger**, Adam Gottlieb, geb. 1779 in Kopenhagen, ward daselbst 1811 Professor der Aesthetik, 1815 Doctor der Philosophie, 1827 ordentlicher Professor und dann Ritter des Dannebrog- und des Nordsternordens.
- Overbeck**, Christian Adelph, geb. 1755, gest. 1821.
- Platen**, Karl August Georg Mar Graf von Platen-Hallermünde, geb. den 24. October 1796, gest. den 5. Dezember 1835.
- Pffeffel**, Gottlieb Conrad, geb. den 28. Jan. 1736, gest. den 1. Mai 1809.
- Rabener**, Gottlieb Wilhelm, geb. den 17. Sept. 1714 zu Bachau bei Leipzig, gest. als Steinerrath 1771. zu Dresden.
- Ramler**, Karl Wilhelm, geb. den 25. Febr. 1725 zu Kolberg, studirt in Halle, wo er, wie auch später, als er in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, die Alten und vorzüglich den Horaz gründlich studirt. 1746 kam er nach Berlin, wo er mit den bedeutendsten Männern jener Zeit vertraut wurde (mit Gleim, Kleist, Lessing, Sulzer u. a. m.) 1748 ward er Professor der Logik und der schönen Wissenschaft am Kadettencorps. Erst nach dem Tode Friedrichs II., der ihn nicht kannte, ward er Mitglied der Academie der Wissenschaften. 1787 erhielt er mit Engel die Direction des Theaters. Gest. den 11. April 1790.
- Rüdert**, Friedrich, geb. 1789 zu Schweinfurt.
- Salis-Seewis**, Johann Gaudenz, geboren den 26. December 1762 zu Seewis in Graubünden, war bis 1789 Hauptmann der Schweizergarde in Versailles. In seine Heimath zurückgekehrt, bekleidete er bis zu seinem Tode wichtige Militairstellen. Gest. in Malans den 28. Januar 1834.
- Schefer**, Leopold, wurde den 30. Juli 1784 zu Muskau in der Niederlausitz geb., wo er auch noch als Privatgelehrter lebt.
- Schenkendorf**, Mar von, geb. den 11. December 1783, gest. den 11. December 1819.
- Schiller**, Friedrich von, geb. den 10. Nov. 1759, gest. den 9. Mai 1805.
- Schlegel**, August Wilhelm v., geb. den 5. Sept. 1787 zu Hannover, studirt in Göttingen, wird Hauslehrer in Amsterdam, Professor in Jena, reist 1805 mit Frau von Stael durch Italien, Frankreich, Deutschland und Schweden, lebt nach den Befreiungskriegen bei seiner Freundin am Gen-

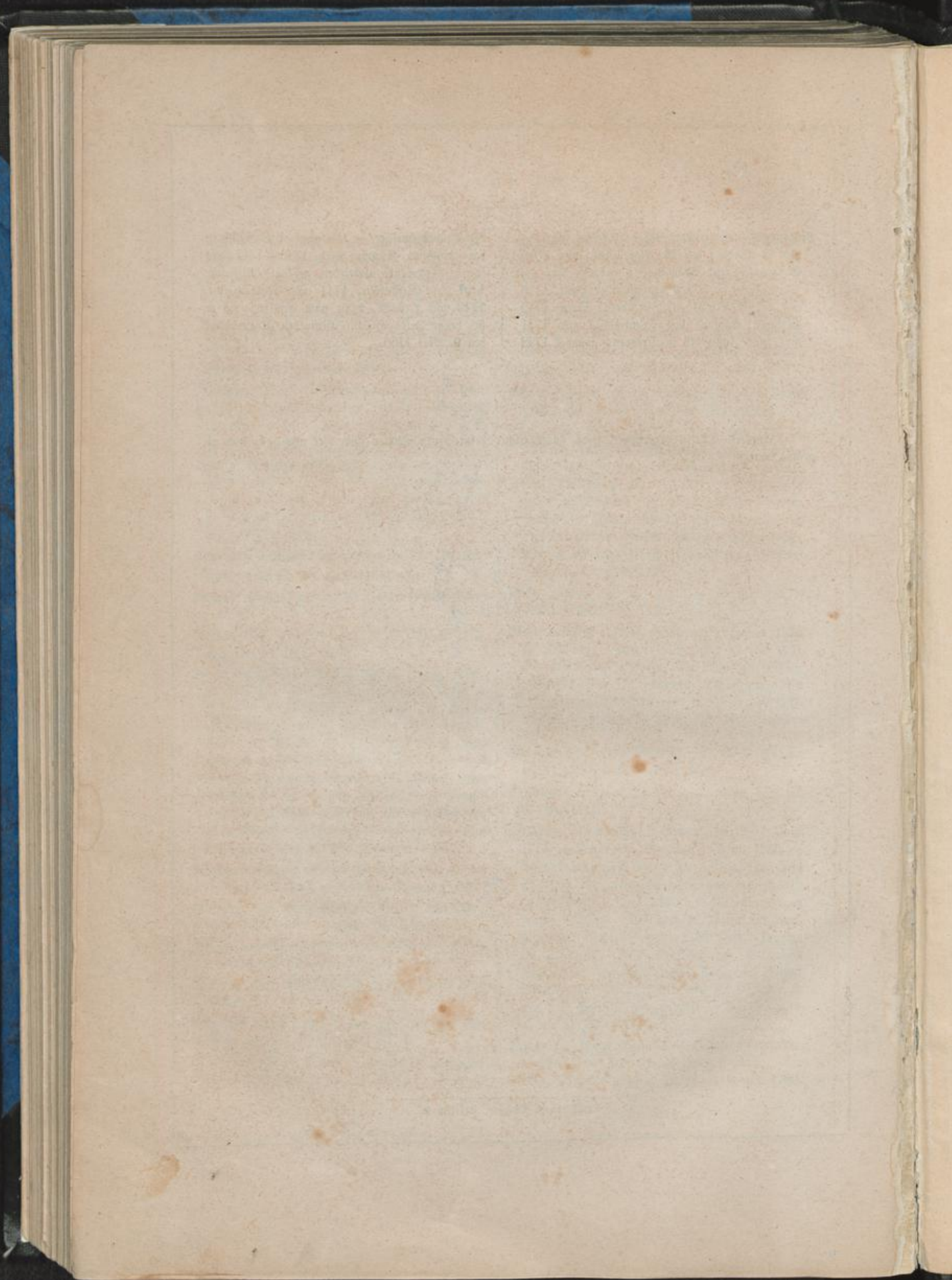
- fersee bis zu ihrem Tode, seit 1818 Professor der indischen Sprache in Bonn.
- Schlegel**, Friedrich v., geb. den 10. März 1772, studirt in Göttingen, lebt dann in Jena, Berlin und Dresden, wird 1808 in Köln katholisch; geht dann nach Wien, wo er zuerst verschiedene Stellen bekleidet, seit 1819 aber practisirte. Gest. in Dresden den 12. Januar 1829.
- Schmidt**, Klammer Eberhard Karl, geb. im Jahre 1746 zu Halberstadt, wo er auch in verschiedenen Anstellungen sein ganzes Leben zubrachte, gest. im Jahre 1824.
- Schulze**, Ernst Konrad Ludwig, geb. den 22. März 1789 zu Celle, studirt 1806 die Theologie in Lüneburg, tritt 1813 in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger, geht hierauf nach Göttingen zurück, gest. 1817 in Celle.
- Schubart**, Christian Friedrich, geb. den 26. Mai 1739, gest. den 10. Oct. 1791.
- Schwab**, Gustav, geb. d. 19. Juni 1792 zu Stuttgart.
- Seume**, Joh. Gottfried, geb. d. 29. Januar 1763, gest. den 13. Juni 1810.
- Sonnenberg**, Franz Anton Joseph Ignaz Maria Freiherr v., geb. am 5. September 1779 zu Münster in Westphalen, studirte die Rechte, machte, 19 Jahr alt, eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Nach seiner Heimath zurückgekehrt, ekelten ihn die dortigen Verhältnisse an, er begann neue Reisen durch Deutschland, bis er sich endlich in der Gegend von Jena bleibend, niederließ, wo er sein großes Epos Donatoa bearbeitete. Er endigte sein Leben durch Selbstmord am 22. November 1805.
- Stolberg**, Friedrich Leopold Graf zu, geboren den 7. November 1750, gest. den 6. December 1819.
- Stolberg**, Christian Graf zu, geb. d. 15. Octbr. 1748, gest. den 18. Januar 1821.
- Strehlenau**, Nicolaus Niembtsch Edler von, (Nicolaus Renau), geb. den 13. August 1802.
- Tanner**, Karl Rudolph, geb. den 24. Juni 1794 in Aarau.
- Thümmel**, Moriz August von, geb. den 27. Mai 1738, gest. den 16. October 1817.
- Tiedge**, Christoph August, geb. den 13. December 1752 zu Gardelagen in der Altmark. Lebte in Magdeburg, Halle, Berlin, seit 1819 in Dresden, wo er auch 1840 starb.
- Tiedt**, Ludwig, geb. den 31. Mai 1773 in Berlin, studirt in Halle, lebt dann ohne öffentliche Anstellung in Berlin, Hamburg, Dresden und München, reist 1805 nach Italien, 1808 nach London, lebt seit 1825 in Dresden, gegenwärtig in Berlin.
- Uhland**, Ludwig, geb. den 16. April 1787.
- Ulleri**, Johann Martin, geb. zu Zürich im April 1763, gest. den 29. Juli 1827 ebendasselbst.
- Uz**, Johann Peter, geb. den 3. October 1720 in Ansbach, geht 1739 nach Halle, studirt die Rechte, wird 1748 Secretair beim Landgericht in Ansbach. 1763 Rath, dann Direktor des Landgerichts und Consistoriums. Der Markgraf von Ansbach erfährt in Rom, daß Uz ein ausgezeichnete Dichter sei und ernennet ihn zum Geh. Rathe; diese Ernennung erfährt er auf seinem Sterbebette, den 12. Mai 1796.
- Voss**, Johann Heinrich, geb. den 20. Febr. 1751, gest. den 29. März 1826.
- Weisse**, Christian Felix, geb. den 28. Januar 1726 zu Annaberg, studirt in Leipzig, wo er 1761 Oberstensecretair wurde. Er stand mit Lessing, Nabener, Gellert, Thümmel, Garve und vielen andern bedeutenden Männern in den freundschaftlichsten Beziehungen. Gest. den 16. December 1804.
- Wieland**, Christoph Martin, geb. den 5. Septbr. 1733, gest. den 20. Januar 1813.
- Willamow**, Johann Gottlieb, geb. 1736, gest. den 6. Mai 1777.
- Withof**, Johann Philipp Lorenz, geb. den 1. Juni 1725 zu Duisburg am Rhein, bezieht 1740 die Universität daselbst, wo er sich 3 Jahre lang dem Studium der alten Sprachen und der schönen Wissenschaften, dann aber der Medicin widmet später in Leiden. 1747 wird er Doctor und dann practischer Arzt in Eingen; 1750 Doctor legens in Duisburg, 1752 Professor der Geschichte, Philosophie und Beredsamkeit in Hamm, hierauf Professor der Beredsamkeit und des Griech., so wie auch Hofrath und Leibarzt in Duisburg wo er den 3. Juli 1789 starb.
- Zachariä**, Justus Friedrich Wilhelm, geboren den 1. Mai 1726, gest. den 30. Januar 1777.
- Zedlitz**, Joseph Christian, Freiherr von, geb. 1790.

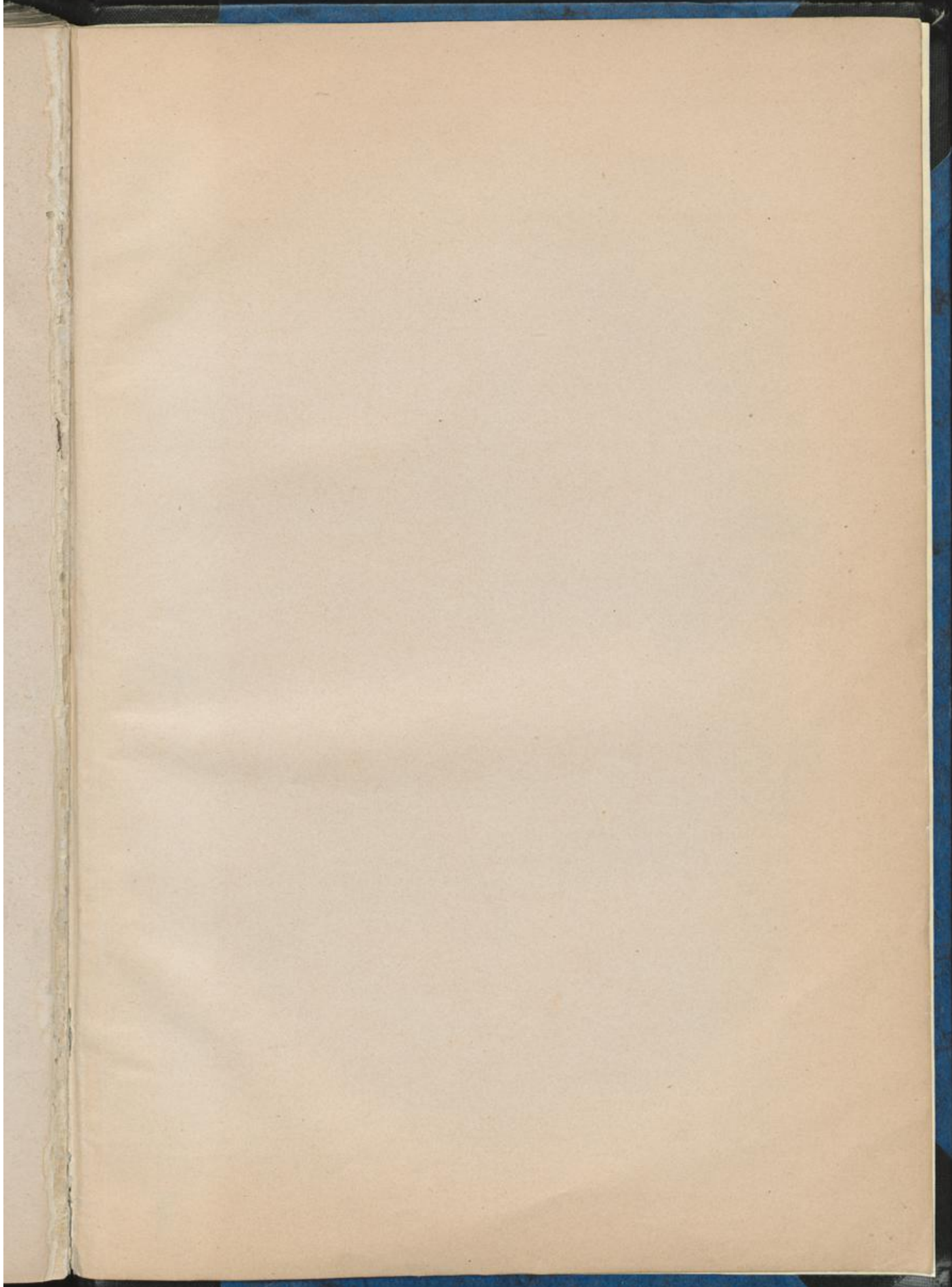
Zinzendorf u. Pottendorf, Nicolaus Ludw. Graf v., geb. in Dresden den 26. Mai 1700, von seiner Großmutter zur Frömmigkeit erzogen, kam im 10ten Jahre in das Pädagogium zu Halle, 1716 auf die Universität in Wittenberg, bereist 1719 Holland, England und Frankreich, ward 1721 Hof- und Justizrath in Dresden, gründet 1722

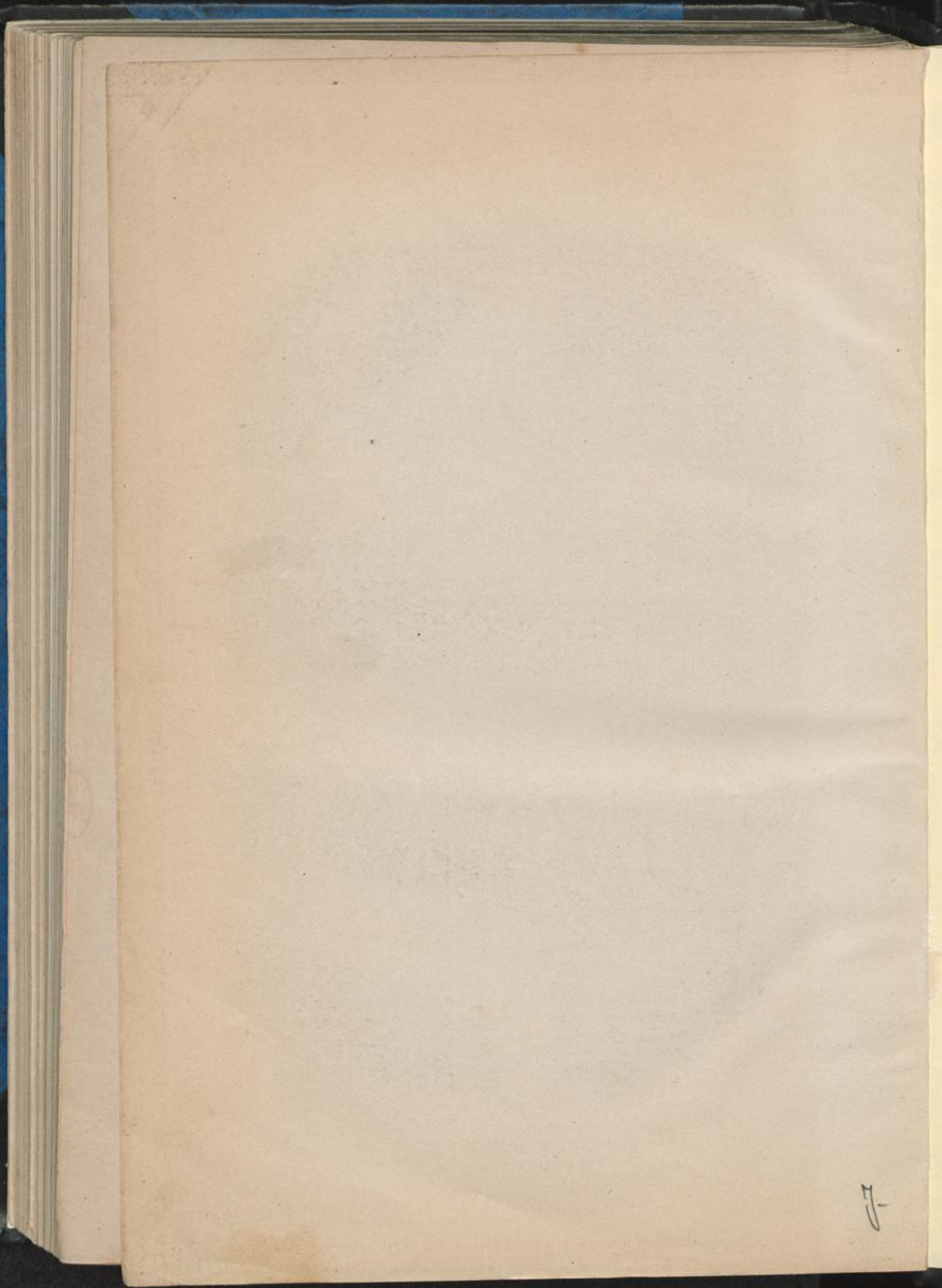
die Brüdergemeinde in Herrnhut, tritt 1734 in den geistlichen Stand, wird 1736—1747 aus seinem Vaterlande vertrieben, geht als Missionär 1737 nach Westindien, 1741 nach Nordamerika, 1743 nach Liefland, dann nach England, wo er sich lange Zeit aufhält. Gestorben zu Herrnhut den 9. Mai 1760.

Anmerk. Die in dem Werke selbst ausführlicher besprochenen Dichter sind hier nur ganz kurz abgefaßt worden.



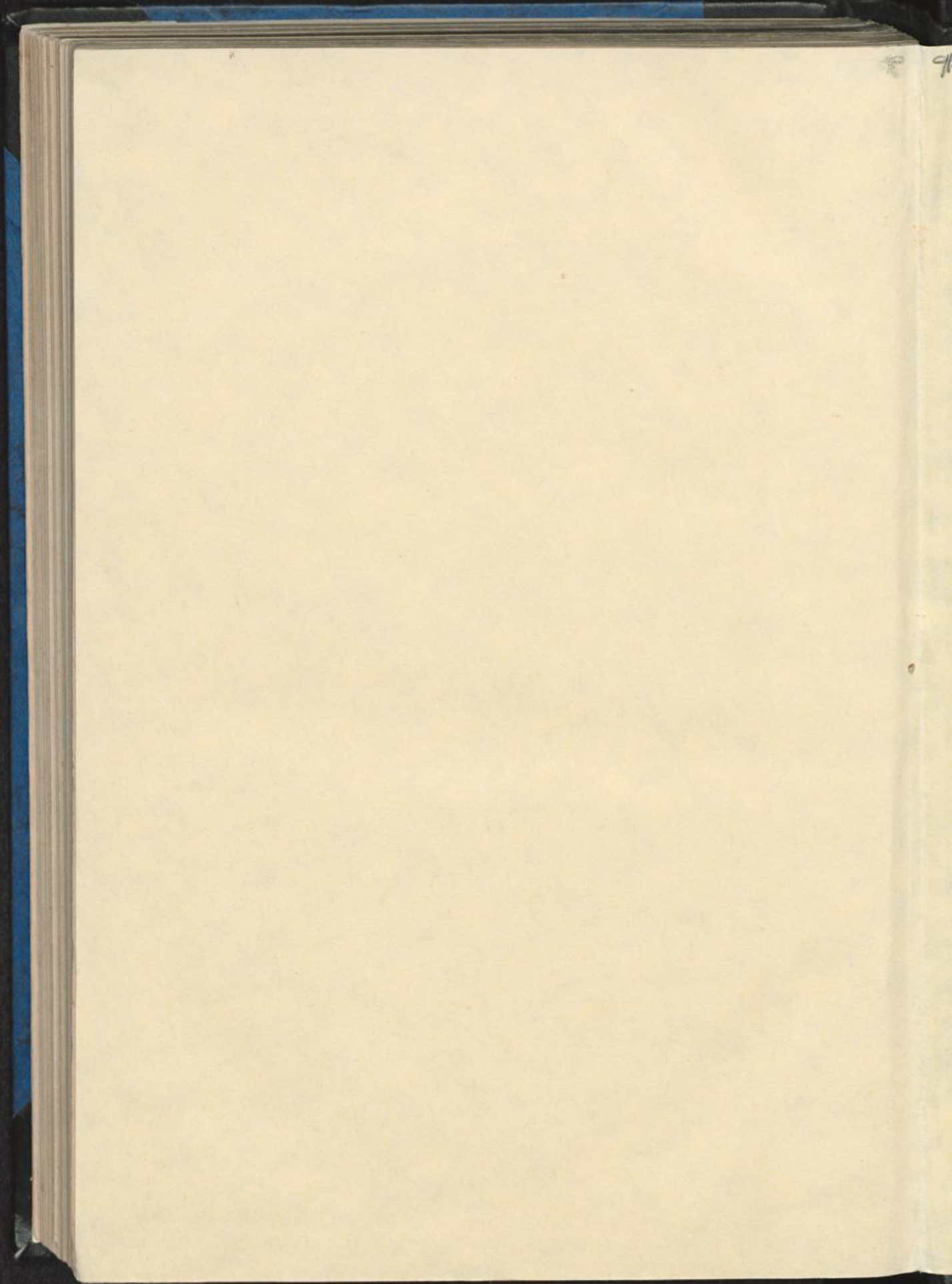






7

7



f. 92

